

Menzel

Stricker!

3.3.34.

<36614669570013

Rom's Unrecht.

Von

Wolfgang Menzel.

Stuttgart.
Verlag von A. Kröner.
1871.



Druck von Gebr. Mäntler in Stuttgart.

Vorrede.

Das vorliegende Werk ist schon seit Jahren von mir vorbereitet und größtentheils schon im Jahre 1869 niedergeschrieben worden. Da ich als Geschichtschreiber der neuern und neuesten Zeit den Intriguen des Tuilerienkabinets immer mit Aufmerksamkeit gefolgt bin, entging mir nicht, daß jenes Kabinet auch mit Rom intriguirte, um erstens dem Kaiser von Oesterreich die Hegemonie in Italien und die Schutzherrschaft über Rom zu entwinden, zweitens durch die Expedition nach Mexico (wie Napoleon III. selbst in seinem offenen Schreiben an General Forey verkündete) auch in der neuen Welt der romanischen Race ein neues Uebergewicht über die germanische zu geben, und drittens um durch die ultramontane Presse die Süddeutschen gegen die Norddeutschen zu fanatisiren und einen Angriff Frankreichs auf Preußen vorzubereiten. Als nun vollends der Papst durch Heiligsprechungen, durch das neue Dogma von der unbefleckten Empfängniß, durch Promulgirung der Encyclika und des Syllabus, endlich durch die Einberufung des ökumenischen Concils eine Glorification nach der andern erlebte, ihm eine ganz neue Wichtigkeit beigelegt und vom Concil eine maßlose Macht in der Zukunft zugesprochen wurde, ließ sich leicht erkennen, es stehe uns Deutschen ein combinirter Angriff von Paris und Rom aus bevor. Dieser Angriff sollte das eben in den Geburtswehen seiner Einigung liegende Deutsch-

land in dieser Einigung stören, sie im Interesse des romanischen Westens und Südens verhindern, wie sich denn Frankreich und Rom schon seit Jahrhunderten immer und immer wieder in Deutschland eingemischt haben, um uns nicht einig bleiben oder nicht wieder einig werden zu lassen. Um nun diese Wahrheit dem deutschen Volke klar zu machen, das deutsche Volk vor der nahen Gefahr zu warnen, entwarf ich das vorliegende Buch.

Frankreich griff uns im vorigen Jahr unversehens und muthwillig an, ohne im geringsten von uns beleidigt oder herausgefordert worden zu seyn. Ebenso unversehens und muthwillig werden wir jetzt wieder von Rom aus durch die ungeheuersten Zumuthungen des Ultramontanismus angegriffen, ohne die mindeste Veranlassung dazu gegeben zu haben. Denn nie war die Lage der Katholiken in Deutschland befriedigender als in den letzten Jahrzehnten und niemals schien der confessionelle Friede und die Verträglichkeit andersgläubiger Nachbarn gesicherter. Erst die maßlosen Forderungen Rom's an alle Deutschen, sich den Befehlen des unfehlbaren Papstes blind zu unterwerfen, stören uns in dem bisherigen Frieden, wie derselbe uns im vorigen Jahre vom französischen Kaiser durch die freche Forderung der Rheingrenze gestört worden ist. Beide Forderungen stehen aber im genauesten Zusammenhange und gingen aus dem nämlichen Operationsplane hervor. Wenn der französische Imperator uns Deutsche nicht mit weltlichen Waffen würde bezwingen können, sollte Rom uns mit geistlichen Waffen überfallen, und die Niederlage der französischen Marschälle sollte durch Siege der Jesuiten in Deutschland selbst gerächt werden. Denn deren schwarze Armee war die Reserve der Turcos.

Die Ultramontanen nehmen die Miene an, als sey es ihnen nur um den Glauben und um die so werthvolle Glaubenseinheit zu thun. Sie sprechen für ihre Kirche einen absolut internationalen Charakter an und verwerfen mit großer Ostentation das Nationali-

tätenprincip, als sey es der Kirche gegenüber gänzlich unberechtigt. Und doch sind sie selbst durch und durch Nationale, nämlich Lateiner, Romanen, und im lateinischen Racendünkel seit Jahrhunderten gleichsam hart gesotten. Der internationale Charakter der römischen Hierarchie ist eine bloße Voraussetzung, ein Aushängeschild, eine Täuschung, eine Usurpation, ein bequemes Mittel, um andere Racen der romanischen unterzuordnen. Das Christenthum in seiner evangelischen Reinheit ist international und eine Offenbarung Gottes, die römische Hierarchie dagegen trägt so einseitig als möglich den Racentypus zur Schau, nicht anders wie die griechisch-russische Kirche auch. Wenn dem nicht so wäre, so würden diese beiden Kirchen sich nie getrennt und würde auch die germanische Race nicht dahin getrieben worden seyn, sich von der römischen Kirche loszureißen. Hier liegen uns lauter unumstößliche Thatsachen der Geschichte vor, und was einfach christliches Licht ist, kann man durch die historische Spectralanalyse auf's genaueste von den Färbungen unterscheiden, die es bei den verschiedenen Racen und Nationalitäten auf Erden angenommen hat. Unter diesen nationalen Färbungen kommen leider auch Trübungen und grobe Verunreinigungen jenes Lichtes vor, und ich bitte um Entschuldigung, daß ich manches der Hierarchie zur Last fallende Scandalöse nicht habe verschweigen können, weil es unumgänglich nöthig war, den Beweis zu führen, bis zu welchem Grade die angeblichen Statthalter Christi auf Erden sich von Christo selbst und ihre Diener sich von den Aposteln und Jüngern Jesu in der Lehre nicht minder wie in der Moral unterschieden haben.

Das Werk, worin ich alle frühern Angriffe Roms auf unsere geduldige deutsche Nation zur Anschauung bringe, schließt mit einer Mahnung zur Abwehr des Infallibilitätsdogma's als des letzten und keckstem römischen Angriffs, der auf uns gemacht wird. Wir werden, wenn wir nur mit rechter Erkenntniß der

gegnerischen Absichten und Mittel, mit Ruhe und Besonnenheit und mit dem vollen Bewußtseyn unserer Ueberlegenheit zu Werke gehen, ihn eben so gewiß von uns abwehren, wie im vorigen Jahre den französischen Angriff. Vor Allem gilt es, das verfassungsmäßige Recht der Katholiken, wie es vor dem 18. Juli 1870 in allen deutschen Ländern bestand, als das gute Recht der Altkatholiken festzuhalten und gegen jede Ueberrumpelung oder Schleicherei der Jesuiten zu schützen. Den Altkatholiken dabei behülflich zu seyn ist ebenso das Recht als die Pflicht ihrer protestantischen Mitbürger, aller weltlichen Regierungen Deutschlands, des wiedererstandenen Kaisers und der wiedererstandenen großen einheitlichen Nation. Die Usurpationen, die aus dem neuen Dogma heraus versucht werden, sind schon formell ungültig, weil das Dogma von einem unfreien und incompetenten Concil beschlossen wurde; noch weniger aber kann man sie aus materiellen Gründen dulden, weil sie in Bezug auf den Glauben grundstürzend sind und durch die dem Papst zuerkannte Allmacht alle andern bestehenden Autoritäten, alle weltlichen Mächte, alle Verfassungen, die natürlichen und positiven Rechte aller Nationen gefährden. Wir aber, wir Deutschen sind am meisten und zunächst dadurch gefährdet, denn von Anfang an war die ganze Spitze des Concils, wie gleichzeitig die Spitze des Degens, der aus der Scheide des französischen Imperators fuhr, gegen die neue Einheit der Deutschen gerichtet.

Inhalt.

Erstes Buch.

Die Verdienste der Deutschen um das Christenthum.

I.

Ursprünglicher Arianismus der Deutschen.

Das Christenthum ging aus dem Judenthum, wie die freie Blüthe aus der gebundenen Wurzel hervor. Im Judenthum müssen wir eine Uroffenbarung an die ersten Menschen erkennen, die sich nur in einem frommen, freilich nachher ausartenden Geschlecht fortpflanzte und deren Grundgedanken im Gegensatz gegen das Heidenthum folgende waren: 1) Es gibt nur einen Gott und keine Vielgötterei. 2) Gott ist ein geistiges Wesen, Schöpfer der Körperwelt, aber nicht selbst etwas Körperliches, wie die Heidengötter. 3) Gott ist der Herr schlechthin, dem man gehorchen und unbedingt vertrauen muß. 4) Des Herrn Gebote sind Verbote alles Unsittlichen und wer dagegen handelt, zieht sich den Zorn Gottes und ewige Verdammniß zu. Allein das jüdische Gesetz blieb ungenügend, weil es 1) ein Privilegium der jüdischen Race seyn und bleiben sollte, die Juden gegen die übrige Menschheit lieblos abschloß und dadurch auch ihrem schönen Gottvertrauen einen egoistischen Beischmack gab, 2) weil es die Gerechtigkeit allein und nicht auch die Liebe in Gott suchte, 3) weil es äußern Werkheiligkeiten den Werth von sittlichen Handlungen beilegte, und 4) weil es nur Gehorsam forderte und der eigenen Prüfung und Ueberzeugung keinen Raum ließ.

Ueber diesen verhältnißmäßig niedrigen und engen Standpunkt wuchs das Christenthum hoch, frei und majestätisch empor.

Es durchbrach 1) die Schranken einer blos nationalen oder Racenreligion und wurde Weltreligion. Die Christen sollten sich

nicht von andern Menschen abscheiden, nicht sie meiden, hassen und verachten, sondern sie als Brüder lieben und sie des gleichen Heils theilhaftig machen, dessen sie selbst gewürdigt waren. Dem Christenthum genügte es 2) nicht mehr am Gesetz und unfreiwilligen Gehorsam, sondern es trug dem freien Willen und der Vernunft des Menschen volle Rechnung und verlangte die Bekehrung, den Glauben an das Evangelium und die ihm entsprechende Sinnesänderung nur aus Ueberzeugung. So erkannte es 3) auch in Gott selbst nicht blos den strengen Gesetzgeber für unartige Kinder und widerspenstige Sklaven, sondern auch den liebenden Vater mündiger, freier, vernünftiger, seiner würdiger Wesen. Es begriff, daß Gottes innerstes Wesen die Liebe sey, daß es die Liebe allein gewesen, die ihn bewog, Menschen zu schaffen als seine Ebenbilder, seine Kinder, die allein ihn wieder zu lieben vermöchten, Licht von seinem Licht, theilhaftig seines Geistes, seiner Freiheit, die allen übrigen Geschöpfen versagt sind. Er wollte nicht blos todte Dinge und unvernünftige Thiere schaffen, sondern Wesen, welche durch den rechten Gebrauch ihres freien Willens und ihrer Vernunft sich seiner würdig machen würden. Nur zu diesem Zweck schuf er für die Menschen die sichtbare Natur, als Wohnung und Wirkungskreis während ihrer irdischen Prüfungszeit. Hatte das Judenthum nur Gehorsam gefordert, so brachte das Christenthum dem Menschen das in ihm liegende Göttliche zum Bewußtseyn und ermahnte ihn, dasselbe in einem über alles Gemeine erhabenen Seelenadel auszubilden, wie ihn Christus durch Lehre und Beispiel seiner Gemeinde zum Erbtheil hinterlassen hatte.

Das Christenthum blieb aber nicht rein und unverfälscht. Schon die sittlich verkommenen Griechen brachten allerlei Heidnisches hinein. Gewöhnt an ihre „schöne Götterwelt", die noch unser Schiller über das Christenthum erheben zu müssen glaubte, nahmen sie aus derselben so viel als möglich in ihre griechische Kirche hinüber, den äußern Prunk der Tempel, des Priesterthums, der Ceremonien und Feste, die Vervielfältigung der göttlichen Personen, die Statuen und Bilder und deren Anbetung. Zudem hatten sich die Griechen, als sie noch Heiden waren, viel mit Philosophie abgegeben

und waren Virtuosen in der Dialektik, in Sophismen und Spitzfindigkeiten geworden, und auch diese Liebhaberei behielten sie noch als Christen bei und ihre Theologen stritten sich noch eben so eitel und bissig mit einander herum, wie früher ihre heidnischen Sophisten.

Im vierten Jahrhundert nach Christo, als die Deutschen das Christenthum bei den Griechen kennen lernten, war unter diesen letztern gerade ein heftiger theologischer Streit ausgebrochen zwischen dem Bischof Arius von Antiochien, der den ursprünglichen reinen Glauben an einen Gott vertheidigte, und dem Bischof Athanasius von Alexandrien, der diesen einen Gott in drei Personen zerlegen wollte. Vergebens ermahnte Kaiser Constantin der Große die theologischen Zänker zum Frieden. Sie stritten über Dinge, die der sterbliche Mensch gar nicht entscheiden könne, weil es ihm unmöglich sey, in die Geheimnisse der Wesenheit Gottes einzudringen. Aber auch sein Mahnruf half nichts und das Concilium von Nicäa entschied sich für das neue Dogma des Athanasius. Der arme Arius wurde auf's abscheulichste verleumdet und grausam aus der Welt geschafft. Doch blieb ihm noch ein zahlreicher Anhang und auch die deutschen Gothen, die damals in's oströmische oder griechische Reich einfielen, nahmen die einfache Lehre des Arius an und verwarfen das neue Dogma. Ein richtiges Gefühl leitete sie, denn wenn man einmal den alleinigen Gott vervielfältigte, so war damit dem Zuge zur heidnischen Vielgötterei das Thor geöffnet. Es dauerte in der That nicht lange, so wurde auch die Jungfrau Maria vergöttert und in unsern Tagen erleben wir, daß wieder ein neues Dogma auch den Papst zum Gott macht, indem es ihm das Prädikat der Untrüglichkeit verleiht und also die Weisheit Gottes selbst in ihm personificirt.

Constantin der Große hatte das römische Reich in zwei Hälften getheilt. Im Westen blieb Rom die Hauptstadt und hier regierte sein Sohn Constans, der die bereits im Jahre 325 auf dem Concil zu Nicäa verkündete Lehre des Athanasius beibehielt; im Osten wurde Constantinopel die Hauptstadt und hier regierte Constantius, der, um von Rom unabhängig zu bleiben, dem Arianismus anhing, so daß Athanasius von Alexandria nach Rom entfloh im Jahre 340.

Von diesem Zeitpunkt an datirt der Aufschwung der **römischen Kirche**. Der damalige römische Bischof Julius, sowie auch Constans nahmen sich gern des Athanasius an und hielten in Rom ein Concil ab, welches die Lehre des Arius von neuem verdammte. Constans that es aus Eifersucht gegen seinen Bruder und weil er Rom immer noch als die eigentliche Hauptstadt des ganzen Reiches ansah. Julius, bisher ein Bischof wie jeder andere, durfte hoffen, in der Gunst seines Kaisers und **in der Hauptstadt der alten Welt einen Vorrang über die übrigen Bischöfe zu erlangen**, und nahm darnach seine Maßregeln. Während die arianischen Bischöfe des oströmischen Reichs in einem Gegenconcil den Athanasius verdammten, brachte Julius die Bischöfe des weströmischen Reichs dahin, ihn als ihr Haupt anzuerkennen. Damals erst wurde der h. **Petrus zum Vorwand** genommen, um die Usurpation des römischen Bischofs zu rechtfertigen. Diesem Apostel habe Christus sein Reich anvertraut und deshalb stehe auch die Erbfolge im Amt nur seinen Nachfolgern, den Bischöfen in Rom zu. Das wurde zum erstenmal auf der Synode zu Sardica feierlich proclamirt, 347.

Die christliche Kirche wurde seitdem stets nach nationalen und politischen Zwecken umgemodelt. Der theologische Streit zwischen Arius und Athanasius war zunächst der Ausdruck des Gegensatzes zwischen der griechischen und römischen Race. Jene wollte von Rom unabhängig werden und diese dagegen das weite römische Reich auch geistlich uniformiren. Das Verlangen nach Glaubenseinheit hatte viel weniger ein christliches Motiv, als ein Racenmotiv, und das wußte der Bischof von Rom schlau zu benutzen.

Als nun die gothischen Völkerstämme, welche sämmtlich Arianer waren, auch in den römischen Westen eindrangen, geriethen sie mitten unter die Anhänger des Athanasius, welche sich Katholiken nannten, weil ihr Glaube der allgemeine der Kirche seyn sollte. Es ist begreiflich, wie die Deutschen nun nicht blos als siegreiche Eroberer, sondern auch als Arianer den Romanen verhaßt waren. Die Ostgothen unter Theodorich dem Großen bemächtigten sich Italiens, die Westgothen des südlichen Frankreichs und Spaniens, die Vandalen der römischen Provinz Karthago in Afrika. Die Ostgothen

begingen aber den Fehler, zu gnädig mit den ihnen unterworfenen Römern umzugehen. Schon Theodorich erfuhr ihren Undank und in der Folge gelang es ihnen mit Hülfe des Kaisers in Constantinopel, den Gothen allmälig Italien wieder zu entreißen. Indessen hatte doch die Anwesenheit der Gothen in Italien auch auf die römischen Einwohner wohlthätig gewirkt. Es war dem Bischof in Rom dadurch gelungen, unter dem Schutz der großmüthigen Gothen, gegen die er sich freilich treulos benahm, eine selbständigere Stellung gegenüber von Constantinopel einzunehmen. Auch ist die Vermuthung nicht unbegründet, daß die gesunde Vernunft und der Freisinn der Gothen nicht ganz ohne Einwirkung auf die erste Gründung und Organisation des abendländischen Mönchthums geblieben ist. Der berühmte h. Benedikt, der mit dem Gothenkönig Totila in freundschaftlicher Beziehung stand, schuf ein abendländisches Mönchthum, unabhängig von dem ältern griechischen, und gab demselben auch eine neue Regel, deren Vernünftigkeit und gesunde Praxis sich sehr zu ihrem Vortheil von den Extravaganzen des griechischen, hauptsächlich von Afrika her entzündeten Mönchsfanatismus unterschied. Seine Regel hieß nämlich die Mönche nicht unnütz grübeln, noch zanken, noch mit abenteuerlicher Ascese theatralisch prahlen oder bis zur Verrücktheit ausschweifen, sondern arbeiten und, was vorzugsweise wichtig und löblich war, seine Regel ließ der menschlichen Freiheit das ihr gebührende Recht und verbannte den Zwang, der nur zu Unnatur und Scheinheiligkeit, nicht zur Unterdrückung, sondern nur zum Versteckenspielen mit der Sünde führen konnte. Er verordnete nämlich, wenn ein Mönch zu schwachen Charakters sey, das Gelübde der Keuschheit zu halten, so solle er einfach aus dem Kloster scheiden und es frei verlassen (si non potes servare, liber discede). Da war noch keine Rede vom unfreiwilligen Cölibat, von gezwungenem Verweilen im Kloster, von grausamen Einsperrungen und Klostertorturen wie später.

Die Vandalen handelten vorsichtiger und mithin auch rücksichtsloser gegen die Römer, als es die Ostgothen gethan hatten. Sie täuschten sich nur insofern, als sie es für möglich hielten, das in tiefster Seele verdorbene Römervolk durch gesetzlichen Zwang und

Strafen keusch und sittlich machen zu können. Sie wurden ihm dadurch nur um so verhaßter. Die römischen und katholischen Geschichtschreiber, aus denen allein wir leider Kunde von den Vandalen erhalten haben, wetteifern in ihrer Beschimpfung und Verdammung. Doch vermögen wir auch aus diesen Lügenberichten das Bild eines heroischen Kampfs deutscher Tugend gegen römisches Laster überall herausstrahlen zu sehen. Der größte Fehler, den die Gothen und Vandalen begangen haben, war, daß sie sich nicht rechtzeitig an einander schloßen, nicht gemeinschaftlich ein großes einiges Reich am Mittelmeer gründeten. Als der geniale Westgothenkönig Eurich diese Vereinigung anstrebte, war es schon zu spät und sein Tod vereitelte den Plan.

Die Deutschen sind in ihrer gutmüthigen Leichtgläubigkeit und Bescheidenheit gewohnt, alles Schlechte und Verunglimpfende, was Griechen und Römer und später auch noch andere ausländische Geschichtschreiber von uns Deutschen ausgesagt haben, für wahr zu halten und nachzuschreiben. Desgleichen auch das Lob, welches jene Fremden auf unsere Kosten sich selber spenden. So wird Kaiser Justinian gepriesen, von dem sich die Deutschen auf Befehl ihrer Fürsten den Fluch des römischen Rechts haben holen müssen, und jedes empfindsame Mädchen in Deutschland, ja fast jedes Schulkind bemitleidet gerührt den Feldherrn Belisar, der im Alter blind und ein Bettler wurde. Mit solchen Albernheiten wird immer noch auf unseren Universitäten und Schulen die Wahrheit verdunkelt und Fremdes zu unserem Nachtheil gepriesen. Die Wahrheit ist, daß jener Justinian, abgesehen von dem Unheil, was sein römisches Recht über uns gebracht hat, ein Scheusal war, wie auch seine Gemahlin Theodora, die sich öffentlich auf dem Theater prostituirte. Und dennoch so in niedrigstem Servilismus und schamloser Corruption war die griechische Kirche damals versunken, daß die Bischöfe auf dem Concil zu Constantinopel jenem abscheulichen Kaiserpaar den Ehrentitel des „Allerchristlichsten“ zuerkannten, den später auch die eben so lüderlichen französischen Könige adoptirten. Der Geschichtschreiber Procopius konnte aber nicht umhin, jenen Justinian und seine Theodora „zwei eingefleischte Teufel zu nennen, welche

Gott in der Welt zugelassen habe, um die Menschheit zu züchtigen."

Und Belisar? Er ist unserer Aufmerksamkeit würdig, denn wie begabt er auch als Feldherr war, so diente er doch als Werkzeug Justinians der schlechtesten Sache. Die Gothen und Vandalen, die er in Italien und Afrika bekämpfte, waren Deutsche und ein viel edleres Volk, als jene nichtswürdigen Griechen, die als Sklaven eines weltlichen Tyrannen die ganze Unzucht des alten Heidenthums, die Circusspiele und jede Art von sittlicher Infamie unter christlicher Maske fortsetzten. Die Deutschen wurden als Arianer der abscheulichsten Ketzerei beschuldigt und waren doch viel bessere Christen, als jene Orthodoxen des Dreieinigkeitsdogmas in dem sittenverpesteten Constantinopel.

Auch ist es unserer unwürdig, unsere Stammgenossen, die sehr heldenmüthigen und achtungswürdigen Vandalen, noch immer als die rohesten Barbaren anzusehen und den beschimpfenden Begriff des Vandalismus auf ihnen lasten zu lassen. Wenn sie römische Städte und Tempel zerstört haben, so thaten sie damit nichts anderes, als was den orthodoxen Mönchen in Griechenland und Aegypten in noch höherem Grade zur Last fällt und was Belisar selber that, als er tausende der schönsten Statuen von den Mauern Roms herabstürzen ließ.

II.

Die Katholisirung der Deutschen.

Unter allen deutschen Stämmen waren die **Franken** die am meisten praktischen, aber auch nicht so ehrlich wie die andern, denn schon lange Zeit Nachbarn der Römer, hatten sie vor diesen auf der Hut seyn müssen und ehe sie dieselben nach langen Kämpfen unterwarfen, vielerlei Arglist von ihnen gelernt. Nach der Eroberung

Galliens nahmen sie nicht wie die gothischen Stämme das arianische Christenthum, sondern das römisch-katholische an und zwar aus zweierlei Gründen. Die gallischen Bischöfe, weit entfernt von Constantinopel, standen schon lange in näherer Beziehung zum römischen Bischof und der Frankenkönig Chlodwig hielt es für eine kluge Politik, die ihm unterworfenen Galloromanen durch Annahme ihres Glaubens mit seiner neuen Herrschgewalt zu versöhnen. Dies um so mehr, als er wohl hatte wahrnehmen können, wie ungern sich die katholischen Romanen der Herrschaft der arianischen Gothen, Vandalen, Burgunder und Longobarden unterworfen hatten. Die Galloromanen waren auch froh daran und ließen sich sogar gefallen, daß die merovingischen Könige fortan die gallische Kirche zur Staatskirche machten. Bisher waren die Bischöfe von den Gemeinden und vom Klerus unter Mitwirkung der Nachbarbischöfe gewählt worden und der römische Bischof hatte nur Mittheilung davon bekommen, ohne daß ihm ein Ernennungsrecht zugestanden hätte. Von nun an aber ernannten die Könige den Bischof und zwar häufig aus dem fränkischen Adel, denn nur so konnten sie die Kirche beaufsichtigen und beherrschen. Auf einer Synode zu Vaison im südlichen Frankreich wurde in fränkisch-römischem Interesse der Arianismus abermals verdammt.

Gregor der Große, der ausgezeichnetste Papst im sechsten Jahrhundert, war schwer bedrängt vom Kaiserthum in Constantinopel, für dessen Unterthan der römische Bischof damals noch galt, und von den arianischen Longobarden. Sein Scharfblick sah sich daher nach Hülfe im germanischen Norden um. Von jenen kräftigen und noch unverdorbenen Völkerstämmen durfte er Schutz hoffen, wenn sie erst Christen und zwar katholische geworden wären. Die Franken waren es schon, Gregor wandte sich daher an ihren König und knüpfte freundschaftliche Beziehungen zu ihm an. Er schickte aber auch Missionäre nach England, um das Volk der Angeln und Sachsen daselbst zu bekehren. Diese Bekehrung schritt auch ergiebig fort. Dagegen hörte die Verbindung der römischen Bischöfe mit den Frankenkönigen im siebenten Jahrhundert wieder auf, theils wegen der Unruhen in Frankreich, theils wegen der Longobarden, die sich

in Italien festsetzten. Erst im Beginn des achten Jahrhunderts konnte Gregor II. die Verbindung wieder anknüpfen und zwar um so leichter, als die Muhamedaner damals schon die Patriarchate von Jerusalem, Antiochia und Alexandria erobert hatten und nur der Patriarch von Constantinopel ihm noch den Vorrang streitig machte.

Unterdeß hatten sich die Verhältnisse in Frankreich geändert. Das merovingische Königsgeschlecht war geistig sehr heruntergekommen und das Geschlecht der Pipine hatte unter dem Titel der Hausmeier das Staatsruder für sie in die Hand genommen. Doch hatten den letztern die früheren Merovinger gut vorgearbeitet und nicht nur die arianischen Burgunder und Westgothen (im südlichen Gallien), sondern auch die heidnischen Alemannen, Bayern und Thüringer unterworfen. Noch größere Erfolge erlangten die Hausmeier. Der Sohn des ersten Pipin, Karl der Hammer, schlug ein ungeheueres Heer von Arabern zurück, die von Afrika her Spanien erobert und in Frankreich eingefallen waren, und schreckte sie dermaßen ab, daß sie dem christlichen Europa nicht mehr gefährlich werden konnten. Dieser glänzende Erfolg bewog nun den römischen Bischof, der immer noch Unterthan des Kaisers in Constantinopel war und den die Longobarden, obgleich sie von der arianischen zur katholischen Kirche übergetreten waren, doch sehr genirten, den Versuch Gregors des Großen wieder aufzunehmen und den Schutz der mächtigen Franken anzusprechen. Ohne Zweifel wirkten auch die Weiber mit, die im pipinischen Hause sehr fromm waren und viele Kirchen und Klöster stifteten.

Nachdem schon Papst Gregor II. die Verbindung mit Frankreich wieder angeknüpft hatte, wandte sich Papst Stephan III. flehentlich an Pipin den Kleinen (den Sohn Karl Martells und Vater Karls des Großen) um Schutz im Jahre 755, der ihm auch zugesichert wurde.

Alles gestaltete sich damals günstig für den Papst. Die Ostgothen waren in Italien schon untergegangen. Die Longobarden, die den Ostgothen in der Herrschaft Italiens nachfolgten, waren gleich ihnen Arianer, merkten indessen bald, daß sie zwischen dem

griechischen Kaiserthum und dem mächtig aufstrebenden Frankenreich und bei der Abneigung ihrer römischen Unterthanen, mit ihrem Arianismus isolirt werden würden, gingen also zur katholischen Kirche über. Dasselbe thaten auch die Westgothen in Spanien. Auch die Vandalen in Afrika konnten den Arianismus nicht retten. Ihr junger König Hulderich ließ sich vom griechischen Kaiser Justinian verführen und so verlor die Vandalenherrschaft ihren bisherigen festen Halt, sie ging in einem letzten blutigen Kampfe unter. Indessen dauerte es doch noch lange, bis der germanische Geist dem romanischen Katholicismus gänzlich erlag. Indem die Franken, Longobarden und Westgothen das nicäische Dogma annahmen, nahmen sie noch nicht alles an, was Rom befahl. Es blieb noch immer ein starkes germanisches Element in den Nationalsynoden und im Ritus der verschiedenen Nationalkirchen übrig, was der römische Bischof noch nicht mit seiner Allmacht überwältigen konnte. Der Ritus der westgothischen Kirche in Spanien blieb ein anderer als der römische. Das missale Gothicum ging nachher unter der Araberherrschaft in die eigenthümliche Form der mozarabischen Kirche über. Sogar in Italien selbst behielten die Longobarden in Mailand einen andern Ritus bei als in Rom. Desgleichen die Burgunder in Lyon. Die Franken allein nahmen den römischen Ritus an wegen der politischen Verbindung ihrer Könige mit dem Papst. Dagegen war wieder der Ritus in Irland und England ein ganz anderer als der römische und beide sollten sich unter den neubekehrten Christen im Innern Deutschlands nicht ohne große Leidenschaftlichkeit bekämpfen.

Das römische Britannien und Irland hatten das Christenthum schon zu einer Zeit angenommen, in welcher der römische Bischof noch nicht ausschließliches Ansehen im Abendlande genoß. Als die Angeln und Sachsen England erobert hatten, sorgte Gregor der Große, das Bekehrungswerk bei ihnen einzuleiten. Dasselbe schritt in den sieben getheilten Königreichen nur langsam fort. Die Angeln und Sachsen wollten gleich den zum Arianismus bekehrten germanischen Stämmen nur in ihrer deutschen Muttersprache beten, obgleich sie nicht Arianer waren. Das war das natürliche Gefühl

und das Recht aller Deutschen. Wenn auch weniger wichtig, so war es doch eben so natürlich, daß schon die britischen Christen manches Eigenthümliche in ihrem Ritus hatten, was mit dem römischen nicht übereinstimmte, eine andere Osterzeit, andere Taufgebräuche, eine andere Tonsur. Auch in Bezug auf die Fasten waren die alten Briten nicht so streng, weil der Norden eine andere Diät vorschreibt als der Süden. Genug, man nahm sich damals noch die Freiheit, indem man das Volksleben durch das Christenthum veredelte, doch dabei nicht in Unnatur verfallen zu wollen.

Auf eine gewiß sehr merkwürdige Weise herrschte bei den Christen in Irland und England eine viel größere Frömmigkeit und strengere Sittlichkeit als bei den Christen in Frankreich und zwar gerade deshalb, weil sie weiter von Rom und von den politischen Intriguen entfernt waren, die zwischen Frankreich und Rom zu spielen anfingen. Die Frankenkönige hatten von Anfang an das Christenthum zu ihren politischen Eroberungszwecken benutzt, sich mit Rom gegen die Arianer verbunden und guten Erfolg gehabt. Sie waren also sicher und übermüthig. Die fränkischen Bischöfe ließen es an Heiligkeit und Sittenstrenge fehlen. In ihnen prägte sich mehr der Charakter des siegesstolzen, kriegs- und jagdlustigen, habgierigen und üppigen fränkischen Adels aus, als der sittenreiner und demüthiger Seelenhirten. Zudem hatten sich die Franken durch ihre Lust, andere Völkerstämme zu unterdrücken, bei den in Deutschland zurückgebliebenen noch heidnischen Alemannen, Bayern, Hessen und Sachsen so verhaßt gemacht, daß sich am allerwenigsten fränkische Bischöfe und Priester zu ihrer Bekehrung eigneten. Nur den wahrhaft heiligen, uneigennützigen und von den Franken unabhängigen Engländern und Irländern schenkten die deutschen Heiden Vertrauen und nur von ihnen nahmen sie freiwillig das Christenthum an, während sie sich gegen die Franken verzweifelt wehrten. Daher bedienten sich die Frankenkönige jener über den Canal herüber gekommenen fremden Mönche, um die noch heidnischen Deutschen durch sie bekehren zu lassen. Rom spielte dabei eine zweideutige Rolle. Nach der Regel divide et impera sah es die Spaltung zwischen dem englischen Mönchthum und dem fränkischen Bisthum, zwischen den deutschen Volksstämmen

und den Frankenkönigen gern. Bei seiner Tendenz zur Alleinherrschaft über die Kirche und zur Uniformirung aller Angehörigen derselben konnte es aber die nationalen Ansprüche jener Engländer z. B. auf die Muttersprache im Kirchengebrauch nicht dulden, noch auch die Verheirathung der Priester. Die Priester in England aber verheiratheten sich ohne Anstand nach dem Bibelwort, welches vom Bischof verlangt, er solle eines Weibes Mann seyn.

Der höchst interessante Conflict der englischen und irischen Mönche und den von ihnen neu bekehrten Volksstämmen und Herzogen mit dem Frankenkönig einer- und dem römischen Papst andererseits kam schließlich durch den h. Bonifacius zur Entscheidung, welcher, obgleich selbst ein englischer Mönch (ursprünglich Winfried genannt) und thätigster Missionär oder Apostel der Deutschen, doch dem Nationalitätsprincipe seiner Stammgenossen entsagte, der katholischen Einheit mit der ausschließlich lateinischen Kirchensprache huldigte und auch die Eifersucht Roms und Frankreichs dadurch beschwichtigte, daß er beiden zugleich über die deutsche Opposition zum Siege verhalf.

Schon im siebenten Jahrhundert trachteten die Deutschen diesseits des Rheins unter Leitung des bayrischen Herzogs Theodo, eine unabhängige Nationalkirche zu gründen, was auch der Papst gut hieß, damit das schon allzu mächtige Frankenreich an Deutschland ein Gegengewicht erhielte. Aber der mächtige Hausmeier Pipin von Heristal trieb die Widerstrebenden zu Paaren und octroyirte ihnen fränkische Bischöfe, die sich freilich nur verhaßt machten. In der Mitte des achten Jahrhunderts erneuerte sich die Opposition, welche diesseits des Rheins eine deutsche Nationalkirche gründen wollte, unter dem bayrischen Herzog Odilo, mit dem sich Alemannen, Sachsen und sogar Aquitanier verbanden. Auch Papst Zacharias segnete damals diesen Bund, weil er größere Furcht vor den Franken, als Scheu vor der nationalen Ketzerei der englischen Mönche hatte. Allein auch diesmal zog die Opposition den kürzern, denn Pipin der Kleine schlug an der Spitze des fränkischen Heerbanns die Bayern auf's Haupt, ließ den päpstlichen Legaten Sergius vor sich bescheiden, spottete ihn aus und schickte ihn heim im Jahr 743.

Während dieser Händel hatte sich Winfried ganz auf die fränkische Seite gestellt, denn es war ihm nur um die Glaubenseinheit der Deutschen zu thun, welche allerdings der Franke eher durchführen konnte als der Bayer. Er hatte also den Vorstellungen Odilos nicht nachgegeben und diesmal auch des Papstes nicht geachtet, weil der Papst von der Politik abgewichen war, die ihm nach Winfrieds Anschauung allein geziemte. Das verschaffte ihm nun nach dem Siege der Franken ein solches Ansehen, daß auch der Papst sich gern seinen Weisungen fügte. Winfried, jetzt erst umgetauft in Bonifacius und als Erzbischof von Mainz zum Oberhirten Deutschlands ernannt, mußte um so gewisser triumphiren, als er mit den Franken die alles entscheidende Macht des Schwertes auf seiner Seite und überdies ein festes Programm hatte, ohne je zu schwanken und zu laviren. Dieses Programm war: Politische Einheit aller Deutschen unter dem Geschlecht Pipins und kirchliche Einheit unter dem römischen Papst. In dieser doppelten Einheit sollte zugleich die romanische Race mit der germanischen unzertrennlich verbunden und gemischt werden, so zwar, daß das germanische Element im Staat, das romanische mit der lateinischen Sprache in der Kirche vorherrschen sollte. Der Papst gewann dadurch so viel, daß er sich gern mit Frankreich versöhnte und Pipin den Kleinen, nach Beseitigung der unfähigen Merovinger mit der fränkischen Königskrone schmückte.

Die irischen und angelsächsischen Mönche, die in Deutschland als Missionäre hoch verehrt und heilig gehalten waren, setzten dem Bonifacius nicht geringen Widerstand entgegen, obgleich vergeblich, da jener die weltliche Macht für sich hatte. Es ist der Mühe werth, in diese Kämpfe hineinzublicken, obgleich es schwer ist, die ganze Wahrheit zu ermitteln, da uns keine andern als römische Quellen zu Gebote stehen, die in parteiischer Einseitigkeit die Gegner des Bonifacius mit schlecht verhaltenem Ingrimm als heillose Ketzer verdammen. Politisch von keiner großen Wichtigkeit, jedoch charakteristisch erscheint die Fehde des Bonifacius mit dem von Odilo begünstigten Abt Virgilius, einem irländischen Mönche, der eigentlich Feargil hieß. Ein Priester in Bayern, welcher der lateinischen

Sprache nicht mächtig war, hatte bei einer Taufe die lateinische Taufformel grammatikalisch verhunzt und Bonifacius befahl ihm, die Taufe in richtigem Latein zu wiederholen. Virgilius aber verhinderte es, indem er das zufällige Sprachversehen nur für Nebensache erachtete, das einmal in der Taufe ertheilte Sakrament für die Hauptsache und für etwas so Heiliges, daß man nicht damit spielen dürfe. Das ist gewiß sehr entscheidend für den Streit zwischen römischem Formalismus und Aeußerlichkeit und deutscher Sachlichkeit und Innerlichkeit. In diesem einzigen Falle triumphirte Bonifacius nicht, denn Papst Zacharias war so vernünftig, sich für Virgilius zu entscheiden, und erhob ihn sogar zum Bischof von Salzburg, wo derselbe segensreich wirkte. Bonifacius ließ hier viel Leidenschaftlichkeit blicken, denn er suchte noch hinterdrein, wiewohl ebenso vergeblich, den einsichtsvollen und gelehrten Virgilius zu verketzern, weil derselbe lehrte, die Erde sey rund und es gäbe Antipoden. Die Anhänger des Bonifacius verschrien nun den Virgilius als einen Zauberer, ohne daß es ihnen gelang, ihm die Gunst weder des Papstes noch des Volkes zu entziehen. Der Glauben an den Zauberer Virgilius verbreitete sich später nach Italien und man übertrug ihn auf den berühmten altrömischen Dichter desselben Namens.

Ungleich wichtiger und folgenreicher waren die Kämpfe des Bonifacius gegen eine ziemliche Anzahl meist englischer Missionäre in mehr nördlich liegenden Landschaften Deutschlands und am Niederrhein. Die leider nur zu oberflächlichen Nachrichten bezichtigen sie einfach als Ketzer und unzüchtige Priester. Das letztere Schimpfwort bezog die römische Geistlichkeit immer auf die verheiratheten Priester, ohne Rücksicht darauf, daß die Priesterehe in England gesetzlich, auch in Deutschland und selbst in Frankreich herkömmlich und in der griechischen Kirche nicht nur geduldet, sondern befohlen war. Die Quellen nennen uns die Ketzer Berchtere, Eanbrecht, Hunred, Eremwulf, lauter deutsche oder speziell angelsächsische Namen. Ein anderer, dem Bonifacius sehr abgeneigter sog. Ketzer, welcher Clemens hieß, war gewissermaßen schon ein Vorläufer Luthers, sofern er in der h. Schrift allein das Kriterium des christlichen Glaubens

suchte, nicht aber in griechischen und römischen Concilienbeschlüssen und Dekreten. Der bedeutendste aller damaligen Ketzer war Adalbert, gegen den daher auch Bonifacius am heftigsten eiferte. Derselbe verwarf nämlich den ganzen Reliquien- und Heiligenkultus als heidnisch und unchristlich und widerrieth den Deutschen die damals häufigen Pilgerreisen nach Rom, denn von Rom könnten sie nichts Gutes holen.

Bonifacius hatte ohne Zweifel den besten Willen und handelte in Begeisterung für eine große Sache, für die er auch Märtyrer geworden ist. Als ihn die heidnischen Friesen erschlugen, fanden sie bei ihm eine Abschrift der Bibel und zerstachen sie mit einem Schwerte, ohne jedoch, wie die Legende sagt, einen Buchstaben derselben verletzen zu können. Darin liegt ein tiefer Sinn. Das einzige Attribut, welches dem „Apostel der Deutschen" zukommt, ist die h. Schrift. Darin liegt gleichsam schon die Reformation Luthers vorbedeutet, obgleich es auch grade wieder dieser Bonifacius gewesen ist, welcher den Widerspruch zwischen der Bibel und dem auf Tradition und willkürliche Auslegung gestellten römischen Papismus mißkennend, Deutschland so an den Romanismus gebunden hat, daß daraus die schlimmsten Nachtheile nicht nur für die deutsche Nation insbesondere, sondern auch für die Christenheit überhaupt hervorgegangen sind. Der schlimme Erfolg aber kann uns nicht abhalten, unbedenklich vorauszusetzen, daß Bonifacius in gutem Glauben gehandelt habe. Er konnte die Folgen noch nicht voraussehen. Als ein Mönch aus England herüber gekommen, war er mit dem Naturell der Romanen, mit ihrem Egoismus, mit ihrem Hängen am Aeußerlichen und Sinnlichen und mit ihrem Mangel an germanischer Treue und Ehrlichkeit nicht vertraut genug. Er durchschaute die Römer nicht genug und hielt sie für fähig, dankbar zu seyn. Indem er das römische Papstthum durch den festen Verband mit der deutschen Großmacht für lange Jahrhunderte sicher stellte, kam ihm wohl keine Ahnung, daß sich dasselbe Papstthum einst im Bunde mit allen Lastern des wieder aufgeweckten heidnischen Römerthums gegen das ehrliche und fromme Deutschland auflehnen und es schmählich unterdrücken würde.

Aus dem aber, was hier von den ersten Kämpfen des christlichen Germanismus gegen den Romanismus mitgetheilt ist, erhellt auch noch zur Belehrung unserer Zeit, daß vom Arianismus der Gothen an bis zum Martyrium der eben so christlich als deutsch gesinnten sog. Ketzer Adalbert und Clemens ein zusammenhängender Faden fortläuft, an den die deutsche Reformation im sechszehnten Jahrhundert wieder angeknüpft hat.

Noch ist zu bemerken, daß der Bilderdienst der römischen Kirche, weil sich in ihm doch nur die altheidnische Bilderlust des Südens abspiegelte, die den Deutschen auch schon zur Heidenzeit immer fremd gewesen war, in Deutschland auf Widerstand stieß. Karl der Große selbst billigte ihn nicht. Eine Synode zu Frankfurt am Main, in der er den Vorsitz führte, verwarf ausdrücklich die abgöttische Anbetung der Bilder, wollte aber auch nicht, daß man die Bilder zerstören solle. Letzteres deutet darauf hin, daß hie und da im Fränkischen Reiche Bilderstürmerei vorgekommen war. Von dem Bischof Claudius in Turin wissen wir gewiß, daß er überall in seiner Diöcese die Bilder zerstören ließ und ebenso, daß der geistreiche und besonnene Bischof Agobard von Lyon, dessen Schriften uns noch erhalten sind, gegen die Bilderanbetung eiferte, beides noch im neunten Jahrhundert.

Der Anschluß germanischer Stämme an die römische Kirche hinderte nicht, daß sie noch lange ihren älteren Ritus beibehielten. So gaben die Westgothen in Spanien den ihrigen in Aragon erst 1071, in Castilien erst 1086 auf.

III.

Die Rettung der Christenheit durch die Deutschen.

Obgleich durch den Romanismus mehr inficirt, als es hätte geschehen sollen, that doch der Germanismus im frühern Mittelalter Wunder, indem er nicht nur durch seine bessern nationalen Charakterzüge die romanische Christenheit vielfach läuterte und veredelte, sondern auch die siegreichen Waffen der Deutschen allein die christliche Welt vor der Ueberwältigung durch den Islam schützten und retteten. Die erschlafften und tief verderbten Griechen und Römer hätten das nicht vermocht.

Erst als das tief herabgesunkene weströmische Reich von den Deutschen erobert wurde und deutsche Stämme, die sich früher oder später zum Christenthum bekehrten, in der Herrschaft über Rom abwechselten, konnte der Bischof von Rom sich vom byzantinischen Reiche allmälig unabhängig machen. Die Noth selbst, in die er gerieth, wenn die Wellen der Völkerwanderung über die Mauern Roms wegschlugen, kam dem Christenthum zu Gute, denn die Noth lehrt beten, läutert und kräftigt die Charaktere. Das war es, was dem römischen Bischof nach und nach eine höhere Autorität verlieh, als sie der höfische Patriarch in Byzanz ansprechen durfte. Seine Autorität stieg aber in dem Maße, in welchem das tapfere Volk der Franken unter den übrigen deutschen Stämmen der mächtigste wurde, auch auf Italien Einfluß übte und den Bischof in Rom gegen alle seine Feinde schützte.

Mittlerweile war im Orient aus der Mischung jüdischer und christlicher Vorstellungen mit den heidnischen Traditionen der Araber und Perser der Islam hervorgegangen, die Lehre Muhameds, und hatte unter dessen Nachfolgern die reißendsten Fortschritte gemacht, so daß er das ganze byzantinische Reich, soweit es in Asien und Afrika ausgebreitet war, eroberte und von Afrika hinüber Sici-

lien, Unteritalien, die Inseln Sardinien und Korsika und ganz Spanien überschwemmte, ja über die Pyrenäen tief in Frankreich eindrang.

Nun denke man sich, was aus der Christenheit geworden wäre, wenn der Islam sich noch weiter in Europa ausgebreitet hätte? Man frage sich, ob das äußerlich so sehr geschwächte und innerlich so tief corrumpirte Byzanz die Christenheit hätte retten können? Ohne allen Zweifel würden die welterobernden Chalifen das ganze bisherige Gebiet der Christenheit überwältigt haben, wenn ihnen nicht die Franken und die mit ihnen vereinigten, damals schon christlichen Burgunder, Thüringer, Alemannen, Bayern und Longobarden bei Poitiers Halt geboten hätten, wo Karl Martell die Muhamedaner so gründlich besiegte, daß ihrer 300,000 todt auf dem Platze blieben. Durch diese große Schlacht wurde die Christenheit gerettet. Sie wurde es noch durch andere siegreiche Schlachten der Deutschen im Kampf wider die heidnischen Hunnen, Avaren, Ungarn, Slaven und Normanen, die von Osten und Norden her kaum weniger stürmisch in das christliche Gebiet eindrangen.

Ich habe schon vor vielen Jahren einmal das deutsche Volk mit dem großen Christoph verglichen, denn wie dieser nach der Legende das Christkind durch tiefe Gewässer trug, so unser Volk das Christenthum durch die Fluthen der Völkerwanderung. Kein anderes Volk wäre stark genug dazu gewesen. Bedeutungsvoll wählten die Deutschen zu ihrem Schutzpatron den Erzengel Michael, d. h. den kriegerischen Engel, der ritterlich den Lucifer und seine finsteren Schaaren bekämpfte und seine Lanze dem urbösen Lintwurm in den Rachen stieß. Das Christenthum bedurfte ritterlicher Kämpfer gegenüber dem Islam und den vielen kriegerischen Heidenvölkern. Als der Frankenkönig Chlodwig Christ wurde, sich in der evangelischen Geschichte unterrichten ließ und vom Tode des Heilands am Kreuze hörte, zog er zornig das Schwert aus der Scheide und rief: „O wären meine Franken dabei gewesen“! Sehr charakteristisch für die Deutschen, als Streiter Gottes, ist der altsächsische Heliand, jene wundervolle Dichtung, in welcher Christus selbst vorzugsweise ritterlich aufgefaßt ist. In diesem Gedicht hat sich der deutsche

Geist in den christlichen tiefer versenkt, als in gar manchen spätern theologischen Systemen deutscher Professoren.

Zum Dank für den Segen des Christenthums, den die Deutschen vom römischen Volk empfingen, brachten sie demselben eine reiche Gegengabe wie in der körperlichen Kraft und Gesundheit, so in dem sittlichen Adel, der Ehrenhaftigkeit und Keuschheit ihrer Race. Indem sie das römische Reich eroberten und in den Provinzen desselben sich niederließen und nach und nach mit den römischen Einwohnern sich vermischten, kräftigten und verjüngten sie diese Romanen und gossen wieder edleres Blut in ihre Adern.

Denn trotz des Christenthums, was die Griechen und Romanen vor den Germanen anfangs voraus hatten, waren sie durch die lange heidnische Corruption, die ihrer christlichen Bekehrung voran gegangen war, noch immer physisch und moralisch entnervt und verpestet geblieben. Ohne diese Corruption wäre das so große, über drei Welttheile ausgebreitete, alle Länder des Mittelmeers umfassende römische Reich nicht vor den Deutschen zusammengebrochen, denn in seiner staatlichen Organisation hatte es eine viel mächtigere Einheit und reichere Hülfsmittel besessen, als die immer nur einzeln, nach und nach und niemals vereint anrückenden deutschen Völkerstämme. Aber die einst so berühmten Römer waren entartet, so daß auch das Christenthum ihre Corruption nicht zu bemeistern vermochte. So lange es nur noch wenige Christen gab und dieselben von der Mehrheit der Heiden verfolgt wurden, erprobte sich der echt christliche Glaube und Wandel dieser wenigen. In dem Maß aber, wie die Verfolgungen aufhörten und die römischen Kaiser selbst, durch äußere Feinde bedrängt, den Religionskampf im Innern am leichtesten beendigen zu können glaubten, wenn sie selber Christen würden und das Christenthum zur Staatsreligion machten, traten Millionen Heiden auch nur aus Politik und weil es die Kaiser so befahlen, ohne innern Antrieb zum Christenthum über und pflegten, wenn sie sich auch bekreuzigt hatten, fort und fort die alten Laster. Die alte Unzucht hörte keinen Augenblick auf. In Constantinopel selbst, wohin Constantin der Große den Mittelpunkt des Reichs verlegt hatte, dauerten die alten Circusspiele, das

ganze wahnsinnige Treiben eines nur an Schauspiele und sinnliche Genüsse gewohnten Volkes fort. Als die Angriffe der Deutschen auf das römische Gallien die Anwesenheit eines Nebenkaisers daselbst nothwendig machten und die damals große römische Stadt Trier Residenz dieses Kaisers wurde, gab sich auch dort die zahlreiche gallisch-römische Bevölkerung, trotz ihres Christenthums, der greulichsten Unzucht hin. Bischof Salvianus entwirft eine entsetzliche Schilderung der damaligen Trierer. Jedes Alter und Geschlecht wetteiferte in jeder Art von Unkeuschheit und Blutschande. Niemand hatte Sinn für etwas anderes als für Befriedigung der Sinnenlust und Theater. Dreimal wurde Trier von den Franken erobert und jedesmal wurde ein Theil der Stadt zerstört und ein Theil der römischen Einwohner kamen um. Die aber übrig blieben, dachten trotz alles Elends und Jammers an nichts, als an Wiederaufrichtung ihrer Theater, an denen ihre ganze Seele hing.

Auch darf man nicht vergessen, daß christliche Zucht um so weniger unter den verdorbenen Römern Platz greifen konnte, als ihnen der Glaube und das Vertrauen fehlte. Indem sie äußerlich die christlichen Gebräuche mitmachten, verlangten sie auch dafür von den Kaisern und vom Gott der Christen belohnt und wenigstens geschützt zu werden. Als nun aber die Deutschen von allen Seiten und immer wiederholt in das römische Reich einbrachen und die kaiserlichen Heere je länger je weniger im Stande waren, sie aufzuhalten, verbreitete sich im fünften Jahrhundert unter den römischen Christen die Meinung, das sey die Strafe dafür, daß sie von den alten Heidengöttern abgefallen seyen, *) was sie natürlich dem Christenthum abhold und ihnen die alten heidnischen, ihrer Sinnlichkeit so sehr schmeichelnden Gewohnheiten lieb und werth machte. Fromme und eifrige Bischöfe klagten über die heidnische Verdorbenheit ihrer Gemeinden und sehnten sich nicht selten, die deutschen Barbaren möchten bald kommen und das Land einnehmen, weil sie, obgleich noch Heiden, eine viel edlere und tugendhaftere Race seyen

*) Gfrörer, Kirchengeschichte II. 190, 989.

als die Römer, welche sich zwar Christen zu seyn rühmen, aber wie Heiden leben. Der oben genannte Salvianus in Marseille schrieb ein Buch de gubernatione Dei einzig zu dem Zweck, um die christlichen Römer durch das Beispiel der deutschen Heiden zu beschämen. Es ist gewiß höchst interessant, wie dieser ehrwürdige und einsichtsvolle christliche Priester des fünften Jahrhunderts die Deutschen den Römern genau auf dieselbe Weise als Muster aufstellt, wie es vierhundert Jahre früher Tacitus gethan hatte. Er schrieb in jenem Buch: „Zwar bekennen sich die Romanen zum christlichen Glauben aber nicht der Glaube macht den Christen aus, sondern der Wandel. Ein wahrer Christ ist nicht, wer nur immer den Namen des Herrn im Munde führt, sondern der nach seinen Geboten lebt.“ Das Stärkste, was er zum Lobe der Deutschen sagt, ist die Bemerkung, wo die Deutschen als Eroberer hinkämen, brächten sie eine so gute sittliche Zucht mit, daß selbst die Römer keuscher würden. Ja obgleich die Römer in Gallien katholisch und die Burgunder, Gothen und Vandalen, Arianer waren, gesteht doch der katholische Bischof von Marseille gerne ein, jene Deutschen seyen, obgleich unschuldigerweise einer Irrlehre verfallen, doch viel bessere Christen als die katholischen, von allen Lastern trunknen Romanen, „unter denen schon derjenige für einen Heiligen erachtet würde, der nur weniger lasterhaft sey als die andern“.

Wo die deutschen Eroberer hinkamen, wurden die Sitten besser. Bleibt, sagte König Gundobald zu seinen Burgundern, im stolzen Bewußtseyn eurer edlen Race, eurer Kraft, Tapferkeit, Keuschheit und Treue, und vermischt euch niemals mit jenem römischen Gesindel, das durch seine Laster so verächtlich ist! Wie eine frische Quelle klärte die deutsche Einwanderung den Sumpf im altrömischen Reiche und verlieh der Kirche eine Stärke, ohne welche sie weder dem Islam von außen, noch der nachwirkenden heidnischen Corruption im Innern hätte widerstehen können, und ohne welche sie niemals dem byzantinischen Cäsaropapismus entronnen, niemals eine unabhängige Kirche geworden wäre. Die Deutschen brachten, indem sie sich in das altrömische Reich ergossen und dessen Herrn wurden, edle Eigenschaften mit, gleichsam ein reines Gefäß, um den christ-

lichen Geist darin aufzunehmen, zum Unterschied von dem unreinen Gefäß der so tief entsittlichten Byzantiner, Italiener und Gallier. Die altromanische Bevölkerung wurde überall durch die germanische aufgefrischt, verjüngt. Als Unterworfene mußten die Romanen die Sitten ihrer germanischen Herrn annehmen, auch die deutsche Tracht. Die alten Römer hatten niemals Beinkleider getragen, ihre Weiber niemals Röcke, Mieder und Hauben. Nacktheiten, den Deutschen ein Greuel, waren den Romanen etwas Gewöhnliches. Seit der deutschen Eroberung wurde die keusche deutsche Kleidung in allen romanischen Ländern üblich und ist es heute noch. Anfangs bedienten sich die deutschen Eroberer auch noch ausschließlich ihrer Muttersprache und erst allmälig entstanden die neuromanischen Mundarten des Italienischen, Spanischen, Französischen, in denen ein deutscher Bestandtheil die großen Veränderungen des lateinischen Sprachstoffs herbeiführte.

Der Einfluß des deutschen Geistes und Wesens auf die romanische Welt war in jeder Beziehung ein wohlthätiger. Mit Recht sagt Montesquieu, alles, was die Franzosen an Ehre, Recht, Freiheit besäßen, hätten ihnen die Franken aus den deutschen Wäldern mitgebracht, denn die alten Gallier besaßen nichts mehr davon. In Italien war der Rest der altrömischen Einwohner von den Longobarden alles Grund und Bodens beraubt und zu Knechten gemacht worden. Während des ganzen Mittelalters war der Adel Italiens in den Städten wie auf dem Lande, ausschließlich deutscher Adel mit deutschen Namen, was er später undankbar verleugnet hat. Dagegen rühmt sich heute noch jeder edle Spanier, von den Gothen abzustammen. Alle romanischen Länder empfingen von ihren deutschen Eroberern eine neue freiheitliche Verfassung und Rechte, welche sie unter der altrömischen Despotie gänzlich entbehrt hatten.

Durch die deutschen Männer drangen Begriffe von persönlicher Ehrenhaftigkeit, Ritterlichkeit und Treue, durch die deutschen Frauen Begriffe von Häuslichkeit, Treue, Keuschheit in die romanische Welt ein, die höchst wohlthätig auf dieselbe wirkten und ihr erst den sog. romantischen Charakter verliehen, welcher die ältere französische,

provenzalische, italienische und spanische Poesie so auffallend von der sog. classischen unterscheidet.

IV.

Die Romantik.

Mit der südlichen Sinnengluth, lebhaften Phantasie, Liebe zum Bunten und Prächtigen, leichten Erregbarkeit und Wundersucht contrastirt die nordische Innerlichkeit, Einfachheit, nüchterne Vernünftigkeit und strenge Gewissenhaftigkeit. Daraus folgte, daß der Supranaturalismus oder die Lehre vom Uebernatürlichen, die Romanen in eine weit reichere und buntere, aber auch werthlosere, weil nur illusorische Wunderwelt einhüllen mußte, als die Germanen. Die ersteren wollten wie die Kinder, alles, was sie aus der Ferne reizte, gleich haben, das Unsichtbare sehen, das Ungreifbare mit Händen greifen, umarmen und küssen, das unnahbar Heiligste selber ganz naiv in den Mund stecken. Die Germanen waren insofern viel vernünftiger, zurückhaltender und bescheidener. Hatten sie doch schon als Heiden nur unsichtbare Gottheiten verehrt und eine heilige Scheu vor ihnen gehabt. Man contrastirt die beiden Racen am richtigsten, wenn man den Romanen mehr Aeußerlichkeit, den Germanen mehr Innerlichkeit zuerkennt. Die ersteren haben eigentlich keine Ahnung, daß sich Gott in unserem Innern offenbaren könne. Was sie nicht sehen, das ist auch für sie nicht vorhanden. Deswegen machten sie sich schon zur Heidenzeit unzählige Bilder von den mannigfaltigsten Gottheiten, und mußten sie überall um sich haben. Deswegen genügte ihnen auch als Christen der Glaube an einen unsichtbaren Gott keineswegs, sie wollten und mußten ihn sehen und machten sich unzählige Bilder von ihm in mannigfaltigen menschlichen Formen oder auch in thierischen Sinnbildern und dazu noch von einer Menge Nebengötter und Halbgötter, d. h.

göttlichen Personen, einer göttlichen Mutter, von Engeln und Erzengeln, unzähligen Heiligen ꝛc. Das alles nahmen sie aus ihrem Heidenthum in's Christenthum mit hinüber und überluden damit auch die Deutschen, die es wohl mit in den Kauf nahmen, die aber damit nicht so natürlich sympathisirten, wie die Romanen. Daher die natürliche Folge, daß weitaus die Mehrheit aller germanischen Völker in der Reformation die überreiche Wunderwelt der römischen Kirche als illusorisch erkannte, die auch im Augenblicke der Erkenntniß wie eine schöne Seifenblase vor ihnen zerplatzte.

Wie jene Wunder- und Bilderwelt, so war auch der Cultus und die äußere Werkheiligkeit das charakteristische Kennzeichen der romanischen oder südeuropäischen Kirche. Ihr kam es nicht darauf an, daß der Priester wahrhaft fromm und sittenrein, sondern nur darauf, daß er geweiht war mit Wasser, Oel und Chrysam und mit der Tonsur ꝛc., und eben so wenig kam es ihr darauf an, daß der Sünder innerlich und ernstlich bereute und sich besserte, wenn er nur die vorgeschriebenen Aeußerlichkeiten verrichtete. Daraus erklärt sich die Thatsache, daß der Klerus in den romanischen Ländern mehr den Ceremoniendienst, die bildenden Künste, die Legende und die spitzfindige Scholastik, in den germanischen Ländern aber mehr die Sittenlehre, Sittenstrenge, Bußfertigkeit, zarte Gottesminne und tiefsinnige Mystik ausbildete. Gleichwohl nahmen die Deutschen vieles von den Romanen an. Die National-Charaktere mischten sich ein wenig, so weit dies bei heterogenen Nationen möglich ist, wie es aber natürlich war, sobald deutsche Herrn und römische Knechte, römische Priester und deutsche Laien ein Jahrhundert um das andere in demselben großen Reiche zusammenlebten.

Der Gegensatz zwischen der romanischen und germanischen Race wurzelt in dem noch ältern Gegensatz von Süd und Nord, Aequator und Pol. Im Süden kehrt sich alles Leben an die Oberfläche und wird äußerlich, im Norden schließt es sich mehr im Innern ein. Die Neger machen das Unbedeutendste, was ihnen in die Augen fällt, zum Fetisch, die Südsee-Insulaner zum Tabu. In den Polarländern zittert man nur vor unsichtbaren Dämonen oder citirt sie. Griechen und Römer beteten nur körperliche Götter an und formten

sie in Stein. Die alten Deutschen glaubten im geheimnißvollen Rauschen heiliger Bäume und Quellen die Stimmen unsichtbarer Mächte zu vernehmen.

Ohne Zweifel ging in das Christenthum der germanischen Völker auch etwas von ihrem ältern Heidenthum über. Das war aber von viel reinerer und unschuldigerer Art, als was Griechen und Römer in ihr Christenthum hinübertrugen. Die germanische Race war immer keuscher, ehrenhafter, vernünftiger, als die der südlichen Völker. Sie ließ sich nicht so leicht über Wahrheit und Recht hinwegtäuschen. Ein tiefes Gefühl für Wahrheit und Recht, wie sie es aus der heidnischen Zeit mit hinübernahm, hat sich in ihr auch in der katholischen Zeit unter der Geistestyrannei Roms immer wieder gegen die römische Lüge aufgelehnt und ist endlich in der großen Reformation siegreich durchgedrungen. Wir sind es unsern edlen Vorfahren schuldig, zu ihren Ehren das Gute, was sie aus ihrem Heidenthum in's Christenthum mitbrachten, dem Schlechten gegenüber zu stellen, was die Römer aus dem ihrigen mitgebracht haben. Wie durch die ganze classische Mythologie der Griechen und Römer ein unsittlicher Grundzug hindurch geht, so durch die altgermanische ein sittlicher. Der classische Olymp entartete bekanntlich zu einer Art von Menagerie, denn der thierische Trieb bemeisterte sich aller Götter und Ovid's Metamorphosen rechtfertigten die grenzenlose Corruption der römischen Kaiserzeit durch das Vorbild göttlicher Unzucht im Himmel. Davon hielt das germanische Heidenthum sich rein.

Nirgends begegnet uns in den altdeutschen Dichtungen aus der ältern Heidenzeit eine Corruption, wie die altrömische gewesen war. Ueberall tritt uns hier ein gesundes Volkselement entgegen, eine gewisse Unschuld, Biederkeit und Ehrlichkeit auch im rauhen Gewande und ein hoher sittlicher Ernst. Wenn die uns erhaltenen altdeutschen Dichtungen ihrer Form wegen literarisch interessanter sind, so erreichen sie doch kaum die Fülle von Poesie und Lebensweisheit, die in den noch im Volksmunde lebenden Märchen enthalten sind. In beiden aber, in den alten Heldengedichten wie in den Volksmärchen, spiegelt sich der Geist eines edlen Volkes ab.

Grundzug in dieser alten germanischen Poesie ist die Treue. Diese tritt überall im Nibelungenliede, im Heldenbuch, im Sagenkreise Karls des Großen als die Hauptsache auf's glänzendste hervor und zwar als Gottestreue, Königstreue, Freundestreue, Gattentreue. Man denke an Sifrid, den Haupthelden der germanischen Sage, an die Haimonskinder, Lother und Maller, an die treue Bertha und Hildegard, an Genoveva, Griseldis, Alexander von Metz. In der deutschen Märchenwelt begegnet uns überall der nämliche Seelenadel und hier erscheint derselbe um so rührender, als er im Gegensatz gegen die Prahlereien der romanischen Poesie immer auf's Bescheidenste zur Erscheinung kommt, ja oft in Knechts- und Magdgestalt. Aus dem starken und dummen Hans entpuppt sich im deutschen Märchen der edelste Held, aus der Aschenbrödel eine zarte Königin, die erst ihrer Tugend die Krone verdankt.

Durchmustert man unsere ganze reiche nationale Märchenwelt, so enthält dieselbe in ihren poetischen Erzählungen zugleich eine musterhafte Sittenlehre und der pädagogische Zweck leuchtet überall aus ihnen hervor, sofern sie den Kindern vorerzählt wurden.

Was wir jetzt Romantik nennen, war ein Hauptfaktor der Umwandlung, die mit den Deutschen vorging, als sie von der arianischen Lehre abfielen und zur römischen Kirche übergingen. Die Politik der Franken gegen die gothischen Stämme hat allerdings mitgewirkt, doch hatte die Hingebung des deutschen Gemüthes an die katholischen Vorstellungsweisen auch noch einen tiefern Grund. Die deutschen Eroberer behagten sich in dem schönen Süden und gewannen nach und nach die Unterworfenen lieb. Derselbe Zauber, den heute noch die schöne Natur der südeuropäischen Länder und insbesondere die Schönheit der Frauen auf deutsche Reisende ausübt, hat zwar auf die ersten deutschen Eroberer in der Völkerwanderung keine Macht gehabt, erlangte dieselbe aber später. Anfangs brachten die Deutschen ihre Weiber mit, heiratheten auch nur ehrbare und freie deutsche Jungfrauen und verachteten die verderbten Römerinnen. Allmälig aber nahmen die deutschen Sieger mit der romanischen Sprache, wenigstens zum Theil auch romanische Denk- und Gefühlsweise an, oder versenkte sich das deutsche Gemüth lie-

bend in die mancherlei Reize der südlichen Natur. Das war Romantik, etwas Neues, wie es die alten Römer nicht gekannt hatten, weil sie sich selbst nicht mit deutschen Augen ansehen konnten, was aber auch den Deutschen selbst neu war, weil sie erst in die südlichen Länder kommen mußten, um es kennen zu lernen.

Was insbesondere den katholischen Kirchenglauben betrifft, so bot die Poesie der Tradition und Legende vieles dar, was die Deutschen ansprechen mußte, und was sich mit den noch unvergessenen Erinnerungen ihres frühern Heidenthums fast unmerklich vermischte. So vergaßen sie die ursprüngliche Reinheit ihrer arianischen Gottesverehrung, vernachlässigten sie die Anbetung des alleinigen Gottes und verliebten sich allmälig in die poetischen Gestalten der katholischen Tradition und Legende, in eine neue verführerische Vielgötterei. Doch warfen sie sich an die Romanen nicht weg, denn sie waren noch die herrschende Nation. Sie brachten einen eigenen Charakter mit und prägten denselben der Romantik auf. In ihrem mittelalterlichen Katholicismus waltete noch die volle Energie und der ritterliche Geist der Nation. Es waren Helden, welche freiwillig das eiserne Knie vor dem Kreuze beugten, eine bewaffnete Gemeinde, die in Christo ihren Lehnsherrn erkannte. Denselben ritterlichen Charakter nahm auch der Mariendienst bei den Deutschen an. Aus den wilden Kriegern der Heidenzeit, die nur als Nachkommen und Geisteskinder Odins durch die Welt gestürmt hatten, waren Ritter hervorgegangen, welche schon lange vor der Zeit, ehe die eigentlich geistlichen Ritterorden auftauchten, ihr Schwert der Frauenehre, einer edlen Sitte, dem Schutz der Unschuld und der Vertheidigung des Rechtes weiheten und welche alles das Heilige, dem sie die Dienste ihres starken Armes weihten, in der himmlischen Jungfrau personificirt sahen.

War doch schon in der deutschen Heidenzeit der Unbarmherzigkeit der Odinsdiener ein Ritterthum edlerer Art entgegengetreten, wie es die alte Edda uns in Sigurd, die nordeuropäische Dichtung in Olger Danske ausgemalt hat, ein Ritterthum, welches dem Beherrscher der irdischen Zeit zum Trotz sich nur dem Dienste des Rechts und der Wahrheit, dem Schutz der Unschuld weihte und dabei durch die Huld einer himmlischen Jungfrau erfreut wurde,

(worüber man ausführlichere Auskunft am Schlusse meiner vorchristlichen Unsterblichkeitslehre findet.) Ein Volk, das so großherzige und schöne Erinnerungen aus dem Heidenthum bewahrte, war in vorzüglichem Grade geeignet, den Mariencultus von der edelsten Seite aufzufassen.

Auch darin verleugnete sich der altgermanische Geist nicht, daß man das Göttliche als eine geheimnißvolle und unsichtbare Macht lieber in heiligem Walddunkel als in plumpen Götzenbildern verehrte. Das war und blieb das Motiv der Wallfahrten. Damit hing auch der Zauber der Gothik zusammen. In den kunstreichen Spitzbogen und Thürmen der gothischen Kirchen hatte sich der altdeutsche heidnische Wald christianisirt, verklärt.

Die Romantik ging lediglich von den Deutschen aus, denn sie war nur der Ausdruck der Liebe, mit der sie sich allem Schönen in der romanischen Natur und Race hingab. Nie hätte es eine romantische Poesie gegeben, wenn die Galloromanen, Italoromanen auf sich selbst beschränkt geblieben wären. Sie empfingen die neue Poesie erst von den Deutschen. So gingen aus dem westgothischen Adel die ersten provenzalischen Troubadours und die ersten spanischen Romanzendichter hervor. So mußte erst der schwäbische Kaiser Friedrich II. seinen Thron in Palermo aufschlagen und die ersten Lieder in italienischer Sprache dichten. Selbst in Dante wallte mehr deutsches als romanisches Blut.

In der Liebe, welche die Deutschen den Romanen widmeten, offenbarte sich die ganze Uneigennützigkeit und Selbstlosigkeit der deutschen Race, während die Romanen immer eigennützig blieben und im Verkehr mit uns stets lieblos nur an ihr eigenes Interesse dachten. Wir waren ihnen überlegen an Geist und Gemüth, ohne stolz darauf zu seyn, ja ohne es zu merken. Wir trugen mehr Liebenswerthes in sie hinein, als sie besaßen. Wir ehrten sie mehr, als sie es verdienten. Wir bekümmerten uns überhaupt um sie, lernten gern von ihnen, hatten Interesse für sie. Das erwiderten sie aber niemals. Von jeher und bis auf den heutigen Tag kümmerten sie sich nur um sich, lernten nie etwas von uns und blieben in gänzlicher Unwissenheit über deutsches Land, deutsches Volk,

deutsche Literatur. Dieser Gegensatz ist notorisch und gewiß von großer Bedeutung. Es geht daraus hervor, daß die germanische Race schon ihrer angeborenen Gemüthsart nach dem Christenthum wahlverwandt ist. Oder ist es etwas anderes als angeborener Seelenadel, der sich selbst über der Theilnahme an andern vergessen kann? Die Abwesenheit des Egoismus, das Sichhingeben an Andere und für Andere in reiner Unschuld und Gutmüthigkeit, kann dem, der diese Eigenschaften besitzt, ungemein nachtheilig werden. Er kann damit irre gehen, sich von andern täuschen und betrügen lassen. Die Gutmüthigkeit kann in Dummheit übergehen, wovon leider unsere Geschichte tausendfache Beispiele gibt, und doch ist diese Gutmüthigkeit etwas Höheres und Edleres, als der raffinirte Egoismus und die Weltklugheit der romanischen Race, die welsche Arglist. Der Romane besteht nur auf seinem Recht und achtet nie das Recht eines andern Volks freiwillig, sondern nur wenn er muß. Der Deutsche achtet es freiwillig, mit Gewissenhaftigkeit und voller Uneigennützigkeit, blos weil es recht ist. Das ist eine moralische Ueberlegenheit, um die uns die Romanen beneiden müssen, selbst, wenn sie mit ihrer Verschmitztheit über uns triumphiren.

Unter der Herrschaft der Deutschen nahmen auch die Galloromanen, wie die Italiener, viel von jenem Romantischen an, was von den Deutschen ausgegangen war, das Ritterthum, die Frauenehre &c. Aber es lag nicht ursprünglich in ihrer Race, deshalb immer und immer wieder die Gefühls- und Denkweise des heidnischen Rom bei ihnen zum Durchbruch kam. Die profane Poesie der romanischen Race blieb angesteckt von dem Gift der altrömischen Corruption und hat dieselbe in der christlichen Zeit bis auf unsere Tage fortgesetzt. So lange die Franken ihre deutsche Sprache und Sitte in Gallien, die Longobarden in Italien beibehielten, konnte der schlechte Ton nicht wieder aufkommen; nachdem sie aber romanisirt waren, fing auch der alte Unfug wieder an. In Frankreich wurden die Dichtungen des altfränkischen Sagenkreises von Karl dem Großen durch die welschen Dichtungen des Sagenkreises von König Artus zurückgedrängt und in den letztern spiegelte sich schon

wieder die tiefe Corruption der altrömischen Kaiserzeit. Die Artusromane wimmeln von Unsittlichkeiten, von buhlerischen Weibern, übertölpelten Ehemännern, lustigen Ehebruchs- und Verführungsgeschichten. Ebenso die zahlreichen Fabliaux und Contes, die ihnen nachfolgten. In Italien neigten die berühmtesten Dichter, welche Beifall an den kleinen Höfen und selbst am päpstlichen fanden, ganz derselben lustigen Frivolität zu, ja sie durften hier, grade in der Nähe Roms, sich auch Spöttereien erlauben, hinter denen sich schon der Unglaube versteckte. Der Uebertreibung der Scheinheiligkeit gesellte sich die witzige Verspottung des Heiligen selbst zu, ganz ebenso wie schon bei den Alten in der Zeit des dicksten Aberglaubens und der servilsten Vergötterungen der Spötter Lucian mit seinem Witz alle Gebildeten entzückt hatte. So im christlichen Italien Boccaccio, Aretino, Poggio &c.

Bis auf unsere Zeiten hat sich in den von dem römischen Kirchenprinzip durchdrungenen Ländern neben der dicksten Superstition und groben Werkheiligkeit des gemeinen Volks eine Neigung der gebildeten Klassen zu Sinnenlust, Spott und Unglauben erhalten. Zu gleicher Zeit konnten in Frankreich die unglücklichen Hugenotten als Ketzer hingerichtet und der über alles Heilige spottende Voltaire bewundert werden.

V.

Der theokratische Grundgedanke des christlich-germanischen Mittelalters.

Man hat in neuerer Zeit wohl oft über das christlich-germanische Mittelalter gespottet und den theokratischen Gedanken desselben, wie er von Karl dem Großen im Sinne des heil. Bonifacius verwirklicht wurde, für unpraktisch und unnatürlich ausgegeben. Es läßt sich auch in keiner Weise leugnen, daß jene Theokratie

etwas zu Ideales war, dem die Menschen auf die Dauer nicht nachkommen konnten. Indessen macht es den Deutschen doch Ehre, daß sie allein es gewesen sind, die ein so erhabenes, sowohl Gottes als der Menschheit allein würdiges Ideal erkannt und zu realisiren versucht haben. Das Ideal an sich ist nicht anzufechten, sondern nur die Schwäche und Bosheit der Menschen anzuklagen, die es nicht festzuhalten wußten.

Die Theokratie des Mittelalters sah in Gott und seinem Wort allein die Quelle des Rechts wie der Macht und gestattete sämmtlichen sterblichen Menschen nur, Recht und Macht zu üben im Namen Gottes, als Beauftragte oder Lehnsträger Gottes und in den Schranken seines Gebotes. Dabei blieb alles, was die Seelen und ihre Beziehung zu Gott betraf, als das Gebiet der Kirche scharf abgesondert von dem, was das äußere Leben und die weltliche Stellung im staatlichen Gemeinwesen betraf. Die Einheit in der Kirche wurde durch den Papst, die im weltlichen Reiche durch den Kaiser gewahrt und beide, wenn auch in getrennten Gebieten der Wirksamkeit, sollten doch in brüderlicher Einigkeit die ihnen von Gott verliehenen großen Aemter verwalten. Von ihnen empfingen wieder die Bischöfe der Kirche und die Beamten des weltlichen Reiches ihre Aemter zu Lehen, alles in den Schranken des göttlichen Gesetzes und im Dienste Gottes. In gleicher Weise stellten sich alle Stände, hohe und niedere, alle einzelnen Gemeinden und Genossenschaften unmittelbar unter den Schutz Gottes und seiner Heiligen. In beiden Sphären der Kirche und des Staates aber stand den Gebietenden eine Controle der Gehorchenden zur Seite, dem Papste das Concil, dem Bischof das Kapitel, wie dem Kaiser der Reichstag, dem Herzog der Landtag. In absteigender und aufsteigender Bewegung symmetrischer Glieder eine harmonische Einheit.

Es war im Grunde nur eine Uebertragung des germanischen Lehnwesens auf Reich und Kirche zugleich. Das Lehnwesen, was man heutzutage gröblich mißversteht, war ursprünglich nur der Ausdruck der im deutschen Grundwesen liegenden Treue, des gegenseitigen herzlichen Vertrauens, des wohlwollenden und pflichttreuen Befehlens von oben, des freiwilligen Gehorchens von unten. Das ist

die älteste deutsche Verfassung, während die römische auf stetes Mißtrauen gegründet nur ein ängstliches Abzirkeln von Rechten war. Jene deutsche Anschauung tritt auch deutlich aus dem herrlichen altsächsischen Gedicht, dem Heliand hervor, in welchem das Verhältniß der Christen zum Heiland kein anderes ist, als das getreuer Vasallen zu ihrem Lehns- und Kriegsherrn.

Eine so ideale Auffassung der Theokratie im kirchlich staatlichen Dualismus konnte nur von Germanen ausgehen, denn sie setzte eine Treue voraus, deren nur Germanen fähig waren. Und eben das war der große Irrthum, daß Karl der Große die Romanen der gleichen Treue fähig hielt. Ohne Zweifel hätten sich die beiden Brennpunkte der großen theokratischen Sphäre des Mittelalters einander nicht so feindlich entgegengesetzt, wenn das Reich ein rein germanisches gewesen wäre und nicht ein romanisches Element in sich aufgenommen hätte. Einer der beiden Brennpunkte fiel in den romanischen Süden und von ihm ging die Störung aus. Nur der Antagonismus der Racen zerriß die schöne Harmonie und nur die Romanen waren es, von denen der Riß zuerst versucht und durchgeführt wurde, in der Losreißung des romanisirten Frankreich von Deutschland und in dem immerwährenden Kampf der Italiener gegen die Deutschen zum Zwecke derselben Losreißung. Erst aus diesem Racenkampf ging der Investiturstreit, das riesenhafte Ringen des Papstthums mit dem Kaiserthum hervor, indem die Päpste mit den Italienern und Franzosen gemeine Sache machten gegen die Deutschen.

Man kann die Frage aufwerfen, ob es nicht besser und natürlicher gewesen wäre, wenn der deutsche Kaiser als Herr der abendländischen Christenheit Kraft des Uebergewichts der deutschen Race, den geistlichen Brennpunkt, wie den weltlichen, aus dem romanischen Nebentheil des Reichs in den germanischen Haupttheil verlegt hätte. Es war nicht gut, daß die Kirche den romanischen Charakter beibehielt und nur das weltliche Reich den germanischen. Jedenfalls hätten die Deutschen in überwiegender oder wenigstens in gleicher Zahl zur päpstlichen Würde gelangen sollen, wie die Romanen. Die Deutschen waren in dieser Beziehung viel zu bescheiden und zu gut-

müthig. Sie waren dafür, daß sie von Rom aus das Christenthum empfangen hatten, dankbar genug gewesen, indem sie Rom vor Byzantinern und Muhamedanern beschirmt und dem Christenthum eine neue Kraft auch des Geistes verliehen hatten, es wäre nicht nöthig gewesen, die Dankbarkeit bis zu dem Grade von Duldung auszudehnen, der es dem romanischen Racenhasse möglich machte, sich des Papstes gegen die Deutschen zu bedienen.

Die ideale Theokratie des deutschen Mittelalters hat durch den welschen Neid und die welsche Arglist längst ihr Ende gefunden, doch hat sie uns noch den sichtbaren Ausdruck ihrer Heiligkeit in der unvergänglichen Steinschrift ihrer gothischen Dome hinterlassen. Diese bezeugen noch den rein germanischen Einfluß, den edelsten, den das Christenthum je von einer Nation empfangen hat. Ehe die Gothik aufkam, waren die christlichen Kirchen nur Nachahmungen der altrömischen Tempel und als die Gothik wieder abkam, wurden die neuen Kirchen auch wieder nur im Styl der Renaissance, d. h. des wiederaufgeweckten altrömischen Heidenthums gebaut. Die Romanen kamen nie aus ihren heidnischen Tempeln heraus, nur die Deutschen haben es verstanden, dem Gott der Christen ein eigenes, seiner würdiges, von den heidnischen Tempeln durchaus verschiedenes Haus zu bauen.

VI.

Werth der Gothik.

Griechen und Römer behielten, als sie Christen wurden, den antik-heidnischen Baustyl bei, mit wenigen Abänderungen. Erst als die Deutschen das römische Reich eroberten und alle Deutsche auch in ihrer nordischen Heimath das Christenthum annahmen, bildete sich allmälig ein neuer eigenthümlich christlicher Baustyl aus. Man nannte denselben anfangs romanisch, obgleich sich in ihm, nament-

lich im Verlassen der Kuppel und im Hochbau des Thurms schon deutlich der deutsche Charakter verrieth. Auch gehörte er schon der deutschen Kaiserzeit an. Als er sich immer eigenthümlicher ausbildete und immer auffallender von dem älteren griechisch-römischen Styl unterschied, nannten ihn die Italiener den gothischen Styl und meinten damit etwas Barbarisches zu bezeichnen.

Bekanntlich charakterisirt den gothischen Styl der Spitzbogen, den romanischen dagegen noch der antike Rundbogen. Aus den genauen Untersuchungen des Herrn von Quandt hat sich ergeben: 1) daß Spitzbogen in Frankreich in älteren Zeiten immer nur angewandt wurden, wo es galt, große Lasten zu tragen; und dagegen überall der Rundbogenstyl vorherrschte, wo diese Bedingung nicht eintrat und wo es rein auf den Geschmack ankam; 2) daß es kein altes Gebäude in Frankreich gibt, in welchem der Spitzbogenstyl durchgeführt wäre; 3) daß diese Durchführung des Spitzbogenstyls als eines neuen Geschmacks im Gegensatz gegen den Rundbogenstyl zuerst in Deutschland und zwar an der Kirche zu Memleben aus dem zehnten Jahrhundert vorkommt; 4) daß dieser von den sächsischen Ottonen ausgegangene Geschmack von der römischen Geistlichkeit, die den Rundbogenstyl festhielt, ungern gesehen wurde; 5) daß er sich gleichwohl Bahn brach, davon sind die Dome zu Naumburg 1002—1050, zu Merseburg 1013—1021, zu Basel 1006—1019, zu Bamberg 1003—1012, die Sebalduskirche zu Nürnberg, der Dom zu Mainz 1100, der zu Worms 1110 2c. sichere Beweise; 6) daß der in Deutschland ausgebildete Spitzbogenstyl sich erst von Deutschland aus nach andern Ländern verbreitete.

Die gothische Baukunst ist ausschließlich die deutsche. Schon deshalb ist es unverantwortlich, daß sie so lange in den letzten Jahrhunderten, in denen der classische Geschmack allein herrschte, vergessen, unterschätzt, ja sogar verachtet wurde. Eine Kunst, die uns Deutschen allein eigen war und zu deren Höhe sich die Kunst keines andern Volkes erhoben hat, verdiente schon deswegen allein die Aufmerksamkeit und Achtung aller Deutschen.

Die gothische Baukunst charakterisirt sich durch die senkrechte, die altgriechische durch die wagrechte Linie. Die alten Griechen

richteten Balken oder Säulen auf und breiteten darüber eine Decke aus. Daher waren ihre Dächer flach, wie sie es noch heute im Süden sind. Die Deutschen im Mittelalter neigten die Balken einander zu, daß sie einen Giebel bildeten, daher noch jetzt in ganz Deutschland das spitze Giebeldach vorherrscht.

Das rohe Gebälk veredelte sich bei den alten Griechen in Säulen und Plafonds, behielt aber die Grundform bei. In der gothischen Baukunst veredelte es sich in dem aus Stein gewölbten Spitzbogen, behielt aber ebenfalls die Grundform bei, den nach oben geschlossenen Winkel, das Streben zur Höhe. Der ganze Bau gipfelte sich im Thurm, bestand aber eigentlich aus einer Menge symmetrisch geordneter und proportional aufsteigender Giebel, Spitzbogen oder Thürmchen. Die gothische Baukunst kennt weder die Säule, noch den Plafond, noch die Wand zwischen den Säulen. Statt der Säule hat sie nur die unten sich an einander schmiegenden Schenkel des Spitzbogens; statt der glatten Decke hat sie nur Kreuzgewölbe; statt der Wand hat sie nur Fenster und Stabwerk, wie auch am Thurm überall das Licht durch das Stabwerk bricht.

Man hat nicht mit Unrecht vermuthet, daß die gothische Baukunst in einer dunklen Erinnerung an die heiligen Haine der alten Deutschen wurzelt, denn man wird nicht blos durch das Stab- und Laubwerk der Verzierungen, sondern auch durch die Grundformen der Spitzbogen, Gurten, Fialen und Thürme an den Tannenwald erinnert. Die Hauptschönheit der Tanne ist aber ihre Zuspitzung und Tendenz zur Höhe, das Vorbild aller gothischen Thürme. Hier ist der Grundgedanke plus ultra, d. h. das Streben sucht das höchste Ziel, wenn es auch wirklich nicht erreicht werden kann. Die ältere griechische und spätere römische Kirchenbaukunst will etwas Fertiges abrunden. Die äußere Kirche soll das Reich Gottes auf Erden fertig in sich schließen. Die gothische Kirchenbaukunst erkennt, das Ziel ist höher, als daß wir es erreichen können.

Die gothische Kirche besteht ursprünglich aus einem Hauptschiff, an welches sich niedere Gänge oder Seitenschiffe anschließen. Ist der Bau sehr hoch, so laufen von beiden Seiten schräge Strebepfeiler zu ihm auf, um ihn zu stützen. Sind Seitenschiffe

vorhanden, so springen sie oben in einem Bogen über dasselbe hinweg.

Der Steinbau in steinreichen Gegenden läßt die mannigfaltigsten Abwechselungen in den Seitenschiffen, Strebepfeilern, Vorhallen, Chören und Chornischen, Fenstern und Rosetten, Gurten und Stabwerk zu. In den steinarmen Ebenen Norddeutschlands verlangt der Ziegelbau weniger Abweichungen und Verzierungen, imponirt dagegen durch Einfachheit, Festigkeit und Höhe des Schiffs wie der Thürme. Die Mauern bleiben hier geschlossen.

Ein großer Vorzug der gothischen Bauten vor den römischen ist die Höhe. Der römische Rundbogen auf kurze Säulen gestützt und das Tonnengewölbe oder die ganz flache Decke machen einen viel niedrigern und gedrückteren Eindruck, als das hohe gothische Schiff mit Spitzbogen auf schlanken Pfeilern, die oben in Kreuzgewölbe schließen.

Auch die innere Perspektive ist schöner und mannigfaltiger in den gothischen Kirchen. Die Pfeiler der letzteren wachsen wie Rohr oder Palmen in die Höhe und wölben sich oben wie ein Palmenhain, nicht unterbrochen wie die römischen Säulen. Auch der Hinblick auf die Seitenschiffe der gothischen Kirchen ist schöner, sey es daß dieselben hoch und weit sind, oder auch enger und niedriger. Im ersten Fall dehnt sich gleichsam der Palmenhain aus und die Formen sind es, die das Auge fesseln. Im andern Fall wirkt durch die concentrirtere Beleuchtung mehr der Lichteffekt.

Der Chor der gothischen Kirche ist höher und länger, als der der römischen, hinten auch weder glatt noch im Halbzirkel abgeschlossen, sondern bildet hinten gleichsam eine halbe Rosette, oder wie ein Schneekrystall mit Seitenflächen für die hohen Fenster, oder auch für Seitenkapellen, die zuweilen unter sich durch einen Gang verbunden vorkommen.

Die Verlängerung des Chors entspricht überhaupt der Längenausdehnung der gothischen Kirchen, die nicht aus einem Punkt construirt sind, sondern aus einer Linie, oder aus dem römischen Kreuz als Grundriß der Kirchen. Dieses Kreuz bildet einen längeren Stamm mit zwei kürzeren Armen, während das sog. griechische Kreuz

vier gleiche Arme hat. Die auf das Letztere gebauten griechischen Kirchen haben daher einen Mittelpunkt und oben eine Kuppel. Der gothische Bau hielt sich an die längere römische Grundform, gab aber die Seitenarme auf oder zog sie wenigstens sehr in's Kurze zusammen.

Der Vorzug der gothischen vor den römischen Kirchen besteht auch darin, daß der gothische Bau aus einer ganz klaren und einigen Construction heraus doch eine viel größere Mannigfaltigkeit von Linien entwickelt, wie der römische und zwar Linien, die nicht steif, sondern in lebendiger Bewegung erscheinen. Das ist nie bei römischen Säulen, die eine wagrechte Decke oder einen Rundbogen tragen, möglich, sondern nur bei ununterbrochenen rohr- und palmenartig aufwachsenden Pfeilern, deren Linien sich reizend durchschneiden und verschlingen und doch harmonisch im Kreuzgewölbe abschließen. Außer mit einem majestätischen und zugleich lieblichen Palmenwalde hat man diese Pfeilerconstruction auch verglichen mit einem Springbrunnen, der seine lebendigen Strahlen regelmäßig nach verschiedenen Seiten ausstrahlt. Es versteht sich von selbst, daß die Harmonie des Ganzen durch die Mannigfaltigkeit, die von ihr beherrscht wird, gewinnt. Daher das auffallende und doch natürliche Bestreben der Gothik nach möglichster Durchsichtigkeit und scheinbarer Leichtigkeit des Steinbaues. Daher sie auch die schmalen Pfeiler und zierlichen Pfeilerbündel liebt, nicht aber dicke und massenhafte Pfeiler, die überdieß die Perspektive versperren oder verdunkeln.

„Die gothische Baukunst ist die wahre christliche erbauliche Baukunst, ihr Bau steigt wie ein Gebet, wie ein geistlicher Gesang mit Orgelton und Glockenton zum Himmel." So schrieb v. d. Hagen in seinen Briefen in die Heimath II, 289. Görres nannte in seinen Aphorismen über die Kunst die Gothik eine versteinerte Musik. In der That gleichen ihre proportional-aufsteigenden und symmetrisch sich reproducirenden Spitzbogen und Fialen den Fugen Sebastian Bachs. Ueberhaupt besteht eine geheimnißvolle Wahlverwandtschaft zwischen Architektur und Musik, den eigentlich germanischen Künsten, während Sculptur und Malerei vorzugsweise romanische Künste sind.

Wenn in dieser geistreichen architektonischen Symbolik die Beziehung der Erde zum Himmel das Hauptmoment ist, so wird doch

auch in der innern Harmonie aller Theile zum Ganzen der gothische Bau ein Sinnbild der deutschen Nation, wie sie noch zur Zeit der frommen Kaiser, unter welchen diese Kirchen entstanden, organisirt und aus verschiedenartigen Gliederungen doch zu einem großartigen und schönen Ganzen zusammengefügt war. Kein Pfeiler, kein Schwibbogen, kein Thürmchen, kein Fenster war dem andern vollkommen ähnlich, und doch machten sie alle zusammen nur einen harmonischen Eindruck. So sollte sich der moderne Particularismus mit seinem „berechtigten Sonderinteresse“ nicht isoliren, nicht vom Ganzen losreißen, sondern dem starken Gesammtreich wieder einfügen.

Im Verlauf der Zeit artete die gothische Baukunst einigermaßen aus. In England nämlich wurde die ältere rein gothische Form des Spitzbogens und der pyramidalischen Zuspitzung in's Quadratische, in vorherrschende Parallellinien, in den Niederlanden und Frankreich mehr in's Rundliche entstellt. In England nämlich fing man an, den Fenstern mehr Bedeutung zu geben, als dem übrigen Bau, daher Doppelfenster mit vielem perpendikulären Stabwerk anzulegen, woraus sich eine Art Staketenform ergab, dem auch die übrigen freien und pflanzenhaft ausrankenden Ornamente sich anreihen mußten, in Reihe und Glied gestellt wie Orgelpfeifen. Diesseits der Nordsee gab man eben so einseitig dem Portal die höchste Bedeutung, vergrößerte dasselbe auf Kosten des übrigen Baues und dehnte es ebenso in die Breite, wie man in England alles in die Länge zog. Daraus folgte auch ein Breiterwerden des ganzen Baues und wie man das Portal überaus reich und mannigfaltig ausschmückte, so überzog sich auch der ganze Bau mit viel reichern Ornamenten und Umrankungen als früher.

Im echt gothischen Styl sind Sculptur und Malerei der Architektur principiell und unbedingt untergeordnet und dürfen niemals das Interesse vom ganzen Bau auf ein einzelnes Bildwerk hinlenken. So schloß sich die Glasmalerei lediglich dienend der Architektur in den Fenstern an, ebenso die Sculptur in verhältnißmäßig wenigen und kleinen Statuen und Schnitzwerken an Portalen, Taufsteinen, Altären, Chorstühlen. Insofern trat die echte Gothik in den bestimmtesten Gegensatz gegen die byzantinische und spätere römische

Bauweise, die den Mosaik- und Freskobildern das Uebergewicht gab und von den Kirchen nichts anderes verlangte, als daß sie für die Malerei recht breite Wände darbieten. Daß die Gothik im 16. Jahrhundert verlassen und aufgegeben wurde, hatte seinen Hauptgrund zwar nur im politischen und nationalen Interesse des romanischen Südens, welcher den Germanismus, dem es das ganze Mittelalter hindurch unterlegen war, um jeden Preis zurückdrängen und unterdrücken wollte. Weil er sich aber dazu der Renaissance bediente, welche die Wandmalereien des heidnischen Alterthums wieder in Flor brachte, ordnete er auch die kirchliche Architektur der Malerei unter und brauchte wieder breite Wände, um Fresken darauf zu malen oder Oelbilder daran zu hängen. Das wurde nun mit ein Grund, warum zur Zeit der Jesuitenherrschaft im katholischen Deutschland eine große Menge alte gothische Kirchen niedergerissen und durch häßliche Kirchen im jesuitischen Zopfstyl mit breiten Wänden für die Bilder, ersetzt wurden. Fast nur die größten gothischen Kirchen entgingen dieser jesuitischen Barbarei. Man hätte sich doch schämen müssen, den Kölner Dom, oder den Stephansthurm in Wien einzureißen. Man begnügte sich also, dergleichen große und berühmte Kirchen stehen zu lassen und nur nicht weiter auszubauen, wenn sie noch nicht fertig waren. Mit den kleinern Kirchen nahm man es aber nicht so genau und zerstörte alles Gothische. Die Lutheraner ehrten die alten gothischen Kirchen ungleich mehr, weshalb sich solche noch in großer Zahl in Sachsen, Thüringen, Hessen und Württemberg befinden, während im katholischen Franken, Bayern, Schwaben rc. fast alle gothischen Kirchen auf dem Lande und aus den kleinen Städten verschwunden sind und man hier überall nur die geschmacklosen birnförmigen Thürme des Jesuitenstyles sieht.

Mancherlei ist in die gothischen Kirchen hineingekommen, was dem reinen und ursprünglichen Gedanken der Gothik nicht entspricht und dem Menschlichen mehr huldigt, als es in einem Gotteshause schicklich ist. Dahin gehören zunächst die Gräber und Grabdenkmäler. Es war verzeihlich, zu glauben, der unsterbliche Geist habe einen Nutzen davon, wenn der Leib, den er im Leben bewohnt, im

geweihten Raum der Kirche begraben werde. Aber es schickte sich nicht, den Weihrauchduft der Kirche mit Leichengeruch zu schänden, und noch viel weniger schickten sich die Grabdenkmäler, die den Ruhm sterblicher Menschen mit eitlem Prunke zur Schau trugen, in's Gotteshaus. Wenn der Tod repräsentirt seyn sollte, so doch gewiß nur durch das Grab Christi, zur Erinnerung der Menschwerdung Gottes und des Todes am Kreuze. Ebensowenig gehören Siegestrophäen, eroberte Fahnen aus blutigen Kriegen, die oft nur um nichtiger irdischer Zwecke willen geführt wurden, in's Gotteshaus. Es entsteht sogar die Frage, ob die scharfe Trennung des Chors vom Schiff der Kirche des Gotteshauses würdig war? weil sie ein Privilegium des Priesterstandes, welches bei heidnischen Indern und Aegyptern entschuldbar erscheint, in's Christenthum hinüber trug. Menschliche Macht und menschlicher Stolz machte sich auch in den Schloßkirchen und Schloßkapellen breit, in denen das Heilige gleichsam in den Dienst einer Familie hinabgezogen wurde, deren Gottseligkeit sich keineswegs immer nachweisen läßt. Kurz, weltliche Ansprüche drängten sich auch schon in die gothischen Kirchen ein und entweihten das Gotteshaus, doch immer noch in einem viel bescheideneren Maße, als es später in den im Renaissancestyl gebauten Kirchen geschehen ist.

Zweites Buch.

Die Versündigungen Roms an Deutschland.

I.

Die römische Hierarchie.

Die römische Kirche hat sich mit ihrer Hierarchie, ihrer weltlichen Pracht, ihrem heidnischen Bilderdienst, ihrer furchtbaren Glaubenstyrannei und ihrer laxen Sündenvergebung gegenüber den ihr Gehorsamen offenbar sehr weit vom sittlichen Grundcharakter des wahren Christenthums und von den einfachen Formen des apostolischen Zeitalters entfernt. Sie war aber eben die römische Kirche. Der Racencharakter, der ihr in den Augen anderer Racen zum Vorwurf gereicht, dient doch zugleich zu ihrer Entschuldigung. Die Nachkommen der alten Römer von der südeuropäischen Race können eben nicht anders seyn, als sie sind. Eine gewisse Art zu denken und zu handeln ist ihnen angeboren und was auch in ihren Bereich kommt, sie modificiren es nach ihrer Weise. So haben sie auch das Christenthum so lange manipulirt, bis es am Ende ganz romanisch werden mußte.

Zur Eigenthümlichkeit ihrer Race gehört vor allem eine stärker entwickelte Sinnlichkeit und heißeres Blut, gepaart mit lebhafter Einbildungskraft und Schönheitssinn. Diese Eigenschaften prägten sich schon zur Heidenzeit in der Pracht der Tempel und des Tempeldienstes, in der Schönheit und Fülle der Götterbilder, in dem Luxus ihrer Mythen aus und, einmal daran gewöhnt, konnten sie von den Erinnerungen daran nicht mehr lassen und trugen dieselben auch in den neuen christlichen Glauben und Cultus über. Daher die Pracht und das Schaugepränge, die vielen Aeußerlichkeiten bei wenig

Innerlichkeit, in Bezug auf den Stifter der christlichen Religion selbst die fast ausschließliche Rücksicht auf seinen Leib und sein Blut, seine Reliquien, seine Bilder und Sinnbilder, überall auf das Körperliche und Aeußerliche. Daher auch die Ausschweifung vom einfachen Evangelium in die durchaus wieder mythenartige Tradition und Legende.

Unter allen Erinnerungen und Gewohnheiten, welche die Romanen aus ihrer heidnischen Vorzeit in das christliche Zeitalter mit hinüber nahmen, wirkte die an die Weltherrschaft am mächtigsten nach. Besonders in Rom selbst. Die ungeheure Stadt konnte nicht vergessen, daß sie drei Welttheile beherrscht und deren Reichthümer als Tribut empfangen hatte. Diese Weltherrschaft bestand zwar nicht mehr, doch kam es dem Bischof in Rom sehr zu statten, daß ihn die fränkischen Eroberer gegen den Kaiser in Constantinopel, gegen den Islam und gegen die Longobarden schützten und Karl der Große, indem er ein neues großes Reich gründete, als weltlicher Oberherr desselben den römischen Bischof oder Papst als geistlichen Oberherrn neben sich Platz nehmen ließ. Gegen diese deutsche Großmuth zeigte sich aber der römische Papst nicht dankbar, sondern trachtete, den deutschen Kaiser zu überlisten und sich über ihn emporzuschwingen, und zwar einzig im Interesse der romanischen Race, die sich dafür rächen wollte, daß sie von der deutschen war unterworfen worden. Den deutschen Kaiser zu schwächen und sich unterzuordnen und die romanischen Völkerschaften im Süden und Westen Europa's wieder die Oberhand in Europa gewinnen zu lassen, darauf zielten fortan alle päpstlichen Manöver hin.

Obgleich der Papst seine einflußreiche Stellung einzig der Gnade der Frankenkönige und nachher Karls des Großen verdankte und wenn er von diesen nicht so hoch gestellt worden wäre, ohnmächtiger Unterthan der Kaiser in Constantinopel und durch den Patriarchen daselbst zurückgesetzt worden wäre, leugnete er doch aus Racenstolz und Racenhaß den Deutschen Dank schuldig zu seyn, ab und gab sich einen Schein von absoluter Unabhängigkeit. Zu diesem Zweck leitete er seinen Rechtstitel nicht sowohl von der Schenkung Karls des Großen oder noch einer ältern, die ihm angeblich Constan-

tin der Große gemacht haben sollte, sondern vom Apostel Petrus her, dessen angebliches Grab in Rom er für den Felsen Petri ausgab, auf den Christus seine Kirche gebaut habe. Wie nahe auch dem Bischof von Rom diese Usurpation lag, so war sie doch aus dem Evangelium nicht gerechtfertigt. Denn wenn auch nach Matthäi 16, 18. 19. Christus den Apostel Petrus mit dem Schlüsselamt begabte, so war doch damit nur Petrus selbst gemeint und es steht kein Wort davon in der Bibel, daß diese Begabung auf den zufälligen Bischof der Stadt habe übergehen sollen, in welcher Petrus den Tod fand. Welcher vernünftige Christ möchte sich einbilden, daß Christus etwa Scheusalen wie Johannes XXIII. und Alexander VI. das Recht habe verleihen wollen, seine Gemeinde zu regieren und auf Erden und im Himmel zu binden und zu lösen? Uebrigens ist schon darauf aufmerksam gemacht worden, daß Petrus nicht einmal beim ersten Concil oder bei der Ausgießung des h. Geistes zu Pfingsten den Vorsitz gehabt hat, sondern alle Apostel waren einander damals gleich. Ferner ist geltend gemacht worden, daß die Apostel nach 1. Petri 4, 7. und nach Jacobi 5, 8. 9. die Wiederkunft des Herrn, als ganz nahe erachtet haben, und daß damals Niemand an ein künftiges Papstthum in Rom gedacht hat. Gilt es die Continuität und das Alter, so ist ohne Zweifel die griechische Kirche älter als die römische, und gilt es die Dignität, d. h. wägt man die Kirchen nach der Treue ab, welche sie der ursprünglichen christlichen Lehre und Moral gehalten haben, so haben wieder die evangelischen Kirchen den Vorrang anzusprechen. Der römische Bischof brauchte den Apostel Petrus nur als Mittel. Sein Zweck war die Erneuerung des Anspruches auf Weltherrschaft in Rom. Der sog. Felsen Petri sollte nur den Thron der Cäsaren ersetzen, der Papst wollte gleich dem altrömischen Kaiser, nur in einer andern Façon, das ganze Erdreich beherrschen.

Die römische Hierarchie machte noch weitere Fälschungen, um sich von Alters her Vorrechte anzudichten, welche sie niemals besessen hatte. So wenig wie die Apostel hatten auch die Kirchenväter je etwas von einem Primat des römischen Stuhls gewußt. Auch auf den Concilien hatten andere Bischöfe, als der römische,

präsidirt und waren die Concilien immer nur vom Kaiser berufen worden. Gegen die ersten Anmaßungen Roms hatten nicht nur oströmische Kaiser, Patriarchen und Concilien, sondern auch der h. Basilius, der Vater des morgenländischen Mönchthums, protestirt. Nun aber wurden eine Menge Urkunden von Schenkungen, kirchlichen Satzungen, Wundergeschichten ꝛc. geschmiedet, die aus früheren Jahrhunderten herstammen und durch welche der römische Papst die Rechtmäßigkeit und das angeblich hohe Alter seines Primats, seines Kirchenstaats und nicht nur hierarchischer Anmaßungen, sondern auch gewisser dem hierarchischen Zweck dienender Dogmen und Legenden beweisen wollte. Dem leichtgläubigen Volk konnte durch die römischen Pfaffen alles weiß gemacht werden und da überhaupt in jenen frühen Jahrhunderten fast Niemand lesen und schreiben konnte, als eben diese Pfaffen, so mußte es ihnen auch leicht werden, ihren falschen Urkunden Glauben zu verschaffen.

Die Constantinische Schenkung wurde arglistig ersonnen, um der romanischen Race zu schmeicheln, sofern man sie glauben machte, die Befreiung des römischen Bischofs von der oströmischen Kirche schreibe sich nicht erst von den Frankenkönigen her, sondern sey schon ein national-romanischer Akt gewesen. Als nach dem Tode Karls des Großen die Enkel desselben sich entzweiten, benutzte wieder Papst Nikolaus I. diese Zwietracht, um auf Kosten des zerrütteten Kaiserthums sein Papstthum zu heben. Damals wurden die falschen Decretalen Isidors geschmiedet, jenes berüchtigte Machwerk, auf welchem zuerst die volle Unabhängigkeit und Göttlichkeit der Papstgewalt verkündet wurde. Durch dieses Lügensystem aber und durch die Anmaßung weltlicher Gewalt und weltlichen Prunks im Kirchenstaat kam in die päpstliche Hofhaltung bald die tiefste Corruption. Römische Familien stritten sich um den Besitz des h. Stuhls, seiner Macht und reichen Einkünfte. Weiber mischten sich ein. Die buhlerische Marozzia vergab den apostolischen Stuhl und damals schon nannte man das Papstthum die babylonische Hure. Wirklich war der Hof des angeblichen Statthalters Christi auf Erden eine offene Hurenwirthschaft. Und nun begreife man den Unterschied zwischen romanischer Untreue und deutscher Treue. Die sächsischen Kaiser,

die den Karolingischen nachfolgten, benutzten die Zerrüttung des römischen Papstthums nicht, um es zu schwächen und zu erniedrigen, wie kurz vorher die Päpste die Zerrüttung im Kaiserhause zur Schwächung des kaiserlichen Ansehens überhaupt und zur Ueberhebung des päpstlichen ausgenutzt hatten, sondern sie blieben dem theokratischen Grundgedanken des h. Bonifacius treu, und gaben dem durch sich selbst geschändeten Papstthum sein ehrwürdiges Ansehen zurück, indem sie eine Zeit lang statt der romanischen Bösewichte und Wollüstlinge fromme deutsche, sittlich reine und edle Männer auf den päpstlichen Stuhl setzten und den römischen Kloak wieder reinigten.

Kaum aber kam unter den folgenden salischen Kaisern wieder Zerrüttung in's deutsche Reich, als dieselbe auch gleich wieder von den Päpsten in ihrem romanischen Interesse zur Unterdrückung der Deutschen benutzt wurde. Das war die Tendenz des berüchtigten Hildebrandismus. Hildebrand, als Papst Gregor VII. genannt, erhob die Macht des Papstthums hoch über die des Kaiserthums. Von dieser Zeit an mehrten sich auch die Fälschungen, die alle darauf berechnet waren, die Allmacht des Papstes als ein schon ursprünglich christliches und unmittelbar von Gott eingesetztes Institut und eine Menge Legendenwunder, welche diese päpstliche Anmaßung unterstützen sollten, für wahre Thatsachen auszugeben. Unter diesen Fälschungen spielten die von Gratian gesammelten Dekrete die Hauptrolle als ein Gesetzbuch, welches den ganzen päpstlichen Absolutismus in ein System brachte. Gregor hatte insofern Recht, als er dem Bubenregiment des damaligen deutschen Kaisers steuerte und als es überhaupt nöthig war, der Verwilderung auf dem weltlichen Gebiete und dem Uebermuth weltlicher Herrn mit sittlichem Ernst entgegenzutreten. Diese schöne und würdige Aufgabe hatte sich der neue Mönchsorden der Cluniacenser gesetzt, der dadurch in großem Ansehen stand und mit diesem Ansehen auch den Papst unterstützte. Der Papst jedoch gehorchte nicht einer sittlichen Pflicht, sondern trat das unsittliche Regiment des Kaisers wesentlich zu dem Zweck nieder, das Papstthum allein mächtig zu machen, und wenn er vielleicht auch nicht geahnt hat, daß die Päpste nach ihm ein noch viel unsittlicheres Regiment führen würden, als jemals die Kaiser, so hat

er doch dem Papstthum eine so unverantwortliche Gewalt verliehen, daß ein Mißbrauch derselben nicht ausbleiben konnte. Er zuerst maßte sich das Recht an, Fürsten zu entthronen, und behauptete dagegen die Heiligkeit aller Päpste, da er doch wissen konnte, wie viele gottlose Päpste schon den heil. Stuhl geschändet hatten.

Vieles kam ihm zu Statten, vor allem der fromme Glaube des deutschen Volks, welches in seiner Unschuld lange nicht merkte, wie ihm die romanische Herrsch- und Habgier unter der Maske der Religion arglistig mitspielte. Großen Nutzen zogen die folgenden Päpste sodann aus den Kreuzzügen, die der Papst allein anordnete und als oberster Kriegsherr der Christenheit leitete. Indem nun der deutsche Kaiser, die Könige von Frankreich, England, Spanien, Dänemark, Schweden, Polen und Ungarn gemeinschaftlich das Kreuz nahmen, ordneten sie sich für den Zweck der Kreuzzüge in der That dem Papste unter. Der Papst aber gab bei jeder Gelegenheit auch zur Zeit der Kreuzzüge den Romanen und ihren Fürsten den Vorzug vor den Deutschen und ihrem Kaiser. Da die Kreuzzüge immer nur kurz dauerten, organisirte sich der Papst in den geistlichen Ritterorden, die in ihm allein ihr Oberhaupt erkannten und von keinem weltlichen Monarchen mehr abhingen, ein stehendes Heer und gesellte denselben noch ein zweites in den Bettelmönchen zu, die ebenfalls allein von ihm abhängig und keinem Bischof mehr unterworfen, die Völker bearbeiteten und im Gehorsam des Papstes erhielten. Einer solchen Macht, wie sie nunmehr die Päpste entfalteten, mußten unsere heldenmüthigen Kaiser aus dem edlen schwäbischen Geschlecht der Hohenstaufen am Ende unterliegen und Papst Innocenz III. durfte der Welt verkünden, die von Karl dem Großen gegründete Theokratie des Mittelalters bestehe nicht mehr in dem Dualismus von Staat und Kirche, von Kaiser und Papst, welche beide gleich berechtigt seyen, sondern von nun an herrsche die Kirche über den Staat und empfange der Kaiser sein schwaches Ansehen nur noch vom Papst, wie der Mond sein schwächeres Licht von der Sonne.

Die Mission der Kirche war, fromme und sittliche Menschen zu erziehen und auf das Jenseits vorzubereiten, aber nicht nach tyrannischer

Weltherrschaft zu trachten. Das war nur romanischer Racenübermuth, was der christlichen Demuth geradezu widerspricht. Denn Christus hat nur freiwillige Anhänger und Jünger verlangt, keine gezwungenen. Auch hat er keine Hierarchie, keine Papstgewalt, am wenigsten die weltliche Herrschaft eines Papstes eingesetzt, sondern ausdrücklich gesagt: Mein Reich ist nicht von dieser Welt! Die römische Usurpation war eine Entstellung des Christenthums und ein Unrecht gegen alle andern Völker.

Was die christliche Kirchensprache betrifft, so war die römische Anmaßung, allen Nationen die römische aufzudrängen, eine durchaus unberechtigte, ein Unrecht gegen die Nationen. Denn wir lesen in der Apostelgeschichte, daß der heil. Geist, als er zum erstenmal zu Pfingsten sich auf die versammelten Jünger Jesu niederließ, aus ihnen in allen Zungen redete, und zwar einfach deshalb, damit allen Völkern in allen Sprachen das Evangelium verkündet werde. Wenn es eine einzige christliche Kirchensprache hätte geben sollen, so würde der heil. Geist nicht in so vielen Zungen geredet haben, und dann hätte die hebräische und die griechische Sprache den Vorzug verdient, in denen die heil. Bücher der Christenheit ursprünglich geschrieben sind, nicht aber die römische, die darauf so wenig einen Anspruch hatte, als die deutsche, slavische, persische, arabische, indische 2c.

In gleicher Weise war jede andere Anmaßung eines Vorzugs und einer Herrschaft der römischen Kirche unberechtigt, unvernünftig und ein Widerspruch gegen das wahre Christenthum. Die römische Hierarchie, eine aus der Priesteraristokratie hervorgegangene Monarchie, die sich zuletzt bis zu einer förmlichen Unfehlbarkeitserklärung, d. h. Vergötterung des Papstes hat zuspitzen wollen, schließt das Grundprinzip der christlichen Gemeinde, nämlich die Brüderlichkeit aller ihrer Mitglieder, von vorn herein aus. Zweitens will sie die christliche Wahrheit durch eine Lüge ersetzen. Wenn nämlich Christus spricht: Mein Reich ist nicht von dieser Welt! so macht der Papst daraus seine Universalmonarchie, ein Reich von dieser Welt mit einer Hofhaltung, mit Ministern, mit einer unersättlichen Finanzkammer, sogar mit Armeen. Wenn Christus spricht: Gebt dem

Kaiser, was des Kaisers ist, und Gott, was Gottes ist! so will dagegen der Papst die Macht aller Kaiser und Könige an sich reißen, über alle gebieten, sie nach Willkür ein- und absetzen, sich zum unumschränkten Herrn des ganzen Erdkreises aufwerfen.

Das ist nun nicht möglich, ohne eine Usurpation, die in die Rechte nicht nur aller Nationen, sondern auch in die aller weltlichen Staatsgewalten eingreift, mithin ungeheure Störungen der Völkerruhe, Revolutionen, unnatürliche und grausame Gewaltthaten herbeiführt. Es ist längst bekannt, wie lächerlich und verächtlich sich die Päpste durch ihre Anmaßung der Weltherrschaft gemacht haben, wenn sich erwies, sie seyen zu ohnmächtig dazu, und in welche grausame Ungeheuer sie sich verwandeln konnten, soweit sie wirklich Gewalt genug erlangten. Wie lächerlich machte sich Papst Bonifacius VIII., als er sich in der Bulle Unam sanctam zum Herrn der ganzen Erde erklärte, der schlaue König von Frankreich ihn aber beim Kopf nehmen ließ und einsperrte. Wie lächerlich machte sich Papst Paul V., als er das ganze Erdreich zwischen Spanien und Brasilien vertheilte, ohne daran zu denken, daß die ketzerischen Holländer und Engländer den besten Theil davon für sich nehmen würden. Wie lächerlich haben sich die Päpste noch in unserer Zeit gemacht, sofern sie die angeblich rechtmäßige Herrschaft über alle Christen, also auch über die griechischen Schismatiker und Protestanten ansprechen, und den Umstand ignoriren, daß mehr als zwei Drittheil der auf Erden lebenden Menschen nicht einmal Christen sind. Auf der andern Seite hat sich das Papstthum leider mehr als lächerlich, nämlich fürchterlich zu machen gewußt, sobald es ihm möglich wurde, die angemaßte Herrschaft wirklich zu erringen. Wie vieler Völker Glück hat es dadurch zerstört! Wie viele blutige Kriege, schauerliche Hinrichtungen und Martern unschuldiger Menschen hat einzig die römische Herrschsucht verursacht! Wie viele Trauerspiele hat sie in die Weltgeschichte eingeflochten! Wir Deutschen brauchen nur an das Ende der Hohenstaufen zu denken, was wir noch immer an ihren Henkern zu rächen schuldig geblieben sind.

Wenn selbst große Kaiser- und Königsgeschlechter durch die römische Arglist ihr Recht verloren, wie viel weniger konnte die

Völkerfreiheit vor der maßlosen Tyrannei des Papstthums bestehen! Von jeher und bei jeder Gelegenheit half das Papstthum den weltlichen Königen die Volksfreiheit unterdrücken und verdammte oder tadelte wenigstens die Könige, die ihren Völkern Freiheit gewährten. Das auffallendste Beispiel aus dem Mittelalter, die päpstliche Verdammung der englischen Magna Charta, ist Jedermann bekannt, die innige Verbindung des Papstthums mit den Häusern Habsburg und Bourbon schreibt sich eben daher. Es war unter spezieller Vermittlung des Jesuitenordens ein Bund von Despoten gegen die Völkerfreiheit und zwar der großartigste, schrecklichste, gottwidrigste, ja völlig teuflische, den die Weltgeschichte kennt. Aus demselben Grunde hat das Papstthum bis auf die neueste Zeit den Uebergang aus der absoluten zur constitutionellen Monarchie bitter getadelt. So die Charte Ludwigs XVIII. in Frankreich und die neue Reichsverfassung in Oesterreich. Man sollte daher meinen, Papst Pius IX. habe, weil er sich im Anfang seiner Regierung selber dem Liberalismus in die Arme warf, aus plötzlicher Reue, ja aus Entsetzen über dieses Verbrechen am Papstthum, durch seine Infallibilitätserklärung alles wieder gutzumachen und Verzeihung bei den Manen aller Päpste zu finden gehofft.

Um nun mit Sicherheit die Völker beherrschen und jeder Freiheit berauben zu können, bediente sich das Papstthum von Anfang seiner Machtentfaltung an des besten Mittels, was ihm sein System, das Christenthum in sein Gegentheil zu verkehren, an die Hand gab. Verhieß das Christenthum „Die Wahrheit wird euch frei machen!" so mußte das Papstthum daraus folgern, „also kann man euch nur durch die Lüge in Knechtschaft halten". Daraus ging nun folgerichtig das ganze System der Völkerverdummung hervor, welche das Papstthum immer so geschickt anzuwenden verstanden hat. Oder um es milder auszudrücken, das Papstthum benutzte die Unwissenheit der Völker und die Gewohnheit ihres alten heidnischen Aberglaubens, um sie theils in Furcht und Gehorsam zu erhalten, theils auch, um ihnen das geistliche Regiment bequem zu machen. Dem ersten Zweck diente die Angst vor der Hölle, vor Dämonen und Teufelsgespenstern, dem andern die leichte Sünden-

vergebung, die tausenderlei Gnadenmittel durch Werkheiligkeit, sakramentale Magien, Amulette 2c. Sodann durch die Pracht des Gottesdienstes, die Buntheit und Lustbarkeit der Kirchenfeste und schließlich durch die kirchliche Armenpflege. Man hat es zwar der römischen Kirche mit Recht vorgeworfen, daß sie bei aller ihrer Einmischung in's weltliche Regiment, doch nirgends eine nationalökonomische Weisheit verrathen habe, da im Gegentheil alle katholischen Länder Landbau, Industrie und Handel viel mehr vernachlässigt haben als protestantische; indessen war die Kirche immer sehr liebreich gegen die Armen, so daß man es ihr sogar zum Vorwurf angerechnet hat, sie habe die Armuth durch die Faulheit provocirt.

Auf der Höhe seiner Macht geberdete sich der Papst förmlich wie nach gnostischer Lehre der Demiurg, der die sichtbare Welt innerhalb der Zeit allein regiert, ohne sich darum zu kümmern, daß es einen ewigen Gott gibt, der über ihm steht, wenn er ihn auch in der Zeit gewähren läßt. Als Erdengott maßte der Papst sich an, Kaiser und Könige ein- und abzusetzen und, wenn ihm einer nicht gehorchen wollte, die Völker ihres demselben geleisteten Eides zu entbinden und das Land mit dem Interdikt zu belegen. Sein Interdikt war ein klerikaler Strike, wirksamer noch als es die heutigen industriellen sind, nämlich eine von ihm befohlene Arbeitseinstellung der Geistlichkeit. Damit erzwang er Alles, denn die frommen Völker sahen die ewige Verdammniß vor sich, wenn die Kirchen verschlossen waren, keine Glocke mehr läutete, kein Priester mehr Sakramente verwaltete, Beichte hörte oder predigte. Dadurch wurde der vom Papst auf einen Fürsten geschleuderte Bannstrahl erst entzündlich und tödtlich. Um sich vor seinen schrecklichen Folgen zu retten, mußte Kaiser Heinrich IV. bekanntlich zu Canossa den Papst um Gnade anflehen, denn das deutsche Volk hatte aus Furcht vor dem Interdikt seinen Kaiser verlassen.

II.

Die römische Klerisei.

Die Glaubenseinheit diente zum Vorwand, um allen Christen, welchem Volk und welcher Sprache sie auch angehörten, durch die römischen Priester auch die römische (lateinische) Kirchensprache aufzudringen. Ein widernatürlicher Zwang. Der Christ sollte nicht in seiner Muttersprache beten dürfen. Aber in dieser päpstlichen Tyrannei wiederholte sich nur die der altrömischen heidnischen Kaiser, die durch ihren Staatscultus, durch ihre Beamten und Legionen in allen eroberten Ländern so viel als möglich die Landessprache verdrängten und die römische einführten.

Damit der Papst die gesammte römische Klerisei wie ein Feldherr seine wohldisciplinirte Armee beherrschen könne, wurde jedem Priester blinder Gehorsam zur ersten Pflicht gemacht. Hing seine Neigung noch an seinem Vaterlande oder an seiner Familie, so wurde sie vom Kirchengesetz wie durch ein scharfes Messer zerrissen. Er durfte Niemand mehr angehören als der Kirche und mußte ganz der Leibeigne des Papstes werden. In den früheren Jahrhunderten der Christenheit collidirte die Pflicht gegen die Kirche noch nicht mit der gegen Vaterland und Familie. Der Priester durfte eine Heimath und eine Frau haben. Das wurde seit Gregor VII. für eine schwere Sünde erklärt. Weil es aber wider die Natur und auch keineswegs im Evangelium vorgeschrieben war, that die Neuerung den Priestern wehe, der Papst aber wußte sie durch die Macht und den Reichthum der Kirche und aller ihrer Diener und durch die laxe Observanz zu entschädigen, die ihnen erlaubte, im Fleische zu sündigen, wenn nur kein öffentliches Aergerniß daraus entstehe. Allerdings war es der Mühe werth, in jenen Zeiten, in denen das Ansehen der Kirche noch nicht gesunken war, ein Priester zu seyn. Er war alles, der Laie nichts mehr. In jeder Kirche blieb der

vornehme Chor den Priestern allein vorbehalten, desgleichen beim Abendmahl der Kelch.

Die Priester bildeten den geehrtesten Stand und waren von Heiligkeit umgeben, hauptsächlich wegen der Sakramente, die allein der Priester mit Mund und Hand verwaltete. Durch den Gottesdienst überhaupt, bei dem die Priester allein sich activ, die Laien passiv verhielten, wurden die Seelen des gläubigen Volkes mit Sclavenketten an die Kirche gebunden. Kein Laie konnte sich unmittelbar zu Gott wenden, er bedurfte dazu die Vermittlung des Priesters. Die Herrschaft der römischen Priester beschränkte sich demnach auch nicht auf die Lebenszeit der Laien, auf die Bevormundung ihrer Seelen im täglichen Leben, beim Gottesdienst, Genuß der Sakramente, Beichte und Buße, sondern dehnte sich auch auf das Leben nach dem Tode aus und bestimmte den unsterblichen Seelen im Voraus ihr künftiges Schicksal. Was die Priesterschaft hier auf Erden gebunden, das sollte auch im Himmel gebunden seyn.

Das System war, der Laie dürfe nichts besitzen, ohne daß es durch des Priesters Hand erst legitimirt war und nichts unternehmen, ohne daß ihn der Priester durch eine Weihung dazu bevollmächtigte. Der Priester bevormundete den Laien bis in's kleinste Detail des täglichen Lebens. Von der Wiege bis zum Grabe galt er eigentlich nichts ohne die priesterliche Weihe. Haus und Stall, Bett und Tisch mußte der Priester weihen. Jährlich wurde jede Gattung Vieh besonders eingesegnet, was freilich mehr zum Lachen als zur Andacht stimmte. Bis wie weit hier der Aberglauben geht, sieht man bei den Bauern in der Bretagne. Diese sind starke Raucher, jeder aber hat eine kleine, vom Priester geweihte Zange bei sich, um damit die glühende Kohle zu fassen, mit der er seine Pfeife anzündet. Wer eine so angezündete Pfeife ununterbrochen ausraucht, wird dadurch der himmlischen Seligkeit versichert. (Ausland 1866. S. 902.) — Der Priester weiht und segnet aber nicht nur, sondern er bannt und verflucht auch. In dieser Beziehung erweist sich der Aberglaube noch viel unvernünftiger und lächerlicher. Es hat nicht selten Priester und Bischöfe gegeben, welche durch

einen bloßen Bannspruch Raupen, schädliche Insekten oder Mäuse meinten verbannen zu können. — Durch eine Menge strenger Eheverbote, Fastengesetze, Anhalten zur Beichte, zum Kirchenbesuch 2c. beherrschte der Priester seine Gemeinde wie ein Herr seine Sclaven und wußte sie sich dann auch wieder zu verpflichten durch Ablässe, Indulgenzen, Dispensen 2c.

Die Einmischung der Priester, welche selber familienlos im Dienst einer romanischen, also prinzipiell antideutschen Gewaltherrschaft standen, in das innerste deutsche Familienleben war um so weniger zu rechtfertigen, als sie durch nichts auf eine natürliche Weise motivirt und oft nur zu Geldschneiderei und Seelenquälerei mißbraucht wurde. Gewiß war es eine Unnatur, wenn im Innern Deutschlands unter einem sittlich reinen Volke ein ehrlicher Jüngling ein braves Mädchen nicht sollte heirathen dürfen, außer mit besonderer Erlaubniß eines höhnisch über die Dummheit der Deutschen lachenden verschmitzten und selber in Wollust schwelgenden Pfaffen in Rom, dergleichen es dort so viele gegeben hat.

Hierbei müssen wir noch insbesondere den Cölibat in's Auge fassen. Die unbedingt gegen dieses Institut ankämpfen, haben insofern Unrecht, als sie dem Körper mehr Stärke als der Seele zuschreiben. Nur dann ist das Institut zu verwerfen, wenn es zwangsweise eingeführt wird. Wer dem Menschen gar keine Keuschheit zutraut, erniedrigt ihn zum Thier, wer aber den Unkeuschen zwingen will, keusch zu bleiben oder nur zu scheinen, handelt unnatürlich, ungerecht, grausam und fördert mit Bewußtseyn die Lüge. Aus diesem gewiß vernünftigen Gesichtspunkt ist der Cölibat des ersten abendländischen Mönchthums nach der Regel des heil. Benedikt nicht im mindesten zu beanstanden, denn die Regel stellt es noch jedem Mönche, wenn seine sinnliche Natur die Gebote nicht halten könne, völlig frei, das Kloster zu verlassen. Das Cölibatgesetz Gregors VII. dagegen zwingt auch den unkeuschen Mönch und die unkeusche Nonne, gegen ihren Willen lebenslänglich im Kloster zu bleiben, bei Vermeidung der grausamsten Strafen. Die Folge dieses Gesetzes war notorisch, daß neben den wirklich frommen und keuschen Klostergenossen, wie auch Weltgeistlichen, denn

auch auf diese dehnte Gregor das Gesetz aus, nur zu viele andere entweder in dem unnatürlichen Zwange verschmachteten oder unter der Maske der Heiligkeit die ärgste Unzucht trieben. Gaben ihnen doch nicht wenige Päpste selber dazu das Beispiel. Viele Familien entledigten sich ihrer jüngern Söhne und Töchter, um ihr Vermögen auf den ältesten Sohn allein zu bringen, in den ehelosen geistlichen Stand. Die Töchter oft auch gegen ihren Willen. Andere drängten sich in die Pfründen und Klöster, um von deren Reichthümern zu schwelgen. Die vornehmen Geistlichen hielten sich Maitressen und buhlten auch um vornehme Damen. Man nannte daher die Bischöfe nicht mehr gute Hirten, sondern verliebte Schäfer. Das System der Hauserinnen, die den unverheiratheten Pfarrern Tisch und Bett besorgten, verbreitete sich durch die ganze katholische Welt von Cadix bis nach Polen, von Manilla bis San Franzisko. Zur Zeit der Reformation galt das Sprichwort: Die Priester haben keine Weiber, aber die Weiber haben Priester. Besonders in den romanischen Ländern galten die Beichtväter und geistlichen Hausfreunde als die verschmitztesten Buhler und das System der Hauserinnen war blos deshalb überall populär, weil man diese Dirnen wenigstens als Schutzmittel der Weiber und Mädchen in der Gemeinde vor dem pfäffischen Satyrn betrachtete.

Auch die Mysterien der Religion, scholastisch definirt in Dogmen, die dem Volke unverständlich blieben, dienten die Priester mit einem heiligen Schauer des Geheimnisses zu umgeben und über die Laien zu erheben. Daher auch die Neigung im Papstthum, die Dogmen zu verkünsteln und zu vervielfältigen bis auf diesen Tag. Abgesehen davon, daß die Deutschen, wenigstens das gemeine Volk, die lateinische Kirchensprache nicht verstanden, lag auch in den weitläufigen Ceremonien, z. B. in der Messe, eine überkünstelte, den Laien ganz unverständliche Symbolik. Aber grade das Unverständliche, Geheimnißvolle sollte den Laien imponiren. Luther sagt einmal in seinen Tischreden: Einem, der sich beklagt habe, er verstehe alle diese heiligen Dinge nicht, habe ein Pfaff geantwortet, er brauche sie auch nicht zu verstehen, wenn sie nur der heil. Geist verstehe.

Unter den strengen Gelübden der Priester war eigentlich nur das des Gehorsams ein wesentliches und unvermeidliches, denn das Gelübde der Armuth wurde in den meisten Fällen nur zum Schein geleistet. Die Klerisei, die meisten Mönchsorden nicht ausgenommen, schwamm im Ueberfluß und Reichthum.

Der Widerspruch der Gelübde mit der Art, wie sie umgangen wurden, eröffnete in der Klerisei einen Abgrund von Corruption. Lambert von Aschaffenburg erzählt uns in seinen Annalen zum Jahr 1075, die gallischen Bischöfe hätten gegen die Einführung des Cölibats protestirt. Der Papst, sagten sie, wolle die Menschen zwingen, wie Engel zu leben, und mache sie gerade durch den Zwang noch begieriger nach der verbotenen Lust. Sie wollten lieber ihre Priesterwürde als ihre Weiber verlassen. Dann solle er sehen, wo er Engel herbekäme, wenn ihm Menschen nicht mehr genügten, oder er ihnen verbieten würde, Menschen zu seyn. — Schon im elften Jahrhundert war die Verdorbenheit des Klerus so hoch gestiegen, daß der berühmte Sittenrichter Peter Damiani schreiben konnte: „Täglich halten sie kostbare Mahlzeiten und das, wovon die Hungernden gespeist werden sollten, wird an Possenreißer verschwendet. Sie geizen nach Reichthum, nicht um den Armen zu helfen, sondern um aus größeren Schüsseln köstlichere Gerichte zu speisen ꝛc.“ In einer besonderen Schrift vergleicht er die Sitten des Klerus in geschlechtlicher Beziehung mit denen von Sodom und Gomorra.

Viele Päpste gaben selbst das Beispiel der Sittenverderbniß, alle aber deckten gern den Schleier über die Sünden der Priester, um öffentliches Aergerniß zu vermeiden. Auch war es die Politik der Päpste, den geheimen Ausschweifungen der Priester nachzusehen, damit sie ihnen willig Gehorsam leisteten, denn sie brauchten sie, wie weltliche Fürsten ihre Soldaten und ihre Polizei brauchen, um die Völker in Unterwürfigkeit zu halten.

Um die klerikale Armee leichter zu beherrschen, begünstigte der Papst in derselben gewisse Gegensätze und Rangstufen. Wenn sich die Weltgeistlichkeit mit dem Volksstamm, unter dem sie lebte, assimiliren sollte, so wurde ihr in der Klostergeistlichkeit ein Gegengewicht gegeben, die ungleich weniger an die Scholle gebunden war

und den internationalen Charakter der römischen Kirche sicherer durchführte. Auch wurde der Geistlichkeit das Schwert in die Hand gegeben. Bischöfe wurden weltliche Fürsten und zogen mit ihrem bewaffneten Lehensadel selber in's Feld. Sollten aber auch diese dem Interesse ihres Landes eher dienen wollen als dem Roms, so setzte ihnen der Papst in den geistlichen Ritterorden einen von der Fürstenmacht unabhängigen Adel entgegen. Unter diesen Ritterorden wurden die welschen (Tempelherrn und Johanniter) vom Papst ungleich mehr begünstigt als der deutsche. Immer seinem System getreu, die Deutschen zurückzusetzen, überließ der Papst die Bewachung des heil. Grabes und das heil. Land in den Kreuzzügen ausschließlich den Welschen und verbannte den deutschen Ritterorden arglistig an die fernsten Grenzen der Ostsee.

III.

Allianz Roms mit Frankreich gegen Deutschland.

Die Losreißung Roms und seiner Hierarchie aus dem von Karl dem Großen gegründeten theokratischen Dualismus fiel zusammen mit der Losreißung des romanischen Frankreich vom rein germanischen deutschen Reiche. Bekanntlich ging diese Theilung schon unter den Karolingern vor sich und war eine Scheidung der Racen. Damit begann eine neue Wahlverwandtschaft zwischen diesem Frankreich und Rom, gebaut auf die Uebereinstimmung der Race. Die frühere Verbindung der damals noch deutschen Franken unter den Merovingern mit Rom war keine Racenverbindung, sondern nur eine politische von Seiten der Franken gegen die Gothen, von Seite Roms gegen den Arianismus gerichtet gewesen. Jetzt verband sich Rom abermals mit Frankreich gegen Deutschland und die Bande waren diesmal stärker, weil Franzosen und Italiener Vorkämpfer der romanischen Race gegen die germanische waren.

Hier nur eine flüchtige Skizze der Art und Weise, wie Rom und Frankreich den von Karl dem Großen zwischen Germanismus und Romanismus geschlossenen Bund einseitig, treulos und undankbar auflösten, um den Romanismus über den Germanismus zu erheben. Zunächst benutzte der Papst die Zerwürfniß unter den Nachkommen Karls des Großen und die Trennung Frankreichs von Deutschland, um Frankreich zu begünstigen und Deutschland zu schädigen, obgleich es ihm nicht gelang, die kaiserliche Würde von der deutschen Nation zu trennen. Da die Anfänge der verhängnißvollen Allianz Roms mit Frankreich gegen Deutschland von den Geschichtschreibern gewöhnlich nicht genug gewürdigt werden, muß ich hier die wichtigsten Thatsachen in Erinnerung bringen. Hugo Capet nahm die letzten Karolinger in Frankreich durch Verrath eines Bischofs gefangen und wurde ihr Nachfolger in dem von Deutschland getrennten Frankreich. Weil nun damals Deutschland unter den sächsischen Kaisern Italien beherrschte und den Papst zum Freunde hatte, suchte sich Frankreich wie von Deutschland, so auch vom Einfluß des Papstes frei zu machen und war dem letzten so wenig hold, daß die französischen Bischöfe im Jahr 991 auf der Synode zu Rheims eine selbständige Haltung gegenüber von Rom einnahmen. Allein die Italiener scheuten kein Mittel, die deutsche Herrschaft zu bekämpfen und insbesondere die deutschen Päpste, die durch den Einfluß der sächsischen Kaiser eingesetzt wurden, zu chikaniren. Ja sie rafften zwei der edelsten derselben, Gregor V. und Damasus II., frühzeitig durch Gift weg, den letztern im Jahr 1048, womit sie erreichten, daß den deutschen Bischöfen das Papstwerden verleidete und keiner mehr gewählt wurde. Dennoch kam damals noch keine feste Allianz des Papstthums mit Frankreich zustande. König Heinrich I. von Frankreich, der Capetinger, hatte noch zu großen Respekt vor dem Einfluß des deutschen Kaisers in Italien, mußte fürchten, auch die italienischen Päpste würden ferner diesem Einfluß erliegen, und setzte daher im Sinne der Synode von Rheims die Opposition gegen das Papstthum fort. Berengar von Tours hatte damals der Transsubstantiation den Krieg erklärt und galt deshalb in Rom als Ketzer, hatte aber großen Anhang in Frank-

reich und wurde vom Könige beschützt, der ein Schisma und die Trennung einer selbständigen französischen Kirche gern gesehen hätte. Der erste Versuch einer gallikanischen Kirche.

Nun wandte sich aber das Blatt. Der oben schon genannte Mönch Hildebrand, von deutschem Ursprung, wie sein Name bezeugt, war doch wie fast alle andern Nachkommen der deutschen Eroberer in Italien, ein eingefleischter Romane geworden, um in dieser Eigenschaft der gefährlichste Feind des Germanismus zu werden. Bevor er unter dem Namen Gregor VII. selber Papst wurde, diente er mehreren seiner Vorgänger auf dem heiligen Stuhle als höchst gewandter Diplomat und ging nach Frankreich, um die Ketzerei des Berengar von Tours auf einer französischen Synode zu Tours selbst, ohne andere Mittel als sein Genie zu unterdrücken. Dieses Genie gab dem wehrlosen Mönch ein, den stolzen Capetinger zu belehren, Frankreich werde im Abfall von Rom weniger gewinnen, als im Bunde mit Rom. Nichts könne natürlicher seyn als ein solcher Bund, weil Frankreich und Italien vermöge der Verwandtschaft ihrer romanischen Bevölkerung zusammengehörten und Italien genau das nämliche Interesse habe, sich des Kaisers und der Deutschen zu erwehren, wie Frankreich. Ja Hildebrand mag dem Capetinger wohl schon die Möglichkeit einer künftigen Ueberwältigung des Germanismus durch den Romanismus in Aussicht gestellt haben. Genug, er erfreute sich des besten Erfolges seiner Mission. Berengar mußte seiner Opposition ein Ende machen, wurde aber aus Rücksicht auf die Gunst, die ihm der König bisher zugewendet hatte, geschont und nicht als Ketzer bestraft.

Von diesem Zeitpunkt an datirt der neue Bund Roms mit Frankreich. Auch das romanische Spanien, welches damals schon zum großen Theile den Arabern wieder entrissen war und in seinem Glaubenskampfe mit dem Islam die religiöse Begeisterung begreiflicherweise mit einer warmen Anhänglichkeit an den Oberhirten der abendländischen Christenheit in Rom verband, wurde in's Interesse gezogen. Was die Romanen bei der Theilung des karolingischen Reichs vor hundert Jahren im Vertrage von Verdun noch nicht hatten wagen dürfen, den Deutschen die Kaiserkrone zu

entfremden und einem Romanen zuzuwenden, das wagten sie jetzt. König Ferdinand von Castilien, ohne Zweifel von Rom aus dazu veranlaßt, warf sich zum Kaiser auf, fern genug von Deutschland, um vor einer Züchtigung durch den energischen deutschen Kaiser Heinrich III. sicher zu seyn. Dieser Kaiser protestirte zwar im Jahr 1054, Hildebrand meinte aber, ein Streit zweier Kaiser könne nur durch den Papst entschieden werden. Heinrich III. unterwarf sich einer solchen Entscheidung nicht, konnte aber auch nicht wohl durch Frankreich nach Spanien marschiren wollen und das castilianische Kaiserthum erlosch ohnehin wieder, weil es überhaupt nur ein Fühler gewesen war und den Deutschen hatte andeuten sollen, die Nationalität des Kaisers, wenn es auch nur einen geben solle, sey eine offene Frage und die deutsche Nationalität allein habe desfalls kein ewiges Vorrecht.

Als nun bald darauf Kaiser Heinrich III. starb und ihm sein leichtsinniger Sohn Heinrich IV. auf dem Throne folgte, durfte Hildebrand, der nunmehr den päpstlichen Thron bestieg, in der systematischen Bekämpfung Deutschlands noch weiter gehen und mit noch größerm Erfolge operiren. Er brauchte dazu zweierlei Mittel, ein indirektes in der Reorganisation der katholischen Kirchenverfassung, die dem Papst mehr Gewalt als bisher über Klerus und Laien verschaffen sollte, und ein direktes, eine neue Organisirung aller dem Romanismus nützlichen Allianzen gegen die deutsche Einheit.

Was das erste Mittel anlangt, so war es ihm die Hauptsache, den Primat Roms als unleugbar, unantastlich und als schon aus Christi Zeit selbst herstammend constatiren zu wollen. Er schämte sich nicht, zu behaupten, die beiden Schutzheiligen Roms, der heil. Petrus und der heil. Paulus, seyen ihm selber erschienen, um den Primat über allen Zweifel zu erheben. Sodann machte er die Ehelosigkeit der gesammten weltlichen und Klostergeistlichkeit zum Zwangsgesetz, um den gesammten Klerus als eine nur ihm unterthänige und von der Laienwelt gänzlich getrennte Armee benutzen zu können. Weiter legte er den höchsten Werth theils auf die Transsubstantiation, theils auf den Mariencultus, um die Aufmerksamkeit der Christen von Gott dem Vater und seinen Geboten,

überhaupt von der Bibel und der einfachen Sittenlehre, die in den Evangelien enthalten ist, in eine neue Wunderwelt abzulenken. In jene Märchenwelt der katholischen Legende, in welcher der evangelische Christus ein Pantheon und mit allen möglichen und unmöglichen göttlichen Attributen überladen, seine irdische Mutter aber ihm nicht nur gleichgestellt, sondern ihm übergeordnet wird.

Das zweite Mittel, die Offensive gegen Deutschland betreffend, umfaßte die drei Allianzen Roms, einmal mit Frankreich, zweitens mit den Normannen in Sicilien und Apulien, welche förmlich Lehensträger des Papstes wurden, drittens mit denjenigen deutschen Reichsbeamten, die als Reichsfürsten gegen ihr Oberhaupt, den Kaiser, immer zu rebelliren Lust hatten, um ihr Reichsamt erblich und sich selbst zu souveränen Fürsten zu machen. Papst Gregor VII. fing selber gleich damit an, den Herzog Rudolf von Schwaben zur Rebellion gegen Kaiser Heinrich IV. zu verleiten und ihn sogar zum Gegenkaiser machen zu wollen. Rudolf fiel in der Schlacht. Der Papst weckte aber unermüdlich neue Gegner auf, so daß Heinrich IV. in Canossa schmählich vor ihm Buße thun mußte. Ja zuletzt, als der alte Kaiser dem Papst wieder nicht gehorchen wollte, hetzte der Letztere des Kaisers eigenen Sohn Heinrich V. gegen den Vater. Allerdings war dieser Vater ein schlechter Kaiser, aber wenn die deutschen Fürsten hätten ehrlich am Reich und an der Nation handeln wollen, würden sie ihn gemaßregelt, abgesetzt und einen bessern dafür ernannt haben, ohne als Verräther der Nation mit dem Papst und den Romanen gemeine Sache zu machen. Sie waren aber so treu und ehrlich nicht, sondern setzten mit wenigen edlen Ausnahmen ihr Familieninteresse über das Interesse der Nation, deren ergebene Beamte sie hätten seyn sollen, und buhlten fort und fort mit dem Papst und Frankreich, um den deutschen Kaisermantel zu zerreißen und aus den Fetzen sich eigene Uniformen zuzuschneiden. Ohne sie hätte der Papst schon vor achthundert Jahren nichts gegen Deutschland ausrichten können. Sie trifft die Hauptschuld. Daß uns eine fremde Race mit fremder Sprache haßt und anfeindet, ist natürlich; daß unsere eigenen Fürsten aber unsere Nation verrathen und verkauft haben, war unnatürlich.

Am gefährlichsten für uns Deutsche blieb unter diesen Umständen Roms fortdauernde Allianz mit Frankreich, die unsern treulosen Fürsten stets zum Rückhalt diente. Der Papst half den Königen von Frankreich deutsches Reichsland an den Grenzen abzureißen, zunächst einen Theil von Flandern und das Königreich Burgund an der Rhone in seine Gewalt zu bringen. Er vernichtete das schwäbische Kaiserhaus mit Hülfe Frankreichs. Er schenkte Neapel und Sicilien dem französischen Hause Anjou. In grenzenlosem Hasse gegen die Deutschen waren Rom und Frankreich immer verbunden.

In der Severinskirche zu Neapel kann man noch ein Bild sehen, auf welchem Papst Gregor VII. mit funkelnden Augen und hochrothem Gesicht ingrimmig eine Geißel schwingt und zu seinen Füßen Krone und Scepter liegen hat. Auf der Kirchenversammlung in Lyon, in welcher Papst Innocenz IV. unsern Kaiser Friedrich II. absetzte und in den Bann that, stießen schließlich alle anwesenden Bischöfe die brennenden Fackeln zur Erde und der Papst rief laut und die Versammlung rief ihm nach: So erlösche der Glanz und das Glück des deutschen Kaisers! Zu Lyon befand sich der Papst unter dem Schutz des französischen Königs und seine sog. Kirchenversammlung war eigentlich nur eine politische Nationalversammlung des romanischen Europa gegen die Deutschen.

Aber es gab auch in Italien Männer, die in dem Abfall vom germanischen Charakter des Mittelalters ein tiefes Verderben erkannten. So schrieb Amatus von Montecasino: „Der Anstand ist in Rom verloren gegangen, seitdem die Macht der Deutschen zerfiel!“ Und auch der große Dante wendet sich mit Abscheu von den Päpsten ab, die seit dem Untergang der Staufen so viel Unheil angerichtet und hofft Hülfe für sein unglückliches Vaterland nur noch von dem frommen deutschen Kaiser.

Im Bunde mit Rom gewann das französische Haus Anjou eine Zeitlang auch den Thron von Ungarn, um Deutschland im Rücken fassen zu können. Auch in Jerusalem und in den kleinern christlichen Herrschaften, die in Folge der Kreuzzüge entstanden, duldete der Papst nur französische Herren. Wie weit die Ansprüche des

Papsts und der französischen Könige gingen, erhellt aus den Gesandtschaften, theils des Papstes (1241), theils König Ludwigs des Heiligen von Frankreich (1253) an den Tatarchan, der damals fast ganz Asien beherrschte, ganz Rußland, Polen und Ungarn eroberte, aber in Schlesien zum erstenmal vor den Deutschen zurückweichen mußte. Ihn hätten sie gern für ihre antigermanischen Pläne gewonnen. Man vergesse dabei nicht, was fast gleichzeitig der berüchtigte Papst Innocenz III. that, um durch Bann und Interdikt im gleichfalls germanischen England die Volksfreiheit und ständige Vertretung in der Magna Charta zu unterdrücken, was ihm jedoch nicht gelang.

Im Romanismus lag ein Zug, der zum altrömischen Heidenthum zurückverlangte, ein angeborener Racenzug, der sich aus dem sittlichen Zwange des Christenthums immer und immer wieder herauszuarbeiten suchte und endlich im 15. Jahrhundert zur Renaissance oder zu einer förmlichen Wiedergeburt des heidnischen Geistes und Geschmacks in der sog. classischen Bildung, Wissenschaft und Kunst zurückgeführt hat. Dieser heidnische Zug aber machte sich schon viele Jahrhunderte früher bemerklich, erstens kirchlich in der Werkheiligkeit, dem Bilderdienst, den mannigfaltigen Magien, im Pomp und Prunk des Papstthums, in der Tendenz zur Apotheose, den vielen Heiligsprechungen, und endlich einer förmlichen Vergötterung des Papstes, zweitens staatlich im französischen Königthum, welches altrömischen Despotismus an die Stelle des altfränkischen Rechtsstaates, der ständischen und persönlichen Freiheit setzen wollte.

Beide Tendenzen, die kirchliche und staatliche, culminirten im Papst Bonifacius VIII. und im König Philipp dem Schönen von Frankreich, welche eben deshalb um die Obergewalt in den heftigsten Streit geriethen, bis der Papst sich vor dem Könige demüthigen und die geistliche Macht sich der weltlichen unterwerfen und zur Verfügung stellen mußte. Bonifacius VIII., das vollkommene Gegenbild zum gleichnamigen Apostel der Deutschen, erließ in dem Zeitpunkt, in welchem in Deutschland die schwäbischen Kaiser untergegangen und die Habsburger nur durch die Gunst und Gnade des Papstes, nachdem sie ihm unbedingten Gehorsam geschworen hatten,

aufgekommen waren, im Jahr 1301 die berüchtigte Bulle, worin er die Oberherrschaft über Kaiser und Könige, über alle Fürsten und Reiche der Erde als höchster Richter, nicht nur in geistlichen, sondern auch in weltlichen Dingen in Anspruch nahm. Der schlaue Philipp aber hatte sich als Spiritus familiaris den Nogaret zugesellt, einen sog. Legisten (Juristen), der das altrömische und byzantinische Kaiserrecht gründlich studirt hatte und dasselbe auf das französische Königsrecht anwandte, während auf der Universität zu Paris eine ganze junge Generation von Juristen herangezogen wurde, deren einzige Aufgabe war, einerseits dem römischen Kirchenrecht, andererseits dem altfränkischen Volksrecht mit dem wieder erneuerten altrömischen Staatsrecht entgegenzutreten. Als nun Bonifacius den Zumuthungen des Königs nicht nachgab, schickte Philipp ganz einfach seinen Nogaret mit Truppen nach Italien und ließ den in ohnmächtiger Wuth tobenden Papst kurzweg einkerkern. Die Italiener hatten damals so wenig wie heute Energie genug, sich französischen Truppen widersetzen zu können.

Die Schwächung der kaiserlichen Gewalt und die hauptsächlich durch den Papst und durch die Eigenmächtigkeit deutscher Fürsten veranlaßte Verwirrung in Deutschland erlaubte dem französischen Könige, sich zum Herrn der Lage zu machen und den neuen Papst Clemens V. einfach und kurzweg von Rom nach Avignon zu versetzen. Die Stadt Avignon am Ufer der Rhone gehörte zwar mit Burgund dem Namen nach noch zum deutschen Reiche, war aber schon längst romanisirt und unter französischen Einfluß gekommen. Hier nun verband sich Rom mit Frankreich, ein hinter dem Papstthum verstecktes Heidenthum und ein wieder aufgeweckter weltlicher Despotismus, zu einer kirchlich politischen Monstrosität, das Zerrbild des germanischen Ideals der von Karl dem Großen in's Leben gerufenen Theokratie in fast teuflischer Verhöhnung der christlichen Moral und des deutschen Rechts, der deutschen Treue.

Was der Papst noch kurz vorher den Hohenstaufen vorgeworfen hatte, sie trachteten nach weltlicher Alleinherrschaft gleich den altrömischen Kaisern oder türkischen Sultanen, das duldete, förderte

und pries er jetzt selbst am französischen Könige und erniedrigte die Kirche zur Magd des Staats. Philipp der Schöne mißhandelte Flandern und der Papst gab seinen Segen dazu und drohte den deutschen Vlämingen mit Bann und Interdikt, wenn sie dem Franzosen nicht gehorchten. Derselbe König raubte den Tempelherrn ihre reichen Güter und ließ ihre unschuldigen Häupter verleumden und hinrichten, wozu der Papst wieder seinen Segen gab, obgleich die Vernichtung des Ordens dem Interesse der christlichen Kirche im Morgenlande wesentlich schadete. Das Alles geschah 1307. Im folgenden Jahr wurde der Habsburger Albrecht I., der sich immer Frankreich und dem Papste gefügt hatte, ermordet und König Philipp hatte die Frechheit, den Deutschen einen Franzosen zum Kaiser aufdringen zu wollen, einen Valois, und auch dazu gab der Papst wieder seinen Segen. Die Deutschen wählten zwar den edlen Luxemburger Heinrich VII. zum Kaiser, derselbe hatte aber keine ruhige Stunde vor den Intriguen Frankreichs und des Papstes und wurde, als er das päpstliche Verbot, dem die Habsburger immer gehorcht hatten, sich um Italien zu bekümmern, nicht mehr achtete, auf italienischem Boden im Abendmahl vergiftet.

Die Kirche war ganz in der Gewalt Frankreichs. Sie hörte auf, Zweck zu seyn, sie blieb nur noch ein Mittel für den weltlichen Despotismus. Philipp aber ließ, in tiefer politischer Arglist, dem Papste, indem er ihn wie einen Hund an der Kette hielt, doch dem Volk gegenüber das volle Ansehen des Statthalters Christi auf Erden. Der unterwürfige Gehorsam, den die ganze abendländische Christenheit, hauptsächlich aber die Deutschen, dem Papst erwiesen, kam zuletzt immer dem französischen König zu gute. Beinahe das ganze 14. Jahrhundert hindurch, achtzig Jahre lang blieben die Päpste in der babylonischen Gefangenschaft zu Avignon und mußten thun, was ihnen die französischen Könige befahlen, wie sie denn auch selbst fast immer nur Franzosen waren. Ein Hauptgeschäft für sie war es, Bannstrahlen auf die deutschen Kaiser zu schleudern, die den französischen Königen nicht genehm waren, oder von denen zu besorgen war, sie könnten das deutsche Reich wieder einigen und kräftigen. Deshalb sahen es die französischen Könige gern, daß der

Papst von den abendländischen Völkern und besonders von den Deutschen, wie ein Gott angebetet und gefürchtet wurde, und sie gestatteten ihm auch, den gläubigen Völkern Steuern aller Art aufzulegen und ungeheure Reichthümer in Avignon zusammenzuhäufen. Ueberhaupt machten sie den Päpsten den Aufenthalt in Avignon so angenehm als möglich. Man schwelgte hier in Lüsten und Lastern und die Stadt glich nicht einem neuen Jerusalem, sondern einem neuen Babylon.

Auf eine sehr charakteristische Weise verband sich in Avignon mit dem Servilismus gegenüber der weltlichen Macht, mit der schamlosesten Unzucht und mit der Geldschneiderei noch ein anderes Element des alten Heidenthums, nämlich der Glauben an die Zauberei und die Angst davor. Papst Johann XXII. schwebte in beständiger Furcht vor Zauberern und Hexen, erließ daher eine berüchtigte Bulle gegen dieselben und setzte ein Inquisitionsgericht nieder, das alle Verdächtigen ergreifen mußte. In dem Inquisitionsprozeß zu Carcassone im Jahr 1328 kam vor, ein Carmelitermönch sollte sich dem Teufel ergeben und mittelst Krötenblut gräßliche Zauberstücke vollbracht und Menschen dem Teufel geopfert haben. Und das alles glaubte der Papst und zitterte selbst vor dem Teufel. Vergl. Görres, Mystik IV. 2. 497.

In Avignon mischte sich der italienische und französische Charakter zu einem Gift der Immoralität, wie es in einer weltlichen, geschweige in einer geistlichen Residenz kaum je auf Erden gebraut wurde. Der päpstliche Hof zu Avignon war die Hochschule der Unzucht in jenem Jahrhundert. Hier wurde die heidnische Renaissance vorbereitet, schon vor den Mediceern. Hier machte die Königin Johanna von Neapel die ganze Schule des Lasters durch. Hier unter den Augen des französischen Papstes stiftete sie eine sog. „Abtei der Venus", deren Aebtissin sie selber war und worin die raffinirteste Unzucht getrieben wurde. Ueber die Greuel des päpstlichen Hofes in Avignon lese man: Sincerus itin. Galliae 204. Auch der berühmte Dichter Petrarca war in Avignon und obgleich dieser Dichter sich bei allen schwachen Herzen durch sentimentale Beschönigung des Ehebruchs angeschmeichelt hat, neben seiner affectirten

Liebe zur schönen Laura aber sich gemeiner Sinnenlust hingab, für Geld und Ehrenbezeugungen jedem Herrn diente, er also selber ein ganz unmoralischer Charakter war, so kam ihm die Unzucht in Avignon doch gar zu arg vor, so daß er sich nicht enthalten konnte zu schreiben: „Avignon ist das occidentalische Babylon, die Schule des Lasters, der Mittelpunkt der Irreligiosität und zugleich des schändlichen Aberglaubens. Jede Straße ist voll Laster, das Alter verderbt die Jugend. Entführung, Entehrung, Ehebruch und Blutschande sind dem römischen Hof ein Spiel. Nur Gold ist im Stande, das Ungeheuer zu zähmen, das hier sein Wesen treibt. Für Geld öffnet man hier den Himmel. Für Geld verkauft man Jesum Christum. Die Nachfolger der armen Fischer gehen hier stolz einher in Purpur, Seide und Gold, der Beute von Fürsten und Völkern. Ein Pergament mit etwas Blei ist das Netz, womit sie die armen Narren fangen. Hier ist der Niederträchtigste der Glücklichste. Kein Christenthum ist hier, nur Heidenthum. Man sieht Nimrod und Semiramis, Cerberus, der alles frißt, und Pasiphaë entzündet in wilder Lust gegen einen Stier." Die letztere Anspielung bezieht sich auf Johanna von Neapel oder auf die Gräfin von Turenne, die Hauptmaitresse des Papstes Clemens VI., der einen ganzen Hofstaat von Weibern um sich hatte.

Von ihrer festen Burg in Avignon aus warfen die französischen Päpste, indem sie lustig Nüsse knackten und Orangen aßen, die Schaalen den geduldigen Deutschen an den Kopf, aber diese Abfälle vom Nachtisch der päpstlichen Mahlzeiten und Hurengelage waren tödtliche Blitze, Bannstrahlen, Interdikte, die den deutschen Kaiser trafen und die das deutsche Volk in seiner Dummheit, durch verrätherische Fürsten betrogen, für Machtsprüche Gottes nahm. Niemand litt länger und schwerer unter diesen Mißhandlungen als unser edler Kaiser, Ludwig der Bayer.

Wie entsetzlich Deutschland durch die römisch-französische Allianz von Avignon aus entkräftet und demoralisirt wurde, erhellt am deutlichsten aus der Politik des zweiten Luxemburgers, Kaiser Karls IV. Denn gewarnt durch das traurige Schicksal seines Großvaters, Kaiser Heinrichs VII., den die römische Kurie im

Abendmahl vergiften ließ, und seines Vorgängers, jenes bayrischen Ludwig, begriff er, daß jene systematische Allianz Roms mit Frankreich nur mit gleichen Waffen, d. h. mit gleicher Arglist überwunden werden könne, entehrte also freiwillig seinen guten deutschen Charakter, nur um die Bosheit in Avignon zu täuschen, Lüge gegen Lüge. Er schmeichelte sich beim Papst ein. Er war erst noch Markgraf von Mähren, als er am 22. April 1346 zu Avignon mit dem französischen Papst Clemens VI. eine Kapitulation abschloß, worin er gelobte, alle Verordnungen Ludwigs des Bayern aufzuheben, in Italien nichts vorzunehmen, was die Ueberordnung des Papstes über den Kaiser in Frage stellen könnte, Rom selbst niemals zu betreten und sogar zum Behuf der Kaiserkrönung daselbst nur eben die Ceremonie abzumachen und sogleich, ohne dort zu übernachten, wieder abzureisen; endlich auch mit allen Freunden des Papstes Frieden zu halten und mit dessen Feinden, namentlich mit dem Hause Wittelsbach keinerlei Bündniß und Vertrag einzugehen. Somit sollte Karl auf seine Heirath mit der Pfalzgräfin Anna verzichten und sollte ihm auch ein friedliches Abkommen mit Ludwig dem Bayer unmöglich gemacht werden. Mit einem Wort, der Papst wollte das Haus Wittelsbach vernichten, wie er das hohenstaufische vernichtet hatte, und Karl sollte ihm dabei nur Handlangerdienste leisten. Schließlich mußte er geloben, wenn das deutsche Reich je mit Frankreich in Conflict käme, sich unbedingt dem Schiedsgericht des (französischen) Papstes zu unterwerfen.

Man erstaunt und frägt sich, wie jener Karl, der sich später als Kaiser durch nicht geringe Weisheit auszeichnete, einen so nichtswürdigen Vertrag in Avignon schließen konnte, der einem Verrath am deutschen Reiche gleichkam? Aber die Sache klärt sich auf, wenn man erwägt, daß damals überhaupt nur Falschheit, Lüge, Betrug, Verrath und Meineid zum Ziele führen konnten. Karl war frühzeitig gereift und trachtete mit demselben Machiavellismus, der seinen kaiserlichen Großvater hingemordet und seinen Vater um die Kaiserkrone betrogen hatte, diese Krone für sich selbst zu erobern. Hier mußte der Zweck die Mittel heiligen. Derselbe Karl IV., der sich die deutsche Krone auf so unwürdige Art vom französischen

Papst erbettelt hatte, war es auch wieder, der den für Deutschland so unheilvollen Bund zwischen den Päpsten und den französischen Königen mit seltener Klugheit wieder auflöste und den Papst aus dem französischen Intriguennest Avignon nach Rom zurückführte, wo hinfort nicht mehr Franzosen, sondern wieder Italiener zu Päpsten gewählt wurden und die Kurie sich wieder mehr an Deutschland anschloß. Auch Ludwig der Bayer selbst hatte in Nothzeiten dem französischen Papstthum Concessionen machen müssen. Ist es nun auch richtig, was Höfler zu Gunsten Ludwigs bemerkt hat, daß diesen die Noth entschuldigte, während Karl ohne alle Noth, blos aus Ehrgeiz den Bund mit dem Papste gegen den rechtmäßigen deutschen Kaiser einging und das Reich an den Erbfeind verrieth, so bezweckte doch Karl mit seinem Macchiavellismus nicht blos die Erhebung des Hauses Luxemburg über das Haus Wittelsbach, sondern auch das Wohl des deutschen Reichs, welches besser in Acht zu nehmen als seine Vorgänger er sich für fähig hielt und auch wirklich fähig war.

Die einmal am päpstlichen Hofe eingerissene Corruption siedelte von Avignon nach Rom über, als der Papst in letztere Stadt zurückkehrte. Da es dem Papst gelang, das ihm blind ergebene Haus Habsburg auf den deutschen Kaiserthron zu bringen und mit ihm verbündet zu bleiben und hinfort geschickt zwischen diesem Hause und dem der französischen Könige zu balanciren, so wuchs dadurch die geistliche Macht Roms immer mehr an und mit ihr wuchs auch der Uebermuth und die Ueppigkeit in Rom. Die Scandale des päpstlichen Hofes im 15. Jahrhundert sind ebenso bekannt wie die von Avignon. Man denke nur an die Hofhaltung Alexander VI. aus der ruchlosen Familie Borgia, der mit seiner eigenen Tochter Lucretia ein Kind zeugte. Diese Dame, die außerdem auch mit ihren Brüdern buhlte, wurde von ihrem Vater an einen einfältigen Prinzen verheirathet, der sich dazu hergab, und bei der Hochzeit sah das Brautpaar sammt dem Vater Papst und den hohen Gästen einem Schauspiele zu, welches ihnen nackte Paare geben mußten, von solcher Unzüchtigkeit, wie je zur verderbtesten Zeit des altrömischen Kaiserthums. Burkhard, der damalige Ceremonienmeister des Papstes,

erstattet darüber ausführlichen Bericht. In neuerer Zeit hat eine berühmte Oper dem ganzen europäischen Publikum die Buhlerin und Giftmischerin Lucretia Borgia in Erinnerung gebracht, während das neue Concil in Rom ihren Vater wie alle andern Päpste für infallibel erklären sollte. Der edle Savonarola, der in Florenz wagte, dem Greuel des Papstthums entgegenzutreten, wurde auf Befehl jenes Alexander lebendig verbrannt. Ueberall mußte die Tugend Verzeihung flehn vom Laster.

Bis heran wurde das französische Königshaus immer noch mehr von Rom begünstigt, als das deutsche Haus der Habsburger, theils aus romanischer Racensympathie, theils weil das Haus Habsburg seine Erhebung überhaupt nur dem Papst zu verdanken und in seinem Dienst nur immer eine Lakaienrolle gespielt hat, dem Papst daher zwar volles Vertrauen, aber keine Achtung einflößte. Daher durfte Karl VIII. von Frankreich den Versuch wagen, Italien enger mit Frankreich zu verbinden, wobei ihn der Papst unterstützte, nachdem sein Sohn Cäsar Borgia mit Frankreichs Hülfe ein großes Erbreich in Italien zu gründen schon den Anfang gemacht hatte. Alles aber gestaltete sich anders, als am Ende des 15. Jahrhunderts das Haus Habsburg Spanien erbte und bald darauf der mächtige Kaiser Karl V. den Papst von sich abhängig machte, sich die Hegemonie im romanischen Europa aneignete und Frankreich demüthigte. Gleichwohl verlor Rom nichts dabei, denn der Kaiser verband sich mit Rom und zugleich mit Frankreich gegen die deutsche Reformation.

IV.

Verrath deutscher Fürsten an Deutschland im Bunde mit Rom und Frankreich.

Grade die edelste Eigenschaft der deutschen Nation, nämlich ihre Frömmigkeit, ihre Gottestreue sollte ihr zum Verderben gereichen, denn der erstaunliche Respekt, welchen sie vor der Kirche und den Priestern hatte, wurde von den Päpsten auf das schnödeste mißbraucht und im romanischen Interesse ausgebeutet. Um aber unser mächtiges Kaiserthum aus den Fugen zu reißen, bedurfte es erst des Verrathes deutscher Fürsten, die dem Papst und Frankreich halfen, um sich aus unserm Reiche ihre Territorien herauszuschneiden, in denen sie souverän werden wollten und es nach und nach auch wirklich wurden. Diese Fürsten, die vorher nur dem Kaiser unterwürfige Reichsbeamte waren, fielen zum Theil vom Kaiser ab, zum Theil verkauften sie ihm ihre Treue um Privilegien. Ein Kaisergeschlecht nach dem andern unterlag dem romanischen Bunde und den deutschen Verräthern und die letztern theilten sich in den Raub an Kaiser und Reich. Sie würden diese trotzige Stellung gegenüber dem Kaiser nicht haben einnehmen können, wenn ihnen der Papst und Frankreich nicht Vorschub gethan hätten. Der Papst that die Kaiser in den Bann, sprach alle Reichsgenossen von ihren Eiden und Pflichten los, hetzte sie gegen den Kaiser im Namen Gottes und bearbeitete auch das gemeine Volk in Deutschland durch die Priester, dem Kaiser zu fluchen. Merkwürdigerweise waren es aber grade die höhern Würdenträger der deutschen Kirche, insbesondere oft die Erzbischöfe von Mainz und Köln, welche den Kaiser unterstützten und dem römischen Uebermuthe trotzten. Diese unverheiratheten Kirchenfürsten hatten nicht dasselbe Interesse wie die weltlichen Fürsten, Stammländer für ihre Familien zusammenzurauben. Auch wollten sie nicht Sclaven des römischen Bischofs werden und auch in reinen Kirchenangelegenheiten das Recht der

Bischöfe und der Landeskirchen wahren. Daher sich oft im Mittelalter das seltsame Schauspiel wiederholte, daß Bischöfe dem Kaiser zur Seite standen und deutsches Recht und Nationalinteresse vertheidigten, während Laienfürsten als Parteigänger des Papstes dem Reiche die Treue brachen.

Unter den Laienfürsten wählte der Papst, so wie er den deutschen Kaiser in den Bann gethan hatte, gewöhnlich einen Gegenkönig, den das Volk zum Spott den Pfaffenkönig nannte. Solche waren Rudolf von Schwaben, Heinrich Raspe, Wilhelm von Holland ꝛc. Ja es gelang den päpstlichen Ränken zuweilen sogar, eigene Verwandte des Kaisers gegen ihn aufzuhetzen, so gegen Kaiser Heinrich IV., dessen eigenen Sohn. Das größte Ansehen und doch zugleich den schlechtesten Ruf erlangte das herzogliche Geschlecht der Welfen, indem es immer zum Papst hielt gegen den Kaiser. Das alte deutsche Geschlecht dieser Welfen war ausgestorben, mit Welf III. im Jahr 1055, der sein Erbe dem Kloster Weingarten vermachte, aber vom Papst begünstigt, schickte der italienische Markgraf von Este, als Schwager des Verstorbenen seinen Sohn nach Deutschland, der das Testament umstieß und sich der Erbgüter bemächtigte. Von diesem Welschen Welf IV. stammen alle nachfolgenden Welfen ab, die im Dienste des Papstes den edlen schwäbischen Kaisern trotzten. Das ganze mittlere Europa theilte sich von da an bis in's 13. Jahrhundert in die zwei großen Parteien der Welfen und Waiblinger, ital. Guelfen und Ghibellinen. Waiblinger hießen die letztern vom staufischen Allode Waiblingen in Schwaben. Der Parteiname bedeutete aber die Kaiserlichen oder Deutschgesinnten, der Name der Welfen dagegen den ganzen Anhang des Papsts, also vorzugsweise die Welschen.

Als am Schluß des 12. Jahrhunderts der Papst die Welfen und Hohenstaufen zusammen hetzte, klagte unser berühmter Sänger Walther von der Vogelwaide: Ahi wie christlich lacht der Papst nun, wenn er seinen Welschen sagt: „So hab' ich's gemacht und die Deutschen hintereinander gebracht, unterdeß füllen wir die Kasten!" Und Propst Burkhardt von Ursburg schrieb entrüstet: „Freue dich, Rom, über die Sünde der Welt, welche dir durch Ablaß so viel

einträgt, daß du wieder deine Werkzeuge damit bestechen kannst. Freue dich der Zwietracht der Deutschen, die du aus der Hölle herauf beschworst, dir zu helfen. Die du durch Glauben die Welt dir zu unterwerfen scheinst, gewinnst sie doch nur durch die Ruchlosigkeit der Menschen."

Es ist hier der Ort, an die schwäbischen Kaiser zu erinnern, an die große Zeit der Hohenstaufen, an den Kaiser Friedrich, der nach der Volkssage im Kyffhäuserberge schläft, aber wieder erwachen und Deutschland wieder einig machen soll. Auf seinem letzten Kreuzzuge im Jahr 1088 hielt dieser große Kaiser in seinem Fehdebrief dem Sultan Salaheddin die Macht und Größe des deutschen Reiches vor: Norunt haec reges et tu quidem in ipsa rerum experientia intelliges, quid nostrae victrices Aquilae, quid cohortes diversarum nationum, quid furor Teutonicus, etiam in pace arma capescens, quid caput indomitum regni, quid juventus, quae nunquam fugam novit, quid procerus Bavarus, quid Suavus astutus, quid Francia circumspecta, quid Albania, quid Cimbria, quid in gladio ludens Saxonia, quid Thuringia, quid Westphalia, quid agilis Brabantia, quid nescia pacis Lotharingia, quid inquieta Burgundia, quid Frisonia in armento praevolans, quid Boemia suis feris ferior, quid Austria, quid partes Illyricae, quid Lombardia, denique quid dextera nostra possit. *) Das war die Macht der Deutschen in der Zeit der Einheit.

Und diese Einheit wäre uns geblieben, wenn nicht der Papst in Rom und der König von Frankreich unablässig unsere Fürsten, vor allen die Welfen, verführt hätten, vom Kaiser abzufallen. Ihrem

*) Wissen sollen die Könige und Du sollst es selber erfahren, was unsere siegreichen Adler, was die Streitkräfte unserer verschiedenen Stämme, was die Zornwuth des deutschen, auch im Frieden waffenfreudigen Volkes, was das unbezwingliche Reichsoberhaupt, was die keine Furcht kennende Jugend, was der stämmige Bayer, der kluge Schwabe, das umsichtige Franken, was das Elbland, was Cimbrien, was das schwertgeübte Sachsen, was Thüringen, was Westphalen, was das muntere Brabant, was das kriegslustige Lothringen, was das unruhige Burgund, was das heerdenreiche Friesland, was Böhmen, wilder als sein Wild, was Oesterreich, was die Illyrischen Marken, was die Lombardei, endlich was unsere Rechte vermag.

Neide, ihrem Racenhaß gelang es, auf diese Weise das kaiserliche Ansehen in Deutschland zu schwächen. Verleumdung über Verleumdung häuften sie auf unsern edlen Kaiser Friedrich II. und heute noch lästern ihn ultramontane Geschichtschreiber. Einen Ketzer nennen sie den, der nur den verrücktesten römischen Aberglauben bekämpfte, und Streben nach Despotengewalt werfen sie dem vor, der sich doch nur ehrlich gegen den römischen Despotismus wehrte. Es genügte dem tückischen Bündniß zwischen Rom und Frankreich nicht, nur die deutsche Kaisermacht zu untergraben, auch das deutsche Ritterthum, weil es zum Kaiser hielt, war ihnen in tiefer Seele verhaßt. Daher die Päpste auch im heil. Lande gegen die Deutschen intriguirten und immer nur die Franzosen bevorzugten. Daher die Verbannung des deutschen Ritterordens bis zum fernen finnischen Meerbusen, während die welschen Ritterschaften den Platz behaupteten. Wie eine giftige Schlange den edlen Adler umringelt, so das römische Papstthum unser deutsches Kaiserthum. Vom Papst bestochen, verriethen Friedrichs II. Sohn, Konrad IV. seine schwäbischen Vasallen in der Schlacht gegen den Pfaffenkönig Wilhelm bei Frankfurt a. M., und durften zum Lohn das Herzogthum Schwaben zerstückeln. Nur achtzig Jahre nach jenem stolzen Fehdebrief des großen Kaiser Friedrich, fiel das Haupt des letzten Hohenstaufen in Italien unter dem Beil eines französischen Henkers.

Das war der große Sieg der Guelfen über die Ghibellinen, der Papisten über die Kaiserlichen, der Welschen über die Deutschen. Die Welfen, die dazu geholfen hatten, blieben noch lange im Dienste der welschen Politik und ließen es sich besonders angelegen seyn, von ihrem norddeutschen Herzogthum aus in der von ihnen beneideten Hansa die herrlich aufblühende deutsche Seemacht zu vernichten. Sofern sich aber die Welfen durch Theilungen schwächten, mußte eine andere deutsche Dynastie, die habsburgische, den bisher von den Welfen geleisteten Dienst übernehmen und zu Gunsten des Romanismus den Germanismus immer tiefer herunter bringen.

Nachdem es dem romanischen Bunde, d. h. Rom und Frankreich, gelungen war, die Hohenstaufen von der Erde zu vertilgen, gab es eine Zeit lang gar keinen Kaiser mehr. Die Fürsten, die

mehr oder weniger in verrätherischem Einverständniß mit dem romanischen Bunde am Untergang der schwäbischen Kaiser mitgearbeitet hatten, durften jetzt unter der Vormundschaft des Papstes ihrem Partikularismus genügen. Es würde auch wohl in Deutschland kein Kaiser mehr aufgekommen seyn, wenn nicht der mächtige König Ottokar von Böhmen, der schon Mähren, die Lausitz und ganz Oesterreich an sich gerissen und Steiermark den Ungarn geschenkt hatte, mit der Gründung eines großen Slavenreichs gedroht hätte, welches die deutschen Fürsten im eigenen Interesse verhindern wollten, und wenn nicht andererseits das deutsche Volk, so weit es in der Reichsritterschaft und in den Reichsstädten noch eine Stimme hatte, wieder nach einem Kaiser verlangt hätte. Da der Papst nun nicht wußte, wie weit es der Slave treiben werde, erlaubte er den deutschen Fürsten, sich wieder einen Kaiser zu wählen, und empfahl, d. h. octroyirte ihnen dazu den Grafen Rudolf von Habsburg. Dieser arme Graf mußte zu ihm nach Italien reisen, ihm blinden Gehorsam schwören, zweitens schwören, sich nie in italienische Dinge einzumischen, drittens schwören, Frankreich zu Willen zu seyn, die Herrschaft der Franzosen in Neapel und Sicilien zu dulden, ja seine Tochter dem Sohn desselben Karl von Anjou, der den letzten Hohenstaufen in Neapel hatte hinrichten lassen, zu vermählen. Die deutschen Fürsten wählten ihn nun zum Kaiser, nachdem er auch ihnen hatte schwören müssen, ihnen alle Rechte und Güter zu lassen, welche sie sich in der kaiserlosen Zeit gewaltthätig angeeignet hatten, und auch als Kaiser niemals etwas ohne ihre Zustimmung zu unternehmen. Als er nun mit ihrer Hülfe den König Ottokar besiegt hatte, erhielt er Oesterreich und Steiermark für sich und seine Familie zum Lohn.

Als König Peter von Aragon, den Hohenstaufen verwandt, dem elenden Anjou Sicilien wieder entriß, erlaubte Rudolf von Habsburg dem Papste, aus den deutschen Reichsbisthümern Lüttich, Metz, Verdun und Basel den Zehnten zu beziehen, um davon die Truppen zu bezahlen, mit welchen Frankreich, obwohl vergeblich, Sicilien wiederzuerobern trachtete. Der Kaiser nahm nur die Miene an, als klage er deshalb über den Papst Martin IV., war aber heimlich mit ihm einverstanden und bewilligte ihm Alles. Unter anderm ver-

mehrte ihm Rudolf auch seinen Kirchenstaat durch Zuziehung neuer oder beanstandeter Gebiete, unter Zustimmung der deutschen Kurfürsten. Dieses Verbrechen am deutschen Kaiserrecht in Italien wurde also von Rudolf im Complott mit Rom und mit dem deutschen Particularismus begangen, im Jahr 1279.

Rudolf's Sohn Albrecht I. war ein Tyrann, wollte gleich dem König von Frankreich als absoluter Monarch herrschen, mißhandelte den deutschen Adel in Steiermark und wollte die uralte alemannische Freiheit in der Schweiz unterdrücken, was ihm aber mißlang. Auch er schwur dem Papst unbedingten Gehorsam. Nachher theilten sich die Habsburger in mehrere Linien und machten sich durch nichts mehr bemerklich, als durch wiederholte vergebliche Versuche, die Schweizer um ihre Freiheit zu bringen. In der unheilvollen Zeit, in welcher der Papst zu Avignon residirte und ganz das Werkzeug Frankreichs war, wurde von dort befohlen, nicht Ludwig der Bayer, welcher redlich deutsches Nationalinteresse verfocht, sondern wieder ein immer mit den Welschen verhängter Habsburger, Friedrich der Schöne, solle deutscher Kaiser seyn. Ludwig aber siegte in der Schlacht bei Mühldorf, 1322, denn alle guten Deutschen waren entrüstet über die Frechheit der welschen Einmischung. Unter den ritterlichen Helden, die dem Bayern beistanden, zeichnete sich Friedrich Burggraf von Nürnberg vom schwäbischen Hause der Zollern aus. Also stand dieses edle Haus damals schon vor mehr als einem halben Jahrtausend auf der nationalen Seite gegenüber den Habsburgern. Der französische Papst in Avignon hatte die Stirn, unsern Kaiser vor sein Gericht zu laden und in den Bann zu thun. Aber der französische König wagte doch nicht, eine Armee nach Deutschland zu schicken. Nur die gutmüthige Frömmigkeit der Deutschen wurde unablässig von Avignon aus benutzt, um den edlen Kaiser Ludwig zu verdächtigen, jeden Verrath an ihm zu entschuldigen und kirchlich zu sanktioniren.

Als es dem klugen Kaiser Karl IV. aus dem Hause Luxemburg endlich gelungen war, den Sitz des Papstthums wieder von Avignon nach Rom zu verlegen, ließ sich das Frankreich nicht gefallen und stellte einen Gegenpapst auf. In Spanien meldete sich ein dritter und so hatte man auf einmal drei Päpste, von denen

jeder der alleinige Erdengott seyn wollte, die sich aber nur verächtlich machten, indem sie wie böse Drachen Feuer und Gift gegeneinander spieen. Bei diesem Anlaß staunte und empörte sich zum Theil die abendländische Christenheit. Die bisher vom römischen Papstthum begangenen Greuel kamen endlich zur Sprache und die germanischen Völker des Nordens verlangten fast einstimmig „eine Reform der Kirche an Haupt und Gliedern". Karl's IV. Sohn, Kaiser Sigismund, konnte nun ein Concil nicht nur von Bischöfen, sondern auch von weltlichen Fürsten und Doctoren nach Constanz einberufen, um über die drei Päpste zu richten und die Kirche zu reformiren. Auch ihm stand, wie einst Ludwig dem Bayer, ein zweiter Burggraf Friedrich von Nürnberg mit Rath und That zur Seite und half ihm zum Siege.

Damals machte der Habsburger Herzog Friedrich von Tirol den schmählichen Versuch, im Bunde grade mit dem ruchlosesten der drei Päpste, Johann XXIII., das Concil zu sprengen, zugleich im Bunde mit dem französischen Herzog des neuen Burgund. Der Versuch mißlang ihm, aber er beurkundete dadurch die habsburgische Politik, die immer nur Rom und Frankreich gedient und das Recht der deutschen Nation mißachtet hatte. Alle drei Päpste wurden abgesetzt. Aber die große Frage der Kirchenreform blieb unentschieden und wurde erst auf einem zweiten Concil zu Basel wieder aufgenommen und diesmal gelang es der habsburgischen Politik, dem Romanismus wieder auf ein ganzes Jahrhundert hin den Sieg über den Germanismus zu verschaffen, die Kirchenreform zu vereiteln und im Bunde mit dem neuen Papste die Mißbräuche des Papstthums zu sanktioniren, ja noch ärger werden zu lassen. Das Haus Habsburg war nämlich um diese Zeit zu außerordentlicher Macht gelangt, denn es hatte alle Länder des ausgestorbenen Hauses Luxemburg geerbt, besonders Böhmen und Ungarn. Nun schloß der neue habsburgische Kaiser Friedrich III. wieder den engsten Bund mit Rom, annullirte alle Conciliensbeschlüsse und ließ das Papstthum alle seine Mißbräuche erneuern.

In dem mehr unabhängigen England griff zwar Wicleffe das Papstthum an, was aber keinen bessern Erfolg hatte, als die blutigen Hussitenkriege zu veranlassen. In Deutschland bildete sich den Habsburgern gegenüber zwar ein Verein von Kurfürsten, um die

Rechte der deutschen Bischöfe und der deutschen Nation gegen den päpstlichen Absolutismus zu schützen, und Georg von Heimburg sagte als Gesandter dieses Kurvereins dem Papste grobe Wahrheiten, aber alles vergebens, denn die Kurfürsten gaben bald wieder kleinmüthig nach.

Derselbe Kaiser Friedrich III., der den unheilvollen Bund mit Rom geschlossen, sprach auch die Hülfe Frankreichs gegen die Schweizer an, rief als ehrvergessener deutscher Kaiser Franzosen in's Land, um die deutsche Volksfreiheit in den Alpen zu unterdrücken, da er allein der tapfern Schweizer nicht Meister werden konnte. Auf seinen Ruf kam der französische Dauphin Ludwig mit den berüchtigten Armagnacs, sprach damals schon den Rhein als die angeblich natürliche Grenze Frankreichs an und hauste auf's unmenschlichste im Elsaß, wobei der habsburgische Adel ihm Vorschub leistete, bis die Tapferkeit der Schweizer bei St. Jakob ihn zum Rückzug nöthigte. Das Haus Habsburg verband sich seitdem auf's engste mit den französischen Herzogen von Burgund, überließ denselben die schönen deutschen Niederlande, überließ ihnen Elsaß, Sundgau, bis das empörte Volk wieder mit Hülfe der Schweizer den burgundischen Landvogt Hagenbach im Elsaß köpfte und der letzte Herzog von Burgund in der Schlacht bei Nancy von den Schweizern erschlagen wurde. Nachher nahm zwar das Haus Habsburg die dem Burgunder so schmählich preisgegebenen deutschen Grenzlande wieder an sich, vernachlässigte sie aber, zerstückelte sie und freute sich der Fehden ihres Adels, ihrer Bischöfe und ihrer Reichsstädte, nur damit sie nicht zu den freien Schweizern übertreten möchten. Diese Verzettelung unmittelbar an den Grenzen des einigen französischen Reichs erleichterte den Franzosen alle die Razzias, die sie von nun an in's deutsche Reich machten.

Am Ende des 15. und im Beginne des 16. Jahrhunderts wurde das Haus Habsburg noch mächtiger als je zuvor, denn durch Heirath gewann es das neue große Herzogthum Burgund mit den Niederlanden, und noch einmal durch Heirath Spanien, Neapel mit Sicilien und das neu entdeckte Westindien. Die Kronen aller dieser Länder waren auf dem Haupte Kaiser Karls V. vereinigt, als sich in Deutschland das große Werk der Reformation vollzog, welches

Luther in Sachsen begonnen hatte und allen germanischen Völkern als so natürlich und nothwendig erschien, daß auch die meisten Fürsten sich ihm anschlossen und Rom widersagten, fast alle norddeutschen Reichsfürsten, auch einige süddeutsche, die Könige von England, Dänemark und Schweden, die Schweizer und Niederländer. Nichts wäre natürlicher gewesen, als daß auch der deutsche Kaiser dieser großen germanischen Bewegung sich angeschlossen und sie geleitet hätte. Man erwartete es auch in Deutschland; aber Karl V. war ein Habsburger und die Politik der Habsburger war nie eine andere, als eine romanische gewesen. Ueberdies war Karl gerade jetzt Monarch des romanischen Südens, sowohl der pyrenäischen als der apenninischen Halbinsel geworden und besorgte, diese schönen Länder könnten seinem Hause wieder verloren gehen, wenn er sich der deutschen Reformation annehme. Denn die Romanen im Süden, berechnete er, würden sich dann lieber mit dem romanischen Frankreich vereinigen und er würde dann keine andere Stütze mehr haben, als die deutschen Fürsten, von denen er wohl wußte, daß ihnen ihr Sonderinteresse mehr am Herzen lag, als das des Reichs, oder der deutschen Nation. Er schwankte also auch keinen Augenblick, was er zu wählen habe, und entschied sich, wie alle seine Vorfahren, zu Gunsten des Romanismus gegen den Germanismus. Mithin suchte er auch die deutsche Reformation, wie sein Vorfahr Kaiser Friedrich III., abermals zu vereiteln und, da er das doch nicht mehr im Stande war, sie wenigstens auf enge Grenzen einzuschränken.

Der damals sehr bedrängte Papst schwankte seinerseits, ob er sich mehr an den Habsburger, der jetzt so sehr mächtig geworden war, oder an Frankreich anschließen sollte, dessen König mit dem Kaiser rivalisirte und sogar Krieg führte. Inzwischen wurde der König geschlagen und der Kaiser siegte. Als Romane neigte der Papst immer mehr zu Frankreich, er mußte sich aber doch dem Kaiser unterwerfen und dieser verfehlte nicht, ihm auf alle Art zu schmeicheln und ihm die sichersten Bürgschaften zu geben, daß das Papstthum, wenn es sich nur der weltlichen Politik des Hauses Habsburg füge, von seinem bisherigen Ansehen und Reichthum nichts verlieren, sondern vielmehr noch gewinnen solle.

Papst Paul III. aus dem Hause Farnese wurde von Kaiser Karl V. dadurch persönlich gewonnen, daß er dem Sohne desselben seine eigene natürliche Tochter vermählte und ihn zum Herzog von Parma und Piacenza erhob. Und doch sagte er bei Pauls Tode, man werde wohl in seinem Leichnam die drei Lilien (des französischen Wappens) gefunden haben, d. h. „er war trotz meiner Güte doch heimlich immer nur Frankreich zugeneigt". Dieser Paul III. war so sehr der heidnischen Renaissance ergeben, daß er die Religion in einer nackten Marmorstatue vollkommen einer liegenden Venus ähnlich verfertigen und diese üppige Figur unmittelbar unter dem Stuhl Petri in der Peterskirche anbringen ließ, wo sie einen hitzigen Spanier in dem Grade sinnlich verführte, daß man ihr nachher eine messingene Schürze vorgelegt hat. Es ist charakteristisch, daß unter diesem heidnischen Papste im Jahr 1540 der Jesuitenorden sanktionirt und seinem politischen Zweck gemäß organisirt wurde.

Dieser politische Zweck stand im genauesten Zusammenhange mit dem Compromiß, welchen die Habsburger mit dem König von Frankreich eingingen und welcher bald darauf im Concil von Trient formulirt wurde. Beide katholische Großmächte vereinigten sich nämlich dahin erstens, die deutsche Reformation gemeinschaftlich und mit allen Kräften zu bekämpfen und die katholische Hierarchie mit allen ihren Mißbräuchen aufrecht zu erhalten, zweitens aber als Gegenleistung vom Papst dessen Unterwürfigkeit unter ihre weltliche Politik zu verlangen oder zu erzwingen. Die römische Hierarchie sollte ihr ganzes altes Ansehen behalten, die Seelen beherrschen und die Völker auf die bisherige Weise in Dummheit, Aberglauben, Werkheiligkeit und blindem Gehorsam niederhalten, aber nur zum Vortheil der weltlichen Monarchie, welcher die Kirche nur noch dienen sollte. Die Vermittlung zwischen den beiden weltlichen Großmächten einer- und Rom andererseits übernahm der neue Jesuitenorden.

Das Concilium in Trient nahm zwar die Miene an, als wolle es die so lang ersehnte Kirchenreformation vornehmen und als sey es ihm Ernst, darüber mit den Protestanten zu traktiren, weshalb auch Vertreter derselben zum Concil eingeladen wurden. Allein diese Concessionen waren nur Schein, um einen guten Willen zu

zeigen, der wirklich nicht vorhanden war. Das Tridentiner Concil hatte keinen andern Zweck, als den Compromiß zwischen den Häusern Habsburg und Valois und dem Papstthum zu sanctioniren und alles was daraus für die römische Kirche folgte, zu formuliren, d. h. das ganze katholische Kirchengebiet als bewaffnete Macht gegen die deutsche Reformation zu organisiren, nur zum Schein in einigen Nebendingen zu reformiren, wirklich aber alle bisherigen Mißbräuche des Papstthums auf's neue zu autorisiren. Das Concil und der Papst mußten thun, was ihnen die beiden genannten mächtigen Dynastien vorschrieben. Daher damals schon das Witzwort: Der heil. Geist kommt mit dem Postfelleisen von Madrid, Paris und Wien in Trient an, bleibt die Post etwas länger aus, so muß das Concil ein wenig warten.

Karl V. wollte die Universalmonarchie und glaubte durch das außerordentliche Glück, das ihm lachte, zum höchsten Anspruch berechtigt zu seyn. Sein Wahlspruch war plus ultra und er rühmte sich, in seinem Reiche gehe die Sonne nicht unter. Die Eroberungen in Mexiko und Peru machten ihn zum Herrn der neuen Welt und von dort bezog er ungeheure Massen Gold, das ihm dienen sollte, sich auch die alte Welt zu unterwerfen. Das letztere war aber nicht so leicht. Nicht nur alle Anhänger der Reformation waren gegen ihn, sondern auch der Papst selbst, der von einer neuen weltlichen Universalmonarchie für die geistliche Weltherrschaft, die er selber ansprach, die größte Gefahr besorgte. Zudem gönnte Frankreich ihm die Hegemonie im romanischen Europa nicht und hetzte auch die Türken gegen ihn auf. Wenn er nun auch seinen großen Plan, dem Hause Habsburg die Universalmonarchie zu verschaffen, nicht ganz aufgab, mußte er die Ausführung doch vertagen. Gezwungen, die habsburgische Macht zu theilen, that er es doch nur auf eine Weise, daß sie später wieder zusammenwachsen konnte. Er sorgte dafür, daß der eine Theil vom andern abhängig blieb.

Daraus erklärt sich das Arrangement, nach welchem er Spanien und Italien nebst den deutschen Niederlanden seinem Sohn Philipp II., seine übrigen deutschen Besitzungen aber mit Ungarn seinem Bruder Ferdinand I. vererbte. Von Italien und von den

Niederlanden aus wurden sowohl die protestantischen Fürsten Deutschlands, als auch Frankreich überwacht und konnten von hier aus die spanischen Habsburger ihren deutschen Vettern in Wien wirksam zu Hülfe kommen. Gewiß klug ausgedacht von der habsburgischen Politik, aber unwürdig eines deutschen Kaisers, dem deutschen Interesse entgegen. Die schönen deutschen Niederlande hätten niemals Deutschland entfremdet und spanischer Herrschaft unterworfen werden sollen. Aus dem Arrangement Karls V. gingen für Deutschland die traurigsten Folgen hervor, denn die Habsburger überschwemmten fortan unser armes, verrathenes, verkauftes und zerrissenes deutsches Vaterland mit spanischen Heeren von den Niederlanden, mit italienischen von den Alpen und mit ungarischen und slavischen von Wien aus.

Die Niederlande sind seit jener Zeit dem übrigen Deutschland entfremdet. Holland, welches sich ritterlich gegen die Spanier wehrte und gleich der Schweiz sich die Freiheit mit dem Schwert erkämpfte, wurde doch nicht genug vom protestantischen Deutschland unterstützt, theils weil dieses letztere selbst bedrängt war, theils weil seine Fürsten in ihrem Souveränetätsschwindel den Holländern ihre republikanische Freiheit nicht verzeihen konnten und die Lutheraner sie als Calvinisten haßten. Also wendeten sich die Holländer trotzig von Deutschland ab. Die südlichen Niederländer, Vlamingen und Brabanter, die man dummerweise jetzt Belgier nennt, blieben unter der Tyrannei der Spanier und wurden von den Jesuiten zum finstersten katholischen Fanatismus erzogen, durften daher am Entwicklungsgange des Geistes und der Wissenschaft im übrigen Deutschland keinen Theil nehmen, und diejenigen unter ihnen, die sich vom spanischen und römischen Joch frei machten, ließen sich von den Franzosen bethören, von ihnen den Namen Belgen geben, der nur der altrömischen Zeit angehört, redeten und schrieben nur noch französisch und vergaßen gänzlich, daß sie Deutsche seyen, ja sie sahen es sogar ungern, wenn einige wenige vlamische Gelehrte die deutsche Volksmundart des gemeinen Volks und die altvlamischen Sprachdenkmäler in Ehren halten wollten.

In Oesterreich wirkte das habsburgische System ebenfalls zur

größten Schädigung der deutschen Nationalität. Die nächsten Nachfolger Karls V. hingen zu sehr von Spanien ab und waren zu unentschlossen, um sich durch festen Anschluß an die deutschen Protestanten von der spanischen Vormundschaft zu befreien. Da nun auch in Spanien die Nachfolger Philipps II. Schwachköpfe geworden waren, wurde durch den Einfluß Roms und der Jesuiten der Schwerpunkt der habsburgischen Macht unerwartet von Madrid wieder nach Wien zurückverlegt und der von den Jesuiten erzogene junge Ferdinand II. als deutscher Kaiser zum Werkzeug ausersehen, den Protestantismus ein für allemal auszurotten, die ganze Reformation in ihre Quelle zurückzudrängen und zu ersticken. Es gelang auch vortrefflich. Die uneinigen Protestanten wurden durch Tilly und Wallenstein überwunden und das Haus Habsburg schien auf dem Gipfel seiner Macht zu stehen. Ferdinand II. war aber nur das Werkzeug Roms und der Jesuiten gewesen und diese wollten nicht, daß er ihnen durch seine weltliche Uebermacht beschwerlich werde. Sie ließen ihn daher durch die Franzosen und Schweden im dreißigjährigen Kriege so lange ängstigen, bis er die Hoffnung, Alleinherr in Deutschland zu werden, aufgeben mußte.

Von diesem Zeitpunkt an neigte sich Rom und die Jesuiten auch wieder mehr Frankreich zu. Daher die guten Dienste, welche sie Ludwig XIV. leisteten, als derselbe die Schwachköpfigkeit der spanischen und deutschen Habsburger und das Aussterben der erstern benutzte, um sich Spaniens, Neapels und des Elsaßes zu bemeistern. Die Jesuiten waren es hauptsächlich, welche den Kaiser Leopold I. in Wien einschläferten und in Spanien für die Bourbons und gegen die Habsburger agitirten. Die Habsburger würden Spanien haben behaupten können, wenn sie verständiger regiert hätten. Ihrem Verdummungssystem und ihrer Inquisition konnte es nicht gelingen, weder Spaniens äußern Wohlstand zu erhalten, noch auf eine segensreiche Weise in der neuen Welt und auf den ostindischen Inseln christliche Mission zu pflegen und zu civilisiren.

Die Habsburger in Deutschland versäumten die materiellen Interessen ihrer Völker, Verkehr, Handel, Gewerbe, Schifffahrt noch ungleich mehr. Standen ihnen auch die Meere nicht in dem Grade

offen, wie ihren spanischen Vettern, so hatten sie doch den Hafen von Triest, gewannen die an Spanien verlorenen Niederlande wieder mit dem schönen Hafen von Antwerpen, konnten bei einiger Anstrengung leicht die ganze Donaufahrt bis in's schwarze Meer beherrschen und erwarben später auch noch Venedig. Aber sie unterließen alles, was Handel und Seefahrt ihrer Länder in gehörigen Aufschwung hätte bringen können. Die österreichischen Niederlande spielten nur noch eine armselige Rolle neben Holland. Das einst so seemächtige Venedig wurde von Oesterreich noch mehr als von den letzten verrotteten Nobili der Republik vernachlässigt. Seinen schönen Hafen ließ man versanden. Aber alle diese Fahrläßigkeiten hingen genau mit dem alten und unveränderlichen politischen System der Habsburger zusammen. Gewerbfleiß und Handel haben stets den Bürgersinn und Freiheitsgeist begünstigt, wie schon die Phönicier, die griechischen Republiken, im Mittelalter die deutsche Hansa, die Republiken Venedig und Genua, später Holland, England und Nordamerika bewiesen haben. Seit der Reformation waren es vorzugsweise die germanischen Völker, welche die materiellen und geistigen Interessen zugleich, Civilisation, Industrie, Handel, Schifffahrt, Technik und Wissenschaften pflegten, freies Eigenthum, Wohlstand, Bürgersinn und politische Freiheit förderten. Das aber waren grade die Dinge, welche von Rom aus am meisten perhorrescirt wurden und für die der Romanismus überhaupt, weil man im üppigern Süden mehr müßig geht, nicht so viel Sinn und Kraft hat, wie der in rauherem Klima zur Arbeit berufene Germanismus. So widersprachen sich das romanische Absperrungssystem und das germanische Freihandelsystem, die Stagnation und der Fortschritt, der Zwang und die Freiheit, die absichtliche Verdummung und der Wissensdrang.

Um jeden Preis sollte nun das germanische Element romanisch gebeugt werden, zuerst in Oesterreich. Der niedere Adel war hier größtentheils reformirt gewesen, als er in der blutigen Verfolgungszeit ausgerottet oder vertrieben wurde. Seine Güter wurden an gräfliche und fürstliche Günstlinge vertheilt, unter denen viele ausländische, insbesondere italienische Geschlechter Platz nahmen. Die höhern und gebildeten

Classen wurden ausschließlich in Jesuitenschulen in lateinischer Sprache unterrichtet, durften nichts vom protestantischen Deutschland und seiner Bildung wissen und erfahren. Aus ihnen rekrutirte man dann die fanatischen Diener des sog. spanischen Dominatus absolutus und des Papismus, den unfähigern Rest wiegte man in behagliches Wohlleben und Dummheit ein. Die Aristokratie blieb bevorzugt, wurde in die Vergnügungen des Hofes hineingezogen und durfte das Bauernvolk draußen auf den Gütern unter Prügeln in Knechtschaft und Armuth niederhalten. Dieses arme Volk blieb gänzlich ohne Schulunterricht und wurde noch absichtlich von den Pfaffen zum dümmsten Aberglauben und zugleich zum fanatischen Haß gegen die Ketzer abgerichtet und Niemand sagte ihnen, diese Ketzer seyen ihre deutschen Brüder und rechtschaffene Leute. Damit aber das halbverthierte Volk nicht unzufrieden werde, ließ man seiner Sinnlichkeit freien Lauf, unterhielt es mit geistlichen Ceremonien und Schauspielen und machte ihm in der Beichte die Gewohnheitssünden leicht und bequem.

V.

Systematische Unterdrückung germanischer Volksfreiheit durch die römische Kirche.

Schon die römischen Kaiser und ihre Statthalter und Feldherrn trachteten unabläßig, die freien Germanen zu unterjochen, was ihnen aber nicht gelang, vielmehr wurden die romanischen Völker durch die Germanen überwunden. Der ganze Westen und Nordwesten des römischen Reichs zerfiel in deutsche Königreiche, deren Könige aber nur über freie Männer geboten und Vertreter derselben zum Beirath hatten. Indem sie Herrn über die Romanen wurden, gewährten sie denselben allmälig auch gleiche Rechte. Großmüthige Sieger machten sie aus Sklaven wieder Freie und erhoben tief ge-

sunkene Nationen zum Bewußtseyn ihrer Menschenwürde: Sie ernteten aber schlechten Dank dafür.

Der römische Papst betrachtete sich als den geistlichen Erben der durch die Germanen zerstörten altrömischen Weltherrschaft, und suchte diese durch geistliche Mittel wieder herzustellen. Wenn auch in jeder Priesterschaft, sey sie christlich oder heidnisch, eine gewisse Herrschsucht hervortritt, weil ihr von frommen Laien Glauben und Gehorsam entgegen kommt, so trat doch dieser allgemeine Charakterzug des Priesterthums beim Bischof in Rom noch schärfer als anderswo hervor. Er begnügte sich nicht mit der ihm von Karl dem Großen allzu gnädig verliehenen Nebenordnung neben den deutschen Kaiser, sondern er wollte denselben unter sich bringen und zugleich alle germanischen Völker den romanischen unterordnen. Aus diesem Grunde, und aus ihm allein suchte er als Vorkämpfer der romanischen Race die germanischen Völker um ihre zwei kostbarsten und unersetzlichsten Nationalgüter zu bringen, nämlich um ihre Einheit und um ihre Freiheit. Unter seinem Zuthun wurde das Reich Karls des Großen zerrissen und trennten sich die Romanen des Frankenreichs von den eigentlichen Deutschen. Aus dem gleichen Grunde bemüheten sich die Päpste nicht nur stets, die übrigen germanischen Stämme in England und Skandinavien zu beschmeicheln, um sie von Deutschland getrennt zu halten, sondern schmeichelten auch zu demselben Zweck den Ungarn und Polen und maßten sich sogar die Oberlehnsherrschaft über die deutschen Ostseeprovinzen an, nur um das deutsche Kaiserreich zu schwächen. So oft ein schwacher Kaiser in Deutschland regierte, brachen sie eine Gelegenheit vom Zaun, um dem Kaiser unverschämte Machtbefehle zuzuschicken und deutsche Reichsfürsten gegen ihn aufzuhetzen und ihre Empörung mit dem Segen der Kirche zu belohnen. Auf jede Weise begünstigte der Papst den politischen Particularismus in Deutschland, während er die kirchliche Einheit auf's schärfste zuspitzte. Daß die Könige von Frankreich in ihrem Lande die Einheit förderten und den Particularismus unterdrückten, war dem Papst schon recht, denn dadurch wurden die französischen Könige mächtig genug, im Bunde mit Rom das deutsche Kaiserthum vollends zu zerrütten.

Also trat der Papst stets der deutschen Einheit entgegen, ebenso aber auch der deutschen Freiheit. Auf's angelegentlichste rottete er die Reste derselben in Italien selbst aus und half sie überall den romanischen Fürsten ausrotten, was nur in Spanien nicht ganz gelang. Ueberall ließ er die alten deutschen Volksrechte theils durch das canonische oder Kirchenrecht, theils durch das altrömische Recht ersetzen. In Deutschland selbst, wie auch in England und Skandinavien begünstigte der Papst stets das Souveränwerden und die despotische Gewalt der minder mächtigen Fürsten, um theils die Macht des Kaisers zu schwächen, theils die Verfassungen und Gesetze zu zerstören, welche aus der altgermanischen Freiheit den Bauern geblieben und dem freien Ritter- und Bürgerthum im Mittelalter entsprossen waren. Nichts war dem geistlichen Despoten in Rom von jeher verhaßter, als die germanische Volksfreiheit, er wollte alle Völker in altrömischer Sclaverei nivelliren. Daher sein Haß gegen das deutsche Bürgerthum in den Reichsstädten, daher die Bannstrahlen, die er in äußerster Wuth gegen die magna charta der Engländer schleuderte. Daher die Hülfe, die er dem König von Frankreich leistete, um die altständische Freiheit zu unterdrücken, daher die Freude, mit der er der Sistirung der französischen états généraux zujauchzte, wie der Bartholomäusnacht und der Vertreibung der Reformirten aus Frankreich. Daher noch der bittere Groll, mit dem er nach dem Sturze Napoleons die neue constitutionelle Verfassung Frankreichs, die Charte Ludwigs XVIII. tadelte, und der gleiche Groll des jetzigen Papstes über die neue liberale Reichsverfassung in Oesterreich.

Der weltliche Despotismus des alten Rom und die durch ihn hervorgerufene allgemeine Sclaverei und tiefe Corruption im alten Römerreich war das entsetzlichste Uebel der Menschheit gewesen, von welchem einerseits nur das Christenthum und andererseits nur die gesunde Natur, Ehrenhaftigkeit und Tugend der Deutschen Europa wieder heilen konnten, und gerade der angebliche Statthalter Christi in Rom war es, der das Christenthum in einen neuen noch viel schrecklicheren Despotismus verwandelte und mittelst desselben auch den Germanismus wieder unterdrücken wollte. Es gab freilich

fromme und einsichtsvolle Männer, sogar Heilige der römischen Kirche, die das begriffen und dem Papste heftige Vorwürfe machten. Aber wenn sie nicht einflußreich genug waren, wurden sie verlacht und als Ketzer verbrannt. Besaßen sie jedoch Einfluß genug, so machte man sie unter Segenssprüchen verstummen und erstickte sie unter Lorbeern. So erging es dem h. Bernhard. Dieser schrieb dem Papst Eugen III.: „Kein Gift und kein Schwert wird dir mehr schaden, als deine eigene Herrschbegierde. Wähle zwischen dem Apostelamt und der Tyrannei; willst du beides zugleich besitzen, so wirst du beides verlieren."

Wenn die ersten Christen alles aus freier Liebe thaten, so wollte das römische Papstthum von dieser freien Liebe nichts mehr wissen, sondern man sollte ihm nur aus Furcht oder aus Interesse gehorchen. Diese Methode wandte es zuerst auf die Priesterschaft an, die Werkzeuge, deren es sich bediente, um so viele Millionen Menschen nach seinem Willen zu lenken. Das erste Gebot der Priesterschaft war nicht mehr Liebe und Pflichterfüllung aus Ueberzeugung, sondern blinder Gehorsam. Den Gehorsam aber erzwang das Papstthum durch Androhung schrecklicher Strafen, oder erschlich ihn durch Prämien, durch Befriedigung des priesterlichen Stolzes und üppiges Wohlleben der Geistlichkeit. Aus der freiwilligen Askese der älteren Christen wurden im römischen Papstthum die Zwangsgesetze des Cölibats, der Fasten &c. Nichts sollte mehr freiwillig geschehen dürfen und Niemand wurde mehr aus dem Zwang entlassen, die Regel des h. Benedict aufgehoben, nach welcher noch jeder Mönch das Kloster frei hatte verlassen können, wenn er sich zu schwach fühlte, seinen Gelübden treu zu bleiben. Dagegen gestattete das Papstthum mittelst der sog. laxen Observanz denjenigen Priestern und Orden, die seinem hierarchischen Zwecke eifrig dienten und auf die es sich verlassen konnte, heimlich alle möglichen Erholungen und Sinnengenüsse.

Der römische Terrorismus culminirte aber von jeher in der Verfolgung der Ketzer, in der fortwährenden Kreuzigung derer, welche die wahren Nachfolger Christi waren. Nichts kann den ungeheuern Gegensatz zwischen dem wahren Christenthum und der

römischen Kirche deutlicher machen, als die Grausamkeit der letzteren, namentlich in der Inquisition.

Die römische Hierarchie hat schon im Mittelalter, in welchem sie noch nicht so abhängig von weltlichen Kaisern und Königen war wie später, auf eigene Rechnung furchtbare Ungerechtigkeit und Tyrannei geübt in der blutigen Verfolgung edler und sittlich reiner Menschen, die nur zum ursprünglich echten Christenthum zurückkehren und die himmelschreienden Mißbräuche der Kirche abgeschafft wissen wollten, wie die Albigenser und Waldenser. Aber das Uebel wurde noch ärger, als sich die römische Curie, um sich der Reformation gegenüber behaupten zu können, dem weltlichen, politischen Despotismus zur Verfügung stellte.

Je mehr die Hierarchie aufhörte, die Religion der Liebe zu vertreten, je mehr sie den Menschen die Freiheit absprach, welche ihnen Christus, um ihnen den rechten Gebrauch derselben zu lehren, in vollem Maße gelassen hatte, um so weniger konnte diese Hierarchie auch noch auf freiwillige Hingebung rechnen und mußte Gewalt üben. Wenn sie auch die Menschen wie Kinder mit allerlei Tand und Spiel lockte und ergötzte, wenn sie auch die liebende Mutter spielte, so stand doch hinter den Kindern immer der Teufel oder das Inquisitionsgericht. Man erzählt, das Glaubensgericht der römischen Kirche habe die Ketzer einer Statue der Mutter Gottes in die offnen Arme gelegt, worauf ihre Arme denselben festgehalten und eine Menge aus ihrem Leibe herausfahrende Messer ihn zerschnitten hätten. So ein Ding wurde die Mutterkirche wirklich unter der Herrschaft des Papstthums und im Dienste spanischer Königstyrannei. Vorn wurde immer die Gnadenmutter zur Schau getragen und hinten fletschte ein Drache seine gräßlichen Zähne. Die Hierarchie konnte nicht anders verfahren oder sie hätte sich selbst aufgeben müssen. So lange sie noch fortdauern wollte, sey es auf eigene Rechnung, sey es im Dienste weltlicher Tyrannei, mußte sie sich Gehorsam erzwingen.

Die Hierarchie bedurfte eines großen Apparates von Mitteln, um die Menschenmenge in allen ihren Abstufungen, Nationen, Ständen, Berufsklassen bis in's geheimste Familienleben hinein be-

herrschen zu können und zwar täglich und stündlich die Menschen in Anspruch zu nehmen, ihnen jeden Augenblick die Allgegenwart der kirchlichen Autorität fühlbar zu machen. Die Gebote Christi sind einfach. Die römische Kirche hat sie vertausendfältigt auf eine für Gott und die Menschen gänzlich unnütze, ja oft unsinnige Art, einzig zu dem Zweck, jeden Katholiken jeden Augenblick polizeilich überwacht zu halten. Etwas der Art kam nur im alten Aegypten vor, wo ein ähnliches Priestersystem jedem Menschen sein Tagewerk vorschrieb. Der römischen Hierarchie dienten zum gleichen Zwecke unzählige Gebote und Verbote, in Bezug auf Kirchenbesuch, Messehören, Beten, Bekreuzigen, fromme Gebräuche aller Art, Fasten, Cölibat, Einhalten der Ehegesetze, welche der Kirche gestatteten, das Familienleben gänzlich zu beherrschen, Verbot der Heirathen unter Verwandten, sogar unter Gevattern &c.

Ein Hauptmittel für die Hierarchie war sodann das Angstmachen. Der Katholik sah sich immer von Schrecken umgeben, immer gefährdet durch dämonische Mächte und bedroht mit Strafen, wogegen ihm nur die Kirche eine Hülfe und Rettung darbot. Schon um nicht in eine gewöhnliche Kirchenstrafe zu fallen, mußte er beständig aufpassen und sich vor Uebertretung irgend eines der vielen Kirchengebote hüten. Dazu drohten ihm von jenseits die Flammen des Fegefeuers, oder gar die Hölle. Auf den Mauern der meisten italienischen Kirchhöfe sind zahlreiche Flammen gemalt, die jedem schon von weitem roth in die Augen leuchten, und wenn man näher kommt, erblickt man darin nackte Menschen, die von Teufeln geneckt und gequält werden. In diesem Zustand sollte sich die gläubige Gemeinde alle ihre Todten denken und aus diesem Zustand der Qual sollten sie nur durch die Geistlichkeit, durch Messe lesen, Fürbitten, Opfer, Stiftungen erlöst werden können.

Der Wahn der Zaubereien und der Teufelswirkungen wurde auf alle Weise von der Hierarchie gepflegt, weil er ihr ungemein einträglich war. Nichts war leichter, als auf irgend einen ehrlichen Mann, der nachdachte und studierte und mehr wußte, als der gemeine Haufen, den Verdacht zu werfen, er schöpfe sein Wissen aus verbotenen Künsten und stehe mit dem Bösen im Bunde. Da nun

ehrliche und freisinnige Männer oft genug im Fall waren, die Mißbräuche der Hierarchie einzusehen und zu rügen, so entledigte sich die letztere solcher gefährlicher Opponenten am bequemsten durch eine Anklage auf Zauberei. Auf diese Weise hat die Inquisition oder das Ketzergericht, welches der Papst zuerst dem unbarmherzigen Dominikanerorden anvertraute, zahllose sog. Ketzer, die nichts anderes als eine sittliche Reform der Kirche wollten, als Zauberer angeklagt und dem Feuertode überliefert. Als die Hierarchie sich unter das Joch der katholischen Großmächte beugen und den politischen Zwecken derselben dienen mußte, verwandelte sich, zunächst unter den spanischen Königen, die Inquisition in ein wesentlich weltliches und nur noch dem Namen nach geistliches Gericht, um unter dem Vorwand des Unglaubens, der Ketzerei, des heimlichen Judenthums 2c. alle die Personen, Familien, ja ganze Einwohnerschaften vertilgen zu können, die dem Königthum gefährlich schienen oder mißliebig waren. Die spanischen Könige hatten am Ende des 15. Jahrhunderts Spanien endlich den Muhamedanern entrissen und verfuhren mit unerhörter Grausamkeit gegen die noch heimlichen Muhamedaner, um neuen Aufständen vorzubeugen. Diesen grausamen Charakter behielt aber die spanische Inquisition später noch bei und wandte ihn auf die Niederländer an, die sich gegen die Tyrannei Philipps II. empörten. Es ist bekannt, daß der General desselben, der berüchtigte Herzog von Alba, in den deutschen Niederlanden achtzehntausend Menschen hat hinrichten lassen. Das war aber dem König Philipp noch nicht genug, denn das am 16. Februar 1568 vom spanischen Inquisitionstribunal erlassene Decret, wonach 3 Millionen Niederländer, das ganze Volk mit nur wenigen namentlichen Ausnahmen, Männer, Weiber und Kinder ohne Unterschied hätten vertilgt werden sollen, wurde ausdrücklich von ihm bestätigt. Nicht selten geschah es auch, daß reiche Leute von der Inquisition fälschlich angeklagt und verurtheilt wurden, blos damit man ihre Güter confisciren könne.

Man gewöhnte das Volk absichtlich an Grausamkeiten. Zu diesem Zweck dienten in Spanien theils die blutigen Stiergefechte, theils die Autodafés, beides unter der doppelten Autorität der Kirche

und des Königthums. Es kam vor, daß ein besonders heiliges Marienbild feierlich aus der Kirche abgeholt wurde, um den Vorsitz bei einem Stiergefecht zu übernehmen. Jedes Autodafé, bei welchem oft hundert und mehr Ketzer lebendig verbrannt oder sonst marter-voll hingerichtet oder auch nur blutig gepeitscht wurden, wurde feierlich als ein großes Fest begangen in Gegenwart der königlichen Familie, der hohen Geistlichkeit und des ganzen Volks. Als der Inquisitor Argues, unersättlich in Verfolgung, es gar zu arg machte, empörte sich das Volk und erschlug ihn. Dieses Mordes wegen wurden aber über zwei hundert Menschen, die dazu mitgewirkt haben sollten, hingerichtet. Das Muttergottesbild von Guadeloupe that dem gräßlichen Inquisitor zu Ehren Wunder und der Papst erhob ihn unter die Heiligen.

Der Zweck mußte jedes Mittel heiligen. Reichte das Inquisitionsgericht nicht aus, um diejenigen zu vertilgen, die dem weltlichen Despotismus und der im Dienst desselben scheinheilig, ja hyänenartig herbeischleichenden Hierarchie widerstanden, so griff man zum Mord in Masse. So verfuhren die Habsburger unter dem Segen der römischen Kirche zur Zeit Philipps II. gegen die Niederländer, zur Zeit Ferdinands II. gegen die Oesterreicher und Böhmen. So verfuhr der französische Hof gegen die Hugenotten in der sog. Bartholomäusnacht, einem unvorhergesehenen, treulosen, ungeheuern Massenmord.

Bischof Hefele in seiner Conciliengeschichte glaubt die Kirche freisprechen zu dürfen von der Schuld der durch die Inquisition verübten Unmenschlichkeiten, da sie vielmehr eine Staatsanstalt als eine kirchliche gewesen sey. Das wurde sie allerdings, als die weltlichen Mächte sich mit der Kirche gegen die Freiheit der Völker verschworen, namentlich unter den Habsburgern in Spanien. Aber schon viele Jahrhunderte vorher war die Inquisition eine echt päpstliche Veranstaltung gewesen, z. B. in den Albigenserkriegen und unter Konrad von Marburg in Hessen. Wenn aber auch die Kirche von allen diesen Versündigungen freizusprechen wäre, so müßte man immer noch fragen, warum ist die Kirche, welche den Gott der Liebe vertreten soll, gegen die Unbarmherzigkeit der Autodafés unter dem

spanischen Philipp niemals auch nur mit dem kleinsten Tadel aufgetreten? Hat sie nicht alle diese Scheußlichkeiten gebilligt, wie auch die Pariser Bluthochzeit? Die Kirche rühmt sich mit Recht des heil. Ambrosius, welcher unerschrocken dem mächtigsten Kaiser die Wahrheit sagte und ihn von Sünde abhielt. Aber wo hat sie denn seit dem Aufkommen der päpstlichen Allmacht jemals wieder einen so hochherzigen Bischof erzeugt?

Nach der Pariser Bluthochzeit ließ Papst Gregor XIII. in seinem Vatican und zwar in dem Audienzsaal, in welchem er fremde Gesandte empfing, drei große Bilder malen, welche die gräßliche Ermordung der Hugenotten darstellten, ja er ließ zum Ueberfluß noch eine Medaille prägen mit seinem Bildniß und Namen auf der Vorderseite und mit dem Engel Michael, der auf die hinstürzenden Hugenotten einhaut, auf der Rückseite.

Dergleichen Greuel sind oft im Alterthum und bei heidnischen Völkern vorgekommen, die das Recht des Stärkeren übten und nur dem thierischen Trieb ihres Egoismus folgten, wie überall in der Natur stärkere Thiere die schwächeren auffressen. Aber solche Greuel sind niemals vorher, ehe es eine römische Kirche, ehe es ein Papstthum gab, im Namen und zu Ehren der christlichen Religion und des Gottes der Liebe begangen worden. Zu dieser äußersten Gotteslästerung hat es nur die römische Kirche gebracht. Christus lehrte, wir seyen alle Kinder Gottes, wir sollten uns daher wie Brüder untereinander lieben. Niemand hat er beauftragt, im Namen Gottes zu morden. Seine Barmherzigkeit hat er auch denen verheißen, die seine Gebote nicht gehalten, wenn sie aufrichtige Reue fühlen und sich bessern. Nach christlicher Lehre sind alle göttlichen Gebote nur von sittlicher Art, sie verlangen vom Menschen nur, daß derselbe ein würdiges Kind Gottes sey und es in Gedanken, Worten und Handlungen beweise, durch Seelenadel und in reinem Wandel. Nirgends aber hat er Ceremonien und äußerlich gleichgiltige Handlungen vorgeschrieben, wie die römische Kirche. Nirgends hat er auch nur ahnen lassen, daß es jemals möglich seyn würde, in seinem Namen zum einzigen Vortheil eines weltlichen Tyrannen wie Philipp II., eines neuen Herodes, die als Ketzer zu verdammen und

einem grausamen Tode zu überliefern, welche gerade die besseren Christen sind, die Gottes Geboten treuer nachleben. Man kann nicht oft genug darauf hinweisen, in welchem grellen Widerspruch mit dem liebevollen Christus sein angeblicher Nachfolger in Rom den Henker unschuldiger und edler Völker abgegeben oder wenigstens die königlichen Henker derselben gesegnet hat. Wahrlich sehr mit Recht schrieb schon Steffens in seiner Schrift von der falschen Theologie S. 140: „Der Gott der Liebe ist nicht Mensch geworden, damit wir unmenschlich würden.“

Das königliche Ungeheuer, welches im Namen Jesu und seiner Kirche die Menschheit peinigte und schändete, der spanische Philipp, war der Fleischeslust ergeben, Ehebrecher, umringt von wollüstigen, heidnischen Bildern, die ihm die ersten Maler seiner Zeit für die Schlafzimmer auf seinen vier Lustschlössern verfertigen mußten, Mörder seines eigenen Sohns, Mörder ganzer Völker in der neuen wie in der alten Welt. Zugleich war er kleinmüthig und feig, denn er ließ sich seine Gruft wie eine Festung bauen, damit die Teufel nicht an ihn kommen könnten, das berühmte Escoreal, das größte Kloster in der Welt mit 25 Fuß dicken Mauern. Seinen Leichnam befahl er ganz in heilige Reliquien, wie in einen Harnisch einzuhüllen, und zum Ueberfluß mußten nach seinem Tode über seinem Grabe zweihundert Mönche ununterbrochen Tag und Nacht für seine Seele beten, psalmiren und Seelmessen lesen und das sollte fortgesetzt werden bis an's Ende der Welt.

Nicht einmal die frommste Unschuld und Demuth fand Gnade vor der geistlichen Tyrannei. Der Spanier Molinos war weit entfernt, der Inquisition, der weltlichen und kirchlichen Gewalt widersprechen zu wollen. Er wandte sich nur mit stummem Schmerze von dem gräßlichen Brande der Scheiterhaufen und von dem scheinheiligen Prunk und Pomp der Kirche ab und suchte in der Einsamkeit die Stille Gottes. Er erhob keine Hand gegen die Kirche, sondern faltete sie nur in wehrloser Ruhe. Das nannte man aber einen sträflichen Quietismus, denn er hätte mit den Henkern jauchzen sollen. Man warf ihn in den Kerker, in welchem er glücklicherweise starb, ehe die Verurtheilung zum Feuertode an ihm vollzogen

werden konnte, im Jahr 1697. Eine eifrige Anhängerin des frommen Molinos, die Nonne Geltruda, der nichts zur Last zu legen war, als ihre tiefe Frömmigkeit und ihr schwärmerischer Glauben an ihre mystische Vereinigung mit Gott, wurde gleichfalls ein Opfer der grausamen Inquisition. Sie lebte in Palermo, welches damals dem deutschen Kaiser Karl VI., dem letzten Habsburger, gehörte, und dieser Herr schämte sich keineswegs, ganz so barbarisch wie Philipp II. zu verfahren und seinem Vicekönig auf Sicilien, Portocarero, ausdrücklich am 7. Juli 1723 in einem Dekret von Prag aus zu befehlen, die fromme Nonne mit 27 andern sog. Ketzern lebendig verbrennen zu lassen. Das Autodafè, bei welchem sie alle verbrannten, wurde mit großer Pracht zu Palermo begangen, Geltruda trug ein mit schwarzem Pech getränktes und mit Flammen bemaltes Kleid, in welchem die Flammen sie verzehrten. Vergl. Hartwig, Aus Sicilien II. 40.

Zu derselben Zeit wurden auch die frommen Nonnen von Port Royal in Frankreich und die Jansenisten gleichfalls eine dem Pietismus ergebene und zugleich durch Geist und Gelehrsamkeit ausgezeichnete katholische Sekte, mit wüthendem Hasse von den Jesuiten verfolgt, doch nicht bis zum Feuertode. Diese frommen Christen waren dem heidnischen Tyrannen, Ludwig XIV. und seinen jesuitischen Spür- und Hetzhunden in tiefster Seele verhaßt, während an demselben französischen Hofe Voltaire als unverhohlener Atheist und Religionsspötter, dessen bekannte Parole écrasez l'infame war, d. h. reißt das Christenthum mit der Wurzel aus! wohlgelitten und hochverehrt war.

Ich schließe dieses Capitel mit einer allgemeinen Bemerkung über den Vorzug der germanischen Race in Bezug auf Schätzung und Handhabung der politischen Freiheit. Die romanische Race ist überall dem despotischen Absolutismus verfallen, aus welcher sie sich durch wilde Revolution herausreißt, um von neuem hineinzufallen. Die germanische Race dagegen hält an einer gemäßigten Freiheit fest als an einem geheiligten Herkommen oder weiß sie sich immer wieder zu erringen. Es ist daher auch sehr merkwürdig, daß der uralte Freiheitssinn der germanischen Race und die gegenseitige Ach-

tung der Rechte unter freien und ehrenhaften Männern sich nur im protestantischen Gebiet erhielt. Zwar hatte sich auch in dieses Gebiet durch die Sünde der Fürsten, denen die französischen Könige zum Vorbild dienten, der Despotismus eingeschlichen, aber in England, wie in den skandinavischen Reichen blieb doch den alten volksthümlichen Ständen neben dem Königthum ihr Recht und in Holland und der Schweiz, in den freien deutschen Reichsstädten und später in den englischen Colonien Nordamerikas blühten intelligente, reiche und sogar mächtige Republiken auf. Erscheinungen dieser Art zeigten sich nicht im katholischen Gebiete, mit einziger Ausnahme der alten Republiken Venedig und Genua, welche noch in der nachtridentinischen Zeit fortdauerten. Diese Republiken können aber als Ausnahme die Regel um so weniger umstoßen, als sie hoch aristokratisch waren, das Volk in tiefer Unterthänigkeit niederhielten und überhaupt ihre Existenz nur durch die gegenseitige Eifersucht der katholischen Großmächte fristeten. Es ist und bleibt Thatsache, daß politische Freiheit und Menschenrechte seit dem Tridentinum nur auf protestantischem Boden haben gedeihen können, nicht aber auf dem katholischen, weil sie hier durch den bereits charakterisirten Compromiß, durch die gemeinschaftlich mit dem Papst unter Vermittlung des Jesuitenordens vereinbarte Politik der Häuser Habsburg und Valois=Bourbon zum Vortheil eines unbeschränkten Despotismus, von vorn herein waren ausgeschlossen worden.

Im protestantischen Deutschland haben die Fürsten leider das römische Recht eingeführt, weil es ihnen trefflich diente, das alte deutsche Recht auf die Seite zu schieben und den Freisinn des Volks zu lähmen. Das stand im unzertrennlichen Zusammenhange mit der Renaissance und den classischen Studien. Hauptsächlich aber war das Haus Habsburg schuld, daß das vorher so humane und auf freie Männer berechnete deutsche Recht durch das grausame, mehr auf Sklaven berechnete römische Recht verdrängt wurde. Kaiser Karl's V. berüchtigte Carolina documentirte die Herrschaft des Romanismus über den Germanismus in der prägnantesten Weise. Man glaubt die schadenfrohen Gesichter seiner römischen Juristen dahinter über die deutsche Nation höhnen und lachen zu

sehen. Die römische Justiz etablirte sich auf dem deutschen Boden mit einem ungeheuern Apparat vorher nie erhörter Folterqualen, alle herübergenommen aus der alten römischen Kaiserzeit, aus der greulichsten Heidenzeit, aber die Seelenlust aller Römlinge.

VI.

Die Habgier der römischen Curie.

Christus und die Apostel lebten arm. Mäßigkeit, Uneigennützigkeit, Selbstlosigkeit sollten die sittlichen Grundlagen des christlichen Lebenswandels bilden. Der eifrigste Christ legte sogar als Mönch das Gelübde ewiger Armuth ab. Dagegen findet man in unzähligen christlichen Legenden und Bildwerken die Habgier, den Geiz, die Unmäßigkeit, die Schwelgerei, sinnliche Ausschweifung, eitle Pracht und Ueppigkeit sämmtlich als Teufel personificirt oder als die Sippschaft der babylonischen Hure. Das heidnische Babylon mit seinem Luxus und seiner Unzucht wurde ausdrücklich immer dem armen Betlehem oder dem von lauter Reinen, Seligen und Engeln bewohnten himmlischen Jerusalem entgegengesetzt.

Und doch konnte Rom als Residenz des sog. Statthalters Christi auf Erden und als Mittelpunkt derjenigen christlichen Kirche, zu welcher sich die Mehrheit aller Christen bekannte, selber zu einem Babel werden.

In den früheren Jahrhunderten der Christenheit wurde der Krämergeist in der Kirche noch nicht geduldet, eingedenk dessen, daß Christus selber einmal die Krämer aus dem Tempel hinausgegeißelt hatte. Der h. Augustinus weigerte sich ausdrücklich, Vermächtnisse, welche Väter für die Kirche bestimmt hatten, anzunehmen, wenn Kinder vorhanden waren, die dadurch um ihr Erbe gekommen wären. Auch der h. Chrysostomus ermahnte die Olympias, mit ihren übertriebenen Schenkungen an die Kirche innezuhalten. Später nahm die Kirche alles, alles an, und ihre Diener konnten sich nicht satt

genug mästen. Da die meisten Schenkungen an die Kirche Liebesgaben für die Armen waren, kann man sich kaum etwas Empörenderes denken, als die faulen Bäuche der Mönche und das weltliche Prassen der spätern Fürstbischöfe und Fürstäbte.

Die Stille und Sicherheit des Klosterlebens war für fromme Seelen, für Unglückliche und von der Welt Verlassene ein Bedürfniß, und durch den Fleiß der Mönche sind in wilden und kriegerischen Zeitaltern Wissenschaften und Künste gepflegt, ist auch der rationelle Landbau gefördert worden, und sie waren Träger der Cultur. Das ist nun zu berücksichtigen, wenn man auch mit Recht die Ausartung des Klosterlebens verdammt. Alles ging damit sehr natürlich zu. Die das Gelübde der Armuth abgelegt hatten, wurden reich und dadurch verführt, auch den Reichthum zu genießen. Wo aber einmal der Reichthum war, da lockte er auch müßiges und unwürdiges Gesindel an, sich dem bequemen Klosterleben zu widmen. Der Reichthum entstand ursprünglich aus der Frömmigkeit und Mildthätigkeit der Laien, deren Schenkungen und Stiftungen die Klöster und Kirchen in den Stand setzen sollten, Arme und Kranke zu pflegen. Nach und nach vergaß man diesen Zweck der Mildthätigkeit und es war meistentheils nur noch die Furcht vor der Ewigkeit der Höllenstrafen, welche reiche Sünder bewog, Stiftungen für die Kirche zu machen und Geld dahin zu spenden, von dem nicht mehr Arme und Kranke gepflegt, sondern Seelenmessen für den reichen Sünder gelesen werden sollten. Je reicher nun die Klöster wurden, um so mehr drängte sich gemeine Habgier der Laien hinzu, sich in bleibenden Besitz dieses Reichthums zu setzen, oder wenigstens die Zinsen davon zu ziehen. Adelige und gräfliche Familien machten die Aufnahme in ein reiches Kloster zu ihrem Privilegium und ließen keinen anderen mehr zu, so daß aus ursprünglich armen und demüthigen Mönchen und Nonnen am Ende vornehme Stiftsherrn und Stiftsdamen wurden.

Durch die allmälige Bereicherung der Kirche wurden Bischöfe zu Fürsten und sogar Aebte erlangten fürstlichen Rang. Geistliche Höfe ahmten den weltlichen nach mit zahlreichem Hof-, Stall-, Jagd-, Kammer-, Küchen- und Kellerpersonal, mit Lustschlössern und Maitressen. Auch Klöster wurden oft ungeheuer reich, sogar weib-

liche. Als im vorigen Jahrhundert unter Joseph II. die Klöster visitirt wurden, zeigte sich, daß das Nonnenkloster Himmelport in Wien eine Menge Weinkeller hatte. Einer hieß Gottvaterkeller, der zweite Gottsohnkeller, der dritte Heiliggeistkeller, der vierte Muttergotteskeller, der fünfte Johann Evangelistenkeller 2c. und alle zusammen enthielten 6801 Eimer Wein.

Die Päpste gingen mit ihrem Beispiel voran. Früher hatte man in Rom wohl schon um theures Geld Reliquien verkauft und desfalls die Katakomben förmlich geplündert. Jetzt dehnte sich der geistliche Kram noch weiter aus, nicht blos durch Verkauf von Amuletten der mannigfaltigsten Art, die den Reliquien zur Ergänzung dienen sollten, weil, wenn sie auch nur Fabrikate waren, ihnen die päpstliche Einsegnung doch angeblich Heiligkeit und Wunderkraft verlieh. Dieser wohlberechneten Spekulation auf den Aberglauben des gemeinen Volks gesellte sich eine noch ergiebigere auf die Sünderangst bei. Die bisher durch die Beichte erlangte Absolution wurde verkauft. Der reiche Sünder zahlte und die Sünde war ihm vergeben. Um vieles Geld wurden besondere Altäre vom Papst privilegirt, daß, wer zu ihnen pilgerte und vor ihnen betete, eine gewisse Zahl von Jahren Ablaß der Sünden genoß. Dazu überall der Luxus des Messelesens für Geld, die Entweihung des Sakramentes für nichtige Zwecke der Reichen und Vornehmen.

Es erregt Staunen, wenn man die Blätter der Geschichte umschlägt und findet, wie lange die christlichen Bevölkerungen, sonderlich die am meisten mißbrauchten Deutschen, sich den welschen Unfug haben gefallen lassen. Der päpstliche Stuhl wurde unter dem französischen Einfluß nicht nur zu Avignon, sondern auch wieder in Rom von Menschen besetzt, von denen man nicht zuviel sagt, wenn man sie moralische Ungeheuer nennt. Papst Johann XXIII., der ausschließlich im französischen Interesse gewählt wurde, während der damalige deutsche Kaiser Rupprecht einen bessern Papst wollte, war ein Scheusal, ein Wucherer, der eine förmliche Taxe erfand, nach welcher er den Ablaß für alle möglichen Sünden feilbot, der überdies wie ein Sultan lebte und die besondere Passion hatte, Nonnenklöster zu seinen Haremen zu machen.

Ueber den Ablaß ist schon so erstaunlich viel geschrieben worden, daß ich mich nicht weiter dabei aufhalten will. Seine Verwerflichkeit ist in neuerer Zeit oft genug von den Katholiken selbst anerkannt worden und um diese grobe Sünde der Päpste einigermaßen zu bemänteln, hat man vorgegeben, die Protestanten hätten die Anklage übertrieben. So glaubte Fürst Lichnowsky in seiner Geschichte des Hauses Habsburg IV. 122, sofern er das Haus Habsburg mit Lob überschüttete und alles, was es einzig zum Vortheil des Romanismus und des Papstthums an Deutschland gesündigt hat, verschleierte, auch die Sünden des Papstthums selbst beschönigen zu müssen. Er wagte zu schreiben, „der Ablaß sey nicht Lossprechung der Sünden, wie so oft von Unwissenden und Böswilligen gesagt worden, sondern nur Abkürzungen der Buß- und Strafzeit. Ablässe für Verstorbene heißen aber nur: übernommene Verpflichtungen von feierlichen Fürbitten für dieselben mit demuthsvoller Anheimstellung der Genehmhaltung." Eine mildere Ansicht, die, wenn sie zu den Zeiten von Huß und Luther die herrschende Ansicht der Kirche gewesen wäre, uns alles Blut der Reformationskriege freilich hätte ersparen können. Aber diese mildere Ansicht war niemals in der Kirche und ist es auch heute noch nicht. Ein vor uns liegender, unter dem Pontificat Sr. Heiligkeit des Papst Leo XII. ausgestellter Ablaßbrief vom 10. Oktober 1824, auf Pergament, unterzeichnet vom Cardinal Albani, sagt ausdrücklich: omnium peccatorum vestrorum indulgentiam et remissionem concedimus. Das ist doch wohl „Lossprechung der Sünden". Dabei wird nichts „demuthsvoll" einer höhern „Genehmhaltung anheimgestellt," sondern es ist eine unbedingte Zusicherung. Dabei wird keine „Verpflichtung" auferlegt, sondern es wird ein Recht zugesprochen. In einem andern, ebenfalls vor uns liegenden Ablaßbriefe vom 18. August 1826 heißt es eben so bestimmt: ut e purgatorii poenis liberetur concedimus, d. h. kraft dieses Briefes soll die arme Seele aus dem Fegfeuer erlöst seyn.

Das päpstliche Finanzsystem spekulirte auf die Vermehrung der Einkünfte auch durch die sog. Simonie oder den Aemterverkauf. Sie vergab Bisthümer und einträgliche Pfründen dem Meistbietenden.

Jeder Bischof mußte seine Bestätigung (das Pallium) vom Papst erkaufen. Bis ein neuer Bischof gewählt war, bezog der Papst die Einkünfte des Bisthums. Dazu legte er den Bischöfen jährliche Steuern auf, behielt sich Entscheidungen vor, die der Bischof selbst nicht treffen durfte, und ließ sich theuer dafür bezahlen, erlaubte für Geld, was sonst verboten war ꝛc. Kurz die Annaten, Vacanzen, Reservationen, Appellationen, Exemtionen, Dispensen, Indulgenzen ꝛc. summirten sich zu einem überaus kunstreichen Besteuerungssystem. Dazu gesellten sich noch eine Menge specielle Fälle von päpstlicher Geldschneiderei. Jede Schonung oder Begünstigung von Seiten eines päpstlichen Legaten mußte von Geistlichen und Laien theuer bezahlt werden. Ebenso die Lossprechung vom Bann. Nicht selten wurde mit dem Bann gedroht, nur um Geld zu erpressen.

Die Religion wurde zur Finanz, sagt einmal v. Moser. Ungeheuern Profit machten die Päpste, zuerst Bonifacius VIII. vom sog. Jubeljahr, an welchem allen Gläubigen, die nach Rom kamen, oder welche die Jubiläumsbulle kauften, Ablaß ertheilt wurde. Das erste Jubeljahr erwies sich so einträglich, daß Papst Clemens VI., obgleich es erst nach hundert Jahren wiederkehren sollte, verordnete, es solle alle fünfzig Jahre gefeiert werden. Urban VI. setzte den Termin auf fünfunddreißig und Paul II. gar auf fünfundzwanzig Jahre herab und später gefiel es den Päpsten, auch noch extra Jubeljahre auszuschreiben. Dazu die Geldschneiderei mittelst der Kreuzbulle. Der Papst hatte zur Zeit der Kreuzzüge zum Behufe derselben Geld gesammelt. Die Kreuzzüge hatten aufgehört, aber die Kreuzbulle wurde immer noch verkauft. Wer sie kaufte, erlangte dadurch Ablaß für sich selbst, oder wie er wollte auch für andere, für seine Familie, für Verstorbene, für besondere Fälle. Wenn einer z. B. in der Fastenzeit sich recht an Fleisch sättigen wollte, brauchte er nur die Kreuzbulle zu kaufen. Kein Börsenschwindel verstand es besser, Käufer zu locken, als dieser infame Kreuzbullenhandel. In der vom Papst für Spanien bestimmten Kreuzbulle lautet der 9. Artikel: wer diese Bulle kaufe, werde dadurch von seinen Schulden befreit und brauche sie dem Gläubiger nicht zu bezahlen.

Drittes Buch.

Was die romanische Race aus dem Christenthum gemacht hat.

I.

Der römische Aberglauben.

Das Hauptmittel des römischen Papstthums, als es sich die Völker blind unterwarf, war der Aberglauben, ein unnatürlicher und mißbräuchlicher Auswuchs des Glaubens, indem man ihn zu hierarchischen und politischen Zwecken von seiner Verbindung mit der Sittlichkeit ablöste.

Der religiöse Glaube äußert sich immer zuerst im Gebet, denn das Gebet ist nichts anderes, als die Sprache, in welcher der Mensch zu Gott redet. Er wendet sich zu ihm hülfeflehend in Angst und Noth, oder in seines Herzens Freude, um ihm zu danken.

Es ist dabei aber nicht gleichgiltig, wie man sich Gott vorstellt. Man betet an, aber wen? Die Heiden haben eine falsche Vorstellung von Gott, denn sie beten nicht den ewigen Schöpfer, sondern das in Zeit und Raum Geschaffene, die Natur, das Gewitter, die Elemente, die Sterne, ja sogar die Thiere an, oder Menschen in ihrer Leiblichkeit oder im Bilde. Wenn sie also an den wahren Gott zu glauben vorgeben, so ist das Irrthum. Ihr Glaube ist nur Aberglaube. Die römische Hierarchie aber hat von Anfang an den Aberglauben gepflegt. Sie hat nämlich, um desto mehr Heiden zur christlichen Kirche hinüberzulocken und darin festzuhalten, den ihnen gewohnten und lieb gewordenen Aberglauben unter christlichem Namen fortdauern lassen, ihm also den unsichtbaren Gott nicht nur in sichtbarer Menschengestalt vorgespiegelt, sondern ihn sogar, weil das Volk einmal an Vielgötterei gewöhnt war, in drei

Personen getheilt, wozu sich bald noch eine vierte als Gottesmutter gesellte und dazu noch im Himmel eine Rangliste von Engeln und auf Erden von Heiligen in derselben Unterordnung unter jenen göttlichen Personen, wie im altrömischen Heidenthum den obern Göttern eine Menge niedere Gottheiten, vergötterte Heroen, Genien 2c. untergeordnet waren.

Der wahre alleinige Gott wohnt in seiner verborgenen Ewigkeit, außer Raum und Zeit. Die römische Hierarchie aber versetzt ihn, indem sie sich wieder ganz den gewohnten Vorstellungen der Heiden anschmiegt, in den Wolkenhimmel unserer Erde, also wieder in den heidnischen Olymp, in die Wolken über dem Berge. Wie sollte aber der ewige und unsichtbare Gott ausschließlich in diese niedere Atmosphäre eines kleinen Planeten, der nicht einmal feststeht, sondern sich täglich um sich selber dreht, hineingebannt seyn? Das ist doch eine gar zu bornirte Einbildung, die aber von der römischen Hierarchie gebilligt und in Tausenden von ihren Kirchenbildern zur Anschauung gebracht ist. Ueberdies muß man doch auch Rücksicht nehmen auf die unzähligen andern Himmelskörper, die gleich dem unsern von Gott geschaffen sind und von denen wir nicht voraussetzen dürfen, sie seyen eine bloße Decoration, sondern von denen wir vernünftigerweise nach Analogie unserer Erdkugel voraussetzen müssen, sie dienen, wie die Erde uns, so andern vernunftbegabten und mehr oder weniger uns Menschen ähnlichen Wesen oder Kindern Gottes zur Wohnung. Wir dürfen also in keinem Fall die Residenz Gottes an unsern kleinen Planeten gebunden glauben.

Und dennoch ist uns Gott beständig nahe, ja viel näher als wenn er nur aus den Wolken zu uns spräche. Wir haben ihn nämlich in uns selbst, wir finden ihn nicht auswärts, sondern inwärts mittelst eines geheimen Pförtleins im Herzen, wie unser frommer Prediger Eckart schon im finstern Mittelalter sagte und sich dadurch Rom's Ungnade zuzog. Vermöge unserer Unsterblichkeit ist auch etwas im Innersten unseres Wesens über Zeit und Raum Erhabenes und hier allein können wir Gott suchen und finden, nicht irgendwo draußen in der Luft.

Der wahre Christ betet aus seiner eigenen tiefsten Empfindung

heraus, die Andacht kommt bei ihm aus dem Herzen und alles Aeußere ist dabei gleichgültig. Die römische Hierarchie aber befiehlt dem Laien, mechanisch nachzubeten, was der Priester ihm vorbetet oder im Gebetbuch vorschreibt. Auf die innere Stimmung kommt es dabei nicht an, wenn nur der Mund mechanisch und vorschriftsmäßig das Auswendiggelernte hersagt und die Finger dazu den Rosenkranz abkugeln. Das ist vom wahren christlichen Gebet grade so entfernt, wie die Gebetmaschinerie der Bonzen, die Gebetfahnen, Gebeträder, Gebettrommeln, Gebetmühlen, Gebetwindmühlen, welche der Lamaite nur in Bewegung zu setzen braucht, ohne dabei etwas zu denken oder zu empfinden, und die dann doch Gott angeblich zwingen sollen, seine Wünsche zu erfüllen. Unmündige Menschen freilich muß man beten lehren, aber auf die rechte Weise, im rechten christlichen Sinne. Man muß ihr Herz rühren, den frommen Trieb zu Gott in ihnen wecken, sie aber nicht zu bloßem Zungendreschen und zu Handspielereien abrichten.

Rechter Glaube ist, daß Gott dem Sünder verzeihe, wenn er die Sünde erkennt, in wahrer Reue büßt und sich ernstlich und gründlich bessert. Die römische Hierarchie nahm aber die Sünde viel leichter und vergab sie im Namen Gottes dem Sünder auch ohne der innern Reue und Besserung desselben versichert zu seyn, für bloße Worte, äußere Werkthätigkeit oder gar für Geld, zur Bequemlichkeit des Sünders und zum eigenen Nutzen. Die leichte Sündenvergebung war das Hauptmittel, wodurch sie die Menschen gewann. Wie hätte die gemeine Menge sich nicht gern eine Kirche gefallen lassen sollen, die ihr für ihre Gewohnheitssünden so leicht und gern Absolution ertheilte, so daß sie, heute absolvirt, morgen wieder lustig fortsündigen konnte. Die Sündenvergebung der römischen Kirche im Namen Gottes nahm verschiedene Formen an. Anständigere Formen waren noch die Beichte, die Fürbitte, die Bußfahrt, die wohlthätige Stiftung; sehr mißbräuchlich waren schon die Schenkungen an die habgierige Geistlichkeit, der abergläubige Gebrauch von Sacramenten, Reliquien, Amuletten ꝛc. und am gottlosesten der förmliche Verkauf der Sündenvergebung, der Ablaßkram.

Die Beichte, ein schönes Institut, welches dem beichtenden Laien

zum Segen gereicht, wenn der Priester die wahre Besserung des Sünders im Auge hat, ist nur zu oft mißbraucht worden. Bekanntlich gibt es eine Menge Bücher mit zahllosen geschichtlichen Zeugnissen, die vom Mißbrauch der Beichte, besonders in den romanischen Ländern handeln. Schon sehr alte Bücher sprechen davon. Schon lange vor der Reformation ergoß sich Spott darüber. Thatsächlich ist aber auch, daß die Beichtväter an den Höfen die Beichte zu politischen Zwecken brauchten. Die Beichtväter Philipp's II. und Ferdinand's II. mußten diesen mächtigen Fürsten die ewige Seligkeit nur als Lohn ihrer Tyrannei und ihrer gräßlichen Frevel an der Menschheit zusichern. Auch Ludwig XIV. wurde für alle seine politischen Treulosigkeiten und Fleischessünden absolvirt und ihm die ewige Seligkeit zum Lohne dafür zugesichert, daß er seine reformirten Unterthanen durch Aufhebung des Edikts von Nantes und durch die grausamste Verfolgung zur Verzweiflung brachte. Maria Theresia willigte in die Aufhebung des Jesuitenordens erst ein, als man ihr die schriftlichen Beweise geliefert hatte, daß ihr jesuitischer Beichtvater ein politischer Spion gewesen war und was sie ihm in der Beichte vertraute, verrathen hatte.

Fürbitten sind schöne Zeugnisse der Nächstenliebe, aber sie können niemals die Absolution ersetzen. Jeder Mensch ist für sein Thun selbst und allein verantwortlich und Niemand kann ihm die Verantwortung abnehmen. Der Politik gemäß, die den Menschen das Sündigen erleichtern wollte, hat aber die römische Hierarchie den Aberglauben befördert, daß Fürbitten anderer dem Sünder die Verzeihung Gottes und die ewige Seligkeit verschaffen könnten, ohne daß er sich selbst zu bemühen braucht. Da sollen Opferspenden für ein Heiligenbild von Holz, Stein oder Leinwand helfen, welches angeblich die Fürbitte bei Gott übernimmt. Insbesondere soll die Fürbitte Marias, welche für die wirksamste gehalten wird, auch am leichtesten zu erlangen seyn, denn sie ist die Güte selbst. In einer Menge von Legenden wird diese Vorspiegelung näher ausgeführt und den Sündern zum Trost gegeben.

Bußen, die den Nebenmenschen nützen, sind ein schönes Zeugniß wahrer Reue. Es ist besser, in der Buße den Nebenmenschen die-

nen, als faul im Winkel Reuethränen vergießen. Unsere ritterlichen Vorfahren büßten daher gern als Streiter Gottes oder übernahmen Krankenpflege, freiwillige schwere Arbeit, und die Reichen unter ihnen bauten Brücken und andere gemeinnützige Werke. Je mehr aber der spezifische Charakter der römischen Kirche zur Habgier führte, desto gewisser eignete sie sich auch den Ertrag der Bußen an, namentlich in Vergabungen, mittelst Erbschleicherei der Beichtväter. Auch ließ sie an die Stelle der strengen Bußfahrten lustige Wallfahrten treten, die weniger einer reuevollen Andacht, als einem Vergnügungszuge entsprachen.

Die Kirche soll keine Assekuranz für faule und böse Menschen seyn, die ihr Lebenlang nur irdischer Lust und Sünde pflegen und sich durch die Priester auch noch die Seligkeit im Himmel versichern lassen. Die Kirche soll mit solchen Versicherungen, überhaupt mit heiligen Dingen, die ausschließlich ihres Amtes sind, kein so freventliches Spiel treiben. Und doch war die römische Hierarchie viele Jahrhunderte hindurch nur deshalb die Gebieterin in Europa, weil sie der Sünde durch ihre leichte Sündenvergebung Vorschub leistete und sich dadurch den ungeheuern Anhang der leichtsinnigen Weltkinder sicherte. Aus dem angeblich unerschöpflichen Gnadenschatz der römischen Kirche wurde für jede Sünde mit ungeheurer Verschwendung Ablaß geschöpft. Das Gnadenmeer vertheilte sich in viele Ströme. Ueberall aber erneuerte die römische Hierarchie dabei die Gewohnheiten des alten Heidenthums. An die Stelle der Opfer vor den heidnischen Altären, durch welche man die Gunst und Verzeihung der alten Götter erkauft hatte, traten jetzt die Opfer, die man den Priestern brachte. Auch die alten heidnischen Magien, Beschwörungen und Zaubermittel, durch welche man die Götter und Dämonen zur Erfüllung jeden Wunsches zwingen zu können geglaubt hatte, wurden in's Christenthum übertragen. Es ist notorisch, daß die römische Hierarchie den Aberglauben beförderte, nach welchem der Sünder sich durch Berührung von Reliquien, durch Amulette und Heiligenbilder gegen den Teufel schützen könne, wenn dieser käme, ihn verdientermaßen in die Hölle zu schleppen. Sogar der Leib Christi in der Hostie und im Meßopfer wurde in frevent-

licher Absicht mißbraucht. Wie man in der sog. schwarzen Magie den Teufel, oder noch ganz nach heidnischer Art die Astral- und Elementargeister durch zauberische Beschwörungen zwingen zu können glaubte, so bildete man sich ein, auch in der weißen Magie Gott und seinem Sohne die Hülfe, die man zu bösen Werken brauchte, durch Mißbrauch der Hostie abtrotzen oder ablisten zu können.

Zu allem diesem Aberglauben kam nun noch der Zwang, der ihn förmlich dem christlichen Volke aufnöthigte. Die römische Hierarchie unterdrückte jeden Versuch, das Volk von seinem unvernünftigen Aberglauben zurückzubringen, mit unbarmherziger Härte. Besonders der Dominikanerorden machte es sich im Interesse des römischen Papstthums und nachdem ihm die Handhabung der Inquisition anvertraut worden war, zu einer Hauptaufgabe, den Zauberwahn zu pflegen, um jeden, der sich nicht blind der Kirche unterwarf, nicht blos als Ketzer, sondern auch als Zauberer und Hexenmeister anklagen und dem Tode überliefern zu können.

Der gebildete und verständige Mann darf sich nicht an allem stoßen, was im Kirchenglauben und in den kirchlichen Gebräuchen vorkommt. Er muß gelten lassen, daß die Fassungskräfte der Menschen gar verschieden sind. Der freie Wille des gereiften Mannes bedarf der Anweisungen und Leitungen nicht, wie unmündige Kinder, die meisten Weiber, ein großer Theil des gemeinen Volks, die tieferstehenden Racen und auch die vielen Armen am Geist in den edleren Racen; auch nicht der Schreckmittel und des Zwanges, deren die Schwachen und Leichtsinnigen bedürfen. Ein gewisser pädagogischer Aberglauben, den man anwendet, um Kinder von Unarten und gefährlichem Treiben abzuhalten, oder um Wilde aus dem Rohen herauszubilden, ist wohl erlaubt und fast unvermeidlich. Aber die Macht des lehrenden und gebietenden Priesters über die Seelen sollte im rein christlichen Sinne gehandhabt werden mit der zartesten Rücksicht auf Sittlichkeit und Recht, nicht im Sinn hierarchischer Herrschsucht und Habgier, nicht um natürliche Anlagen zur Sittlichkeit zu vergiften, rohe Naturen vollends zu verdummen, Sünden zu beschönigen, edlen Naturen einen unerträglichen Zwang anzuthun.

Unbedenklich muß zugegeben werden, daß bei allen unmündigen

Geistern, so wie auch bei mündigen, im Zustand leidenschaftlicher Aufregung (der Gewissensangst, einer schwärmerischen Inbrunst rc.) ein Bedürfniß hervortritt, welchem Eckart's geheime Pforte in der Seele sich verschließt. Ein körperliches Bedürfniß, welchem nicht genügt, Gott im Geist und in der Wahrheit anzubeten, sondern welches ihn sehen und greifen will. Ohne Zweifel kann der Gottesdienst nicht blos im Vernunft- und Moralpredigen bestehen. Nie kann der Religion das Mysterium, das heilige Geheimniß einer reellen Verbindung des Menschen mit Gott fehlen und sofern des Menschen Seele im Leibe lebt, läßt sich auch das Seelische vom Leiblichen nicht so haarscharf trennen, daß sie sich nicht auch im Verhältniß zu Gott, wenn auch nur auf die zarteste Weise, berühren sollten.

Der Fromme hat ein Bedürfniß, Gott zu sehen, mit sinnlichen Augen leiblich zu sehen. Aber das Bedürfniß, so natürlich es ist, kann er nicht befriedigen, weil Gott keinen Körper hat und weil andere Organe und andere Tugenden dazu gehören, um das erreichen zu können, was man mit Recht nur für den Vorzug der höchsten Geister hält — Gott zu schauen. Es ist daher kindisch, sich ein Bild von Gott zu machen, ohne daß man ihn wirklich je gesehen hat. Es ist ausdrücklich in der h. Schrift verboten, wir sollen uns kein Bild machen. Alle Bilder Gottes von Menschenhand sind nur Surrogate, willkürliche Vorstellungen, Täuschungen.

Man will sich aber nicht blos mit dem Sehen begnügen. Man will ihn auch greifen, eine verzeihliche kindliche Unschuld will ihn sogar in den Mund stecken. Fromme Inbrunst geht häufig noch weiter und trachtet nach leiblicher Vereinigung mit Gott, wie das z. B. bei den Nonnen von Pistoja der Fall war. Welchen Mißbrauch hat man durch Mißverständniß des Hohenliedes mit dem Seelenbräutigam getrieben! Wie haben die Herrnhuter in der Uebertreibung frommer Liebe geschmacklos und unanständig in der Seitenwunde sich gebettet! Man kann in diesen Gebieten nicht zurückhaltend und zart genug seyn. Das hat Dante gefühlt, als er in seinem schönen Gedicht vom Paradiese die Andacht in den höheren Regionen nur in den Blick und in weite Abstände verlegte, fern von jedem täppischen Zugreifen. In der That sollte man sich be-

gnügen, könnte man von einem einzigen Blick Gottes getroffen werden. Wenn doch der Mund dabei in's Spiel kommen soll, so hat Luther das richtigste Verständniß und den zartesten Takt bewährt, indem er die Transsubstantiation, die vor ihm so massiv grob gedacht wurde, nur als den momentanen Kuß auffaßte, den der Himmel der Erde, Gott dem Menschen gibt.

Ueber alle Zweifel gewiß bleibt es, daß Rom die Lehre Jesu in drei Hauptpunkten mißverstanden hat: 1) sofern es die Betrachtung der Christen vom Geist und von der Wahrheit Christi vorzugsweise auf seine Leiblichkeit oder gar auf den bloßen Schein in Bildern von ihm abgelenkt hat; 2) sofern es die Christen überredet hat, anstatt den Willen auf das Gute zu richten und Christo nachzufolgen im sittlichen Wollen und Handeln, sich mit auswendig gelernten und einexercirten Werkheiligkeiten oder mit Ablaßkauf zu begnügen; 3) sofern es der menschlichen Schwäche und Faulheit durch den allzeit bereiten Trost der Priester und durch magische Täuschungen geschmeichelt und über den tiefen Ernst der religiösen Pflicht hinweggeschwindelt hat. Die Sünde der Welt ist dadurch unverkennbar in dem Maße vermehrt worden, in welchem priesterlicher Lug und Trug Volksdummheit nicht nur benutzt, sondern auch absichtlich genährt und die den Menschen angeborne und ihnen von Gott verliehene Freiheit und Vernunft verdammt und ihnen abgesprochen hat.

II.

Mißbräuche des Christuscultus.

Die römische Kirche hat zwar das Dogma der Dreieinigkeit, legt aber doch den größten Werth auf den Sohn allein. Und zwar weil derselbe die ganze Gottheit in Menschengestalt personificirt. Es entsprach am besten dem Interesse der römischen Kirche, den Anthropomorphismus fortzusetzen, an den einmal die römischen Heiden

gewöhnt waren und der ihr auch unentbehrlich war, um den Bilderdienst zu rechtfertigen, dem nun einmal die Völker des classischen Alterthums aus Sinnlichkeit und Schönheitssinn ergeben waren und den sie nicht missen konnten. Auch kam es der römischen Hierarchie darauf an, die Person Christi als den Gründer der Kirche überall voranzustellen und sich selbst gleichsam mit ihm zu identificiren. Deshalb häufte sie auf den Sohn allein die Attribute des Vaters und des Geistes und nahm keinen Anstand, in Christo auch den Schöpfer aller Dinge und den alleinigen Richter der Lebenden und Todten zu erkennen.

Es ist unstatthaft 1) im Gottmenschen das Prädikat Mensch zu streichen, ihn gleich dem Vater zum Schöpfer, Erhalter und Richter des Weltalls zu machen. Christus ist Gottmensch, Gottes Sohn, aber nicht Gott selbst. Er hat nichts mit dem Universum zu schaffen, sondern ist lediglich göttlicher Erlöser der Menschen auf Erden, die Efflorescenz des Göttlichen im Menschen. In ihm erscheint das Maaß des Menschlichen ganz durchdrungen und erfüllt vom göttlichen Geiste, aber eben nur dieses Maaß innerhalb der Menschheit und der irdischen Geschichte.

Eben so unstatthaft wie die Paternisirung des Sohns ist 2) die Vorstellung, nach welcher Gott der Vater im Sohne am Kreuze mitgelitten habe. Es ist genug, daß der Sohn Fleisch geworden ist, den Vater auch noch in's irdische Fleisch hineinzuziehen, heißt ihn gänzlich verkennen. *)

Gottmensch und Erlöser der Menschen ist Christus nur durch die Ausstrahlungen seines Geistes, seiner Lehre und durch das Beispiel des reinsten, vornehmsten, heiligsten Seelenadels, welches er seinen Mitmenschen gegeben hat. Man kann daher den Segen, den er über die Menschheit ergossen hat, nicht verkehrter und kleinlicher auffassen, als es die römische Hierarchie gethan hat, sofern sie

*) In der fleischlichen Auffassung Gottes ist die koptische Kirche am weitesten gegangen, sofern ihre Priester beim Abendmahl die Hostie in drei Theile zerstückeln und wieder zusammenfügen, um damit zu constatiren, daß der Vater und der Geist mit dem Sohne zugleich gelitten haben.

alle Andacht vor dem Geiste Christi auf seinen Körper abgeleitet hat. Sie knüpft den Christuscultus hauptsächlich an die Leiblichkeit des Heilands und läßt sich die Beschäftigung mit seinem Leib und Blut ungleich mehr angelegen seyn, als die mit seiner Geistesart und Sittenlehre. Im Evangelium Johannis 6. 54 und 56 ist allerdings Fleisch und Blut sehr materiell vorgestellt. Das Ganze ist aber nur ein Gleichniß, denn Vers 35 heißt es: Wer zu mir kommt und an mich glaubt, der hungert und dürstet nicht mehr. Es handelt sich also nicht von Zähnen, Zunge und Gaumen, die eine materielle Speise zerreißen, schmecken und verschlingen, sondern vom Geist, vom Gemüth, von der Liebe, die eine geistige Gabe empfängt. Und weiter Vers 63 heißt es ausdrücklich: Der Geist ist's, der da lebendig macht, das Fleisch ist kein nütze. In demselben Kapitel Vers 15 sagt Christus zu den Jüngern und Gläubigen: Ich bin der Weinstock und ihr seyd die Reben. Das ist wieder nur ein sinnliches Bild für eine rein geistige Sache. So etwas darf man nicht buchstäblich nehmen, wie leider oft genug geschehen ist. Dieser Mißbrauch, wie jeder andere, kam erst allmälig auf. Die ersten Jahrhunderte der Christenheit wußten nichts davon. Erst im 11. Jahrhundert erklärte sich Papst Leo IX. gegen die Lehre des Berengar von Tours für die Transsubstantiation, d. h. für die wirkliche Verwandlung der vom Priester geweihten Hostie in den Leib Christi. Erst über hundert Jahre später führte Papst Innocenz III. das Fronleichnamsfest ein, welches die Oblate völlig dem Heiland selbst gleichstellte. Und erst noch zweihundert Jahre später nahm das Concilium zu Constanz das neue Dogma förmlich an.

Um die Identität der aus Mehl gebackenen Oblate und des im Abendmahl gereichten Weines mit dem Leibe und Blute Christi zu beweisen, erfand man alberne Wundergeschichten von kleinen Christkindlein oder von kleinen Crucifixen rc., die in der Hostie sichtbar geworden seyen. Im Register der Acta S. S. findet man unter der Rubrik Eucharistia eine Menge solcher Legenden beisammen. Als einmal zu Bettbrunn in Bayern mit der Kirche auch der Tabernakel mit den geweihten Hostien verbrannte, fand man in der Asche ein altes hölzernes Salvatorbild. Sogleich versicherte die

Geistlichkeit, die Hostien hätten sich in dieses Bild verwandelt, und seitdem wird zu ihm gewallfahrtet. Reise durch den bayrischen Kreis. Salzburg 1784 S. 15. Auf Kirchenbildern wird nicht selten die Verwandlung des Heilands in die Oblate, sofern sie sich durch Priesterhand vollzieht, dem gemeinen Volke anschaulich gemacht. Die Apostel drehn eine Mühle, die vier Evangelisten werfen oben Zettel hinein und unten fällt ein Kindlein in den Kelch. Bild zu Göttingen. Fiorillo, kleine Schrift I. 351. Auf einem Bilde in Ansbach keltert Christus und unten fallen Hostien heraus, die der Papst auffängt. Waagen, Kunst in Deutschland I. 316. Am Eingang der Martinskirche in Worms befand sich früher ein Bild, auf dem Maria das Christuskind kopfüber in eine Mühle steckte, deren Rad die zwölf Apostel umdrehten. Vorn aber lag der Papst auf den Knien und fing mit einem goldnen Kelch die unten aus der Mühle herausfallenden Hostien auf. Berkenmayer, cur. Antiqu. I. 561. Auch auf einem Bilde in Prag liegt Christus unter einer Presse und unten wird sein Blut in einem Kelche aufgefangen, v. d. Hagen, Briefe in die Heimath I. 17. Der berühmte französische Maler Ingres malte eine Madonna, welche ihr Kind in der Hostie anbetet, assistirt vom heil. Alexander und heil. Nicolaus, den Schutzheiligen Rußlands. Da Niemand ein Kind besser kennt als seine Mutter, so kann sie statt seiner selbst schwerlich eine Oblate anbeten, am wenigsten in der sinnbildlichen Gestalt, die man essen kann. Vor der Reformation wurde zu Halle in Sachsen am Markustage eine große Procession abgehalten, bei welcher jeder Pfarrer eine besondere Monstranz trug. Haltaus, Jahrzeitbuch S. 100.

Wenn man im romanischen Süden dem Fronleichnamsfeste anwohnt, muß man wie v. Raumer unwillkürlich fragen: „Wird hier Gott noch als Geist angebetet? Wer denkt da noch an die heilige Seele, an den Seelenadel des Gottmenschen, an die Pflicht, ihm im reinen Wandel nachzufolgen, wenn man nichts als äußern Prunk, Lärmen und Haß sehen muß. Das schreckliche Gesinge oder Geplärre, das Läuten, die Trommeln, Trompeten und kleinen Pfeifen machten einen so argen Lärm, daß mir der Kopf ganz wüst war. Am schlimmsten an den Scheidepunkten, wo man zugleich dreierlei

Musik aus drei Tonarten hörte, das unreine Choralisiren der Geistlichen, die Opernmusik des Fußvolks und die Fanfaren der Reiterei. Die zahlreichen Geistlichen und Mönche glichen einer Armee. Den heitersten Theil bildeten die unzähligen Jungen mit ihren weißen Nachtmützen und Gesichtschleiern, die den zugespitzten Leinwandrüssel wie Elephanten gebrauchten. Ab und zu gab es auch Tritte vor den Hintern und eine kleine Prügelei." So beim Fronleichnamsfest in Florenz 1839. In Südamerika kann man an diesen Festtagen noch viel phantastischere Maskeraden sehen. In einer überaus großen Menge von Legenden wird eine geweihte Hostie absichtlich oder zufällig weggeworfen, aber an ihrem leuchtenden Glanz, oder daran erkannt, daß Rinder, Schafe, Esel, Schweine, wilde Thiere, Bienen ꝛc. sich darum sammeln und sie anbeten. Außerordentlich oft wiederholen sich die Legenden von geweihten Hostien, in welche boshafte Juden hineingestochen und geschnitten haben sollen und aus denen Blut geflossen sey.

Den ärgsten Mißbrauch trieb man mit der Hostie, sofern man den angeblich darin lebendigen und mit Wunderkraft begabten Heiland zwang, zu verbrecherischen Zwecken Wunder zu thun. Der Jäger z. B. lud die geweihte Hostie in seine Flinte und nun mußte der Schuß nothwendig treffen, oder er that die Hostie zu dem siedenden Blei, aus dem er Kugeln goß, und nun mußten es sog. Freikugeln werden, die immer trafen. Aller Mißbräuche scheußlichster war aber der, welchen nach des Bischofs Ricci authentischem Bericht die Nonnen von Pistoja mit der geweihten Hostie, zum Behuf innigster Vereinigung mit Christo trieben.

Bekanntlich hat Luther eine Transsubstantiation nur im Moment des Genusses im Abendmahl und nur für die genießende Person, für welche Christus gestorben ist, anerkannt. Das allein hat Sinn, dagegen ist es Wahn, der Oblate jene magische Kraft zuzuschreiben, bevor sie genossen wird, und schon dadurch allein, daß die Hand des Priesters sie geweiht hat. Kaum gibt es etwas Ekelhafteres, als die Erzählungen von Hunden und Mäusen, die geweihte Hostien gefressen hätten, oder von Würmern, die darin entstanden wären. Eine Hostie, die ein Dominikaner in Saragossa

eben einer Dame reichen wollte, wurde von deren Schooßhündchen weggeschnappt und gefressen. Das gab einen großen Prozeß, welcher dahin entschieden wurde: 1) das Hündchen sollte künftig nicht mehr Cupido sondern Perillo del Sacramento heißen, 2) nach seinem Tode in die Kirche begraben werden, 3) sich nie mehr mit andern Hunden vermischen; 4) sollte ein Hund von Silber gleicher Größe auf den Altar gestiftet und 5) sollten zwanzig Pistolen baar erlegt werden. Nach Gavin.

Wenn man lügt, geräth man gern in Widersprüche. Beda in seinem Traktat von der Brüderschaft des heil. Sakramentes mirac. 222 erzählt, als einmal ein unwürdiger Priester unmittelbar nach einer unreinen Handlung das Meßopfer habe bringen wollen, sey eine Taube herbeigeflogen, habe ihm die Hostie weggenommen und auch den Wein aus dem Becher mit einem Schluck weggetrunken und erst die Hostie wieder gebracht und den Wein wieder in den Kelch gegossen, nachdem der Meßpfaffe Buße gethan. Dagegen will Silbert in seinen Legenden I. 273 wissen, als einmal ein eben so unwürdiger Priester Messe las, habe eine fromme Frau sich darüber empört und gezweifelt, ob seine unreine Hand auch das Mehl der Oblate in den wirklichen Leib Christi verwandeln könne? Da sey aber in der Oblate die Gestalt Christi selber deutlich sichtbar geworden, um ihr zu beweisen, daß das Sakrament nicht vom moralischen Werth oder Unwerth des Priesters, sondern lediglich von der Priesterweihe abhänge.

Man hat mit Recht darauf aufmerksam gemacht, daß Christus nur einmal für die Menschen gestorben seyn kann und daß er die Vollendung seines Erlösungswerkes durch die Worte am Kreuz: „Es ist vollbracht!“ selber bestätigt hat. Wozu also die unzähligen Wiederholungen seines Opfertodes, die auch nur im symbolischen Sinne verstanden ein Mißbrauch wären, geschweige wenn man an eine immer und immer wiederholte Marterung des Fleisches und Vergießung des Blutes glaubt? Kann man sich eine größere Unverschämtheit denken, als die des reichen Marquis von St. Martin, der für seine Seele 100,000 Messen für Geld lesen ließ. (Nach Gavin I. 259), d. h. also Christus sollte noch 100,000 Mal

für ihn allein sterben. Um die unsinnig große Zahl ein wenig zu vereinfachen und doch das Geld für alle einzuziehen, hat das Papstthum bekanntlich auch sog. hundertfältige Messen zugelassen. Wenn eine derselben gelesen wird, gilt es soviel, als wenn hundert gelesen werden.

Nach dem in der römischen Kirche herrschend gewordenen Glauben ist die Verwandlung des Brodes und Weines in den Leib und das Blut Christi durch den Priester, das sog. Meßopfer, eine wenn auch unblutige, doch thatsächliche Wiederholung des Opfertodes Christi. Also kann jeder geweihte Priester, so oft er will, den Heiland noch einmal an's Kreuz schlagen und ihn zwingen, das Wunder der Erlösung unzähligemal zu wiederholen. Daher die unwürdige Sitte der verkäuflichen Messen, die eigentlich ruchlose Vorstellung, wenn man dem Priester Geld gebe, damit er eine Messe lese, so könne man dadurch den Zweck erreichen, zu welchem man die Messe lesen lasse. Lasse man die Todtenmesse für einen Verstorbenen lesen, so müsse Christus sich desselben erbarmen. Im südlichen Italien lassen die Räuber Messe lesen, damit es ihnen an einem reichen Raube nicht fehle. In einem Buch aus der josephinischen Zeit wird aus Oesterreich berichtet, wenn die Wiener Garnison wechsle oder in's Feld ziehe, lassen viele Köchinnen der Stadt für die von ihnen scheidenden Grenadiere, daß ihnen draußen nichts geschehe, Messe lesen. Nun denke man vollends an die häuslichen Messen der weiland Fürstbischöfe im Schlafrock, an die Hundemessen zur Einsegnung der Jagdhunde, an die Hurenmessen, wie man die bei den Kapuzinern in Wien nennt, weil während derselben die nächtlichen Stelldicheins bestellt werden. Aerger als alles aber war zur Zeit der Verfolgung der Protestanten in Oesterreich und Frankreich, daß die Menschen mit Hunden in die Messe gehetzt wurden. Kaum kann man etwas Gräßlicheres lesen, als was Peschek in seiner Geschichte der Gegenreformation in Böhmen erzählt, wie man z. B. den Utraquisten den Mund gewaltsam aufbrach und mit Hölzern auseinander sperrte, um ihnen die Hostie sub una d. h. den wirklichen Leib Christi mit Leib und Blut einzustopfen und mit Gewalt hinunterwürgen zu lassen.

Hirscher, der berühmte katholische Theologe in Freiburg, konnte nicht umhin, in seiner kleinen Schrift vom Ablasse Seite 64 den Mißbrauch des Ablaßverkaufens für Messe lesen lassen, bitter zu tadeln. Man meint, schrieb er, der Ablaßunfug sey schon längst, seit der Reformation abgeschafft. „Aber man findet noch häufig, besonders an Wallfahrtsorten, Zettel und Tafeln in den Kirchen, worauf Ablässe von dreißig, hundert Tagen, ja von Jahren gegen eine gewisse Leistung angeboten werden."

Beiläufig muß ich noch bemerken, welches Interesse die Hierarchie hatte, der Messe eine so überwiegende Bedeutung im Cultus zu geben. Es kam ihr auf die Erhebung der Hostie in des Priesters Hand an, als auf das Centralwunder der Kirche, ein Wunder, das nicht sowohl Gott, als der Priester verrichtet, wobei Christus sich passiv als das Gemachte, der Priester activ als der Macher verhält. Deutlicher konnte man nicht ausdrücken, daß nicht Gott die Kirche, sondern die Kirche Gott macht und zwar eben alles aus ihm macht, was sie will. Die Hostie, vom Priester geweiht, war nun wichtiger, als Christus selbst, und wurde ihr ein Jahresfest (Fronleichnam) geweiht und dieses Fest so hoch gestellt als Christi Geburt.

Damit hing auch die Neuerung zusammen, daß den Laien im Abendmahl der Kelch entzogen wurde. Die Hostie konnte man immer bequem handhaben und überall herumtragen, nicht aber den Wein, der zu sehr dem Verschütten ausgesetzt war. Zwar befahl der Papst nicht ohne Ironie, den Laien den Kelch deshalb zu entziehen, weil sie zu plump und unbehülflich seyen, um das heil. Blut nicht gelegentlich zu verschütten, und da ja im Fleische auch das Blut enthalten sey, so müsse ihnen die Hostie genügen; der wahre Grund dieser Maßregel war aber, man wollte den Priestern selbst die Gefahr, den Wein bei dem häufigen Herumreichen zu verschütten, ersparen. Zudem wurde den Priestern, indem man ihnen allein den Genuß des Kelches ließ, ein neuer Vorzug vor den Laien ertheilt. Daß man damit von den Einsetzungsworten des Erlösers (trinket alle daraus) abwich, darauf kam es nicht an, wenn nur der hierarchische Zweck erreicht wurde.

Später haben die Jesuiten sich mit dem Leibe Christi nicht begnügt, sondern ihm auch noch speziell das Herz ausgeschnitten, um ihm einen besondern Cultus zu widmen, ja sie haben durchgesetzt, daß das Fest zum Herzen Jesu unter die Hauptfeste der katholischen Kirche aufgenommen wurde. Ein im vorigen Jahrhundert im katholischen Schwaben sehr verbreitetes Gebetbuch unter dem Titel „Schöner, wohl aprobirter Heiligensegen“ enthält Folgendes: „Christus sagt, die Zahl der Blutstropfen, so aus meinem Leibe geflossen, ist 30,430 gewesen. Alle die da sprechen täglich sieben Vaterunser und sieben Ave Maria, so lange bis die obbemeldete Zahl meiner Blutstropfen wird vollbracht seyn, denen will ich geben vollkommenen Ablaß aller ihrer Sünden. — Folgende Grüßung hat 8000 Jahre Ablaß: Gegrüßet seyst du, heiliger Mund und süßeste Kehl unseres Seligmachers! Seyd gegrüßet allerliebste Augen! Gegrüßet seyst du mildeste Brust Christi! Seyd gegrüßt ihr alleradeligste Ohren! Seyd gegrüßt ihr ehrwürdigen Adern Jesu Christi rc.“

Noch ist ein Wort über die Christusbilder zu sagen. „Du sollst dir kein Bild machen“ sagt die Schrift. Die Besorgniß, der christliche Bildercultus könne in den heidnischen zurückführen, erregte bekanntlich im frühern Mittelalter einen langen, sogar blutigen Streit. Doch siegten die Bilder und es läßt sich nicht leugnen, daß dadurch wieder etwas Heidnisches in's Christenthum gekommen ist. Man betet Christusbilder von Stein, Holz oder Leinwand an, als ob es Christus selbst wäre. Wie sich auch die Sophistik der Hierarchie dagegen verwahrt, das gemeine Volk macht keine Unterschiede und betet die Christus- und Heiligenbilder gerade so an, wie die Heiden ihre Götzenbilder. Auch hat die Hierarchie niemals verboten, an alberne Wunder folgender Art zu glauben. Da sollen einem Crucifix Haare und Nägel gewachsen seyn, oder es soll geblutet, Thränen vergossen und geseufzt, die Augen verdreht, geredet, einen Arm los gemacht, mit dem Kopfe genickt, den Kopf vor einer feindlichen Kanonenkugel gebückt, die Füße vor einem Feuer an sich gezogen haben rc. Unzählige Legenden berichten von Verlobungen des Heilands mit einer frommen Nonne mittelst eines Ringes, von

Besuchen des Heilands und Gesprächen, die er mit Heiligen geführt, von Spielen mit dem Christkind, daher auch das Spielen mit Puppen, die das Christkind vorstellen. So spielen die Spanier mit dem Nino Dios, das ist das Gottkind oder Christkind, ein Figürchen, das in Spanien außerordentlich beliebt ist und das man als Schutzgeist in vielen Wohnungen angebetet findet. Sie werden von Nonnen verfertigt und auf's zierlichste und mannigfaltigste geputzt. Im Priesterröckchen und Priesterhütchen sieht man es in den Wohnungen der Priester, mit einer Perücke und einem goldknopfigen Rock in den Wohnungen der Aerzte, in Andalusien in andalusischer, unter den Basken in baskischer Tracht, sogar unter Räubern als kleine Räuber mit Pistolen im Gürtel. Baur, Raritätencabinet I. 147. — Noch berühmter ist der römische Bambino, eine Holzpuppe, welche das Christkind darstellt, in einer Krippe liegend und von andern Figuren der heil. Familie umgeben, zu Rom in der Kirche ara coeli. Die Puppe ist eingewickelt in Windeln, die von Perlen und Juwelen strotzen, und hat eine eben so kostbare Krone auf dem Kopfe. Sie soll Wunder thun, namentlich Heilungen bewirken. In schweren Krankheiten lassen sich Cardinäle und vornehme Personen die Puppe vor ihr Bett bringen. Zur Cholerazeit wurde sie feierlich durch die Straßen gefahren und obgleich die Cholera noch fortdauerte, schrieb man doch ihr endliches Aufhören dem Bambino zu. Papst Pius IX. schenkte seinen prächtigsten Staatswagen mit sechs weißen Rossen bespannt, dem Bambino, damit er bei solchen Anläßen auch seiner würdig „im schönsten Wagen der Welt“ fahren könne. Auch Dickens hat die Puppe in seinen italienischen Reisebildern II. 51 beschrieben.

Es ist eine Versündigung an der christlichen Religion, wenn man ihre Heiligkeit und hohe sittliche Würde so tief verkennt. Eben so unwürdig ist auch der heute noch überaus häufig vorkommende Gebrauch häßlicher Christusbilder und Crucifixe, wie man sie in so vielen Kirchen und an so vielen Wegen sehen muß. Kann sich die Einbildungskraft nichts Schöneres und Edleres denken als die Physiognomie des Heilands, so ist es ein wahrer Greuel, rohe und fabrikmäßig verfertigte und grell gefärbte Bilder von ihm sehen



zu müssen, deren Häßlichkeit das religiöse wie das Kunstgefühl gleich sehr abschreckt. Man versetze sich z. B. in das Wirthshaus eines kleinen Orts in Mähren. Da ist ein großer Christus aus Holz am Kreuz an die Wand befestigt. An dem Fuß des Kreuzes stellen die Gäste ihre Biergläser so nahe an die Füße des Heilands, als wollten sie damit die dicken, hölzernen, roth bemalten Blutstropfen auffangen, die aus den durchnagelten Füßen hervorstrotzen. — Vor dem Klausenthor in Salzburg sah man früher, ich weiß nicht ob noch jetzt, ein doppeltes Crucifix, zwei mit dem Rücken gegen einander, gleich einem doppelten Adler. Reisen durch das südliche Deutschland, Ulm 1793. III. 290.

Man sieht aber auch in den Kirchen zum Theil von berühmten Meistern Bilder, deren Gegenstand unvernünftig und unwürdig ist, obgleich das heilige Christkind darin die Hauptfigur ist, z. B. Bilder der Beschneidung Christi, die mit anatomischer Genauigkeit dargestellt ist, oder Engel, die aus den Wolken mit Windeln niederschweben um das Christkind zu trocknen, wie ein gemeines Kind, das sich verunreinigt hat. Wahrhaftig das sind Sottisen auf das Christenthum. Man soll die Lehre und den Wandel des Heilands im Auge haben und ihm darin nachfolgen, nicht aber das Augenmerk auf solche gemeine Kindereien richten.

III.

Mißbräuche des Mariencultus.

In den ersten Jahrhunderten der Christenheit fiel es noch Niemand ein, die Maria zu vergöttern. Sie galt nur als die irdische Mutter des Erlösers, als das Weib des Zimmermann Joseph, von dem sie mehrere Kinder hatte, welche ausdrücklich die Geschwister Jesu genannt werden. Erst allmälig wurde ihr eine größere Verehrung gewidmet, wurde sie zu einer Göttin gesteigert und endlich sogar in

mancher Beziehung ihrem göttlichen Sohne übergeordnet. Da alles in der Welt seinen natürlichen Grund hat, so erklärt sich auch der Mariencultus aus natürlichen Interessen derer, die ihn beförderten.

Man darf wohl annehmen, daß es den Heiden auch noch nach der Bekehrung zum Christenthum ein Gewohnheitsbedürfniß gewesen ist, ihre Andacht auch an ein weibliches Wesen zu adressiren und die Weiblichkeit, wie sie das schon zur Heidenzeit gethan hatten, auch noch für die christliche Vorstellungsweise in einem bezaubernden Bilde zu idealisiren. Instinktartig vermischten sich heidnische Erinnerungen ihres schönen alten Göttercultus mit den neuen christlichen Anschauungen. Die höchste weibliche Gottheit der alten Aegypter, Griechen und Römer war eine gute Göttermutter, Isis, Rhea, die ephesische Diana, die bona dea gewesen. Die Isis, deren Cultus und deren Mysterien sich in der spätern Kaiserzeit nach Rom verbreiteten, wurde gewöhnlich als göttliche Mutter mit einem göttlichen Kinde (Horus) dargestellt. Daneben war in den griechischen Mysterien, welche besonders auch nach Unteritalien gelangt waren, wie die dort aufgefundenen zahlreichen Grabmäler beweisen, die Göttin Athene, die ewig jungfräuliche, das reinste Licht der Natur und des Geistes, als höchstes Wesen verehrt. Der Begriff der göttlichen Mutter und der ewigen Jungfrau verschmolzen nun in dem christlichen Ideal der jungfräulichen Gottesmutter.

Der lebhafte Antheil, den die Deutschen am Mariencultus nahmen, erklärt sich ebenfalls aus heidnischen Gewohnheiten. Unsere ritterliche Nation hat den Adel der Weiblichkeit schon in der ältesten Heidenzeit verehrt, wie uns schon Tacitus berichtet. Im Cultus der Maria gipfelte das germanische Ritterthum mit seiner Frauenehre. Damit verbanden sich heidnische Erinnerungen. Auch die germanischen Völkerstämme hatten in ihrer Bertha oder Frau Holde eine gute Mutter angebetet und in ihrer Iduna die ewig jungfräuliche Reinheit, beide Elemente, das mütterliche und das jungfräuliche, sichtbar geworden in der Sonne. *)

---

*) Vergl. meine vorchristliche Unsterblichkeitslehre, in welcher das alles näher dargelegt ist.

Der Marienцultus wurde, wie im romanischen und germanischen Abendlande, so auch im griechischen Morgenlande mit Vorliebe ausgebildet und gepflegt, hier aber wieder in anderer Weise. Hier nämlich mischte sich die heidnische Gewohnheit philosophischer Systemsucht und Scholastik ein. Während der römische Bischof alles praktisch angriff, um zu seinem hierarchischen Zwecke zu kommen, veruneinigten sich die griechischen Bischöfe und Theologen wegen der Dogmen, die sie in unerschöpflicher Menge aus ihren gelehrten Schulen zu Tage förderten und deren Mannigfaltigkeit dadurch immer größer wurde, daß sich Ideen aus den ältern heidnischen Religionssystemen des Orients, namentlich Persiens und Indiens einmischten. Indem das Christenthum sich weiter nach Osten ausbreitete, nahm es solche Ideen in sich auf, nach denen sich verschiedene große Sekten unterschieden, z. B. die manichäische mit persischen Grundideen, und die dann in den griechischen Schulen so recht professorenmäßig weiter verarbeitet wurden, in der sog. Gnosis, d. h. Erkenntniß. Das Evangelium enthielt ja nur eine Geschichte, war nur eine Erzählung. Das genügte den Schulmännern nicht, sie mußten ein System, ein Denkgebäude daraus machen, die allzu natürlich gewundene Passionsblume an einen hölzernen Stock binden. Das nannten sie die richtige Erkenntniß und Verständniß. Sie modelten aber ihre Systeme nach dem Muster der vorhandenen heidnischen Philosopheme und suchten ihre gelehrte Virtuosität in den künstlichsten Ausdüftelungen, Combinationen und Haarspaltereien darzulegen. Die verschiedenen Systeme der griechischen Gnostiker liefen aber alle mehr oder weniger auf persische und indische Vorstellungen von einem urweltlichen Dualismus oder von harmonischen Urkräften hinaus, in die dann auch ein weibliches Element aufgenommen wurde.

In den verschiedenen gnostischen Systemen kehrt eine weibliche Person der Gottheit in verschiedenen Fassungen wieder und heißt insgemein Sophia, die göttliche Weisheit. Einmal schwebt sie als der Geist Gottes über den Wassern, der Hyle, dem Chaos, und heißt die Mutter alles Lebendigen. Die Essener, Ebioniten, das Evangelium der Hebräer, die Clementinen, die Nazaräer glaubten

an ein mannweibliches Urwesen, Gott Vater und Sophia in eins zusammengewachsen, deren Sohn Christus wurde. Ein andermal (nach der Lehre des Bardesanes) ist sie mit Christus zusammen gewachsen, ein Zwitter, rechts männlich als Sonne, links weiblich als Mond. In den meisten gnostischen Systemen erscheint Sophia als Mutter der Achamoth, die in die Hyle hinabgesunken, von Christus erlöst und in den Himmel erhoben wird. Im System des Simon Magus wird sie mit der schönen Helena identificirt, jedoch so, daß die berühmte griechische Helena das schönste Weib auf Erden, nur ein Scheinbild der wirklichen und ewigen Helena gewesen seyn soll, welche Simon für die Mutter aller Dinge, zugleich aber auch für die jungfräuliche Athene ausgab. Genug, man erkennt in dieser Gnosis überall die Spuren älterer Vorstellungsweisen und insbesondere auch die der indischen Göttin Bhawami, des göttlichen Urweibes, welches Mutter der Trimurti oder der indischen Dreieinigkeit wurde. Die Inder waren vom Polytheismus zum Monotheismus ihres Brahma emporgestiegen, indem sie aber wieder zum Polytheismus herunterstiegen und den alleinigen Gott in drei Personen zertheilten, führte sie das Bedürfniß der herzustellenden Einheit unwillkürlich auf ein Urprincip des „Ewigweiblichen". Auch die Buddhisten lassen ihren höchsten Gott Buddha von einer Jungfrau geboren werden und haben davon sehr anmuthige Legenden verschiedener Art. Vergl. v. Bohlen, Das alte Indien I. 312.

Die griechische und römische Kirche sind mit ihrem Mariencultus doch ein wenig in dasselbe gnostisch-indische Fahrwasser gerathen, wenigstens haben sie es dahin gebracht, daß das gemeine Volk häufig mehr Andacht vor den Muttergottesbildern als vor den Christusbildern hat. Die Judenchristen enthielten sich solcher Ausschweifungen, die sich nur die Heidenchristen in Folge ihrer heidnischen Traditionen zu schulden kommen ließen. Sie faßten in der Maria nur mehr die menschliche Seite auf, die schmerzensreiche Mutter, nicht die Königin der Engel.

Maria, zum Himmel auffahrend, in einer Wolke von Engeln getragen, dann als Himmelskönigin, den Fuß auf den Mond gestellt und das Haupt mit Sternen umkränzt, ist eine recht poetische

Vorstellung, aber auch nur eine poetische. Der Wolkenhimmel über unserm kleinen Planeten ist nicht der Himmel, den uns die christliche Lehre verheißt. Als Urweib dem Urmann in einer pantheistischen Vorstellungsweise untergeordnet, wurde Maria zu einer Personification der materiellen Welt oder des Wassers, über welchem der Geist Gottes schwebt. Diese Vorstellung wurde durch ein Wortspiel unterstützt, sofern man aus dem Namen Maria das lateinische Wort mare, Meer, herauskünstelte. Daher spielt in der Mariensymbolik das Meer eine nicht geringe Rolle. Sie gilt als Patronin der Seefahrer und in so fern faßt man sie gewöhnlich nur als Stern des Meeres auf, dessen Erscheinen den Seefahrern Glück bringt. Aber sie wurde auch als das Meer selbst gedacht, als das feuchte, weibliche Weltprincip im Gegensatz gegen das männliche Feuer, oder als das unerschöpfliche Meer der Gnade. Auch war unter dem Meere, mit welchem sich einst alljährlich die Republik Venedig feierlich vermählte, indem ihr Doge vom Prachtschiff Bucentauro hinab einen goldenen Ring in's Meer warf, nicht das Element, sondern die Mutter Gottes als Königin des Meeres und Schutzpatronin verstanden.

In der römischen Kirche kommt vieles vor, was sich weder mit dem Zartgefühl vereinigen läßt, mit dem wir an die irdische Mutter des Heilands denken sollen, noch mit der allein wahren und natürlichen Stellung, die ihr gegenüber dem Sohne Gottes zukommt. Dem Zartgefühl widerstreiten die vielen Legenden, worin Heilige sich unanständige Vertraulichkeiten mit der Mutter Gottes erlauben, und der christlichen Wahrheit widerstreitet, daß sich in so vielen Legenden Maria herausnehmen darf, förmlich in die göttliche Gerechtigkeit einzugreifen. Man setzte voraus, Maria sey viel mächtiger als ihr Sohn, ja als Gott selbst, und wer ihr zu schmeicheln wisse, dem könne nichts fehlen. Eine durchaus unchristliche, willkürliche und verdammliche Voraussetzung. Man machte die Madonna förmlich zur Advokatin der Sünde. Der schöne Glaube, Fürbitten bei Gott könnten helfen, wurde hier in wahrhaft frevelhafter Weise mißbraucht. Als Fürbitter beim lieben Gott galten die Heiligen, weshalb jeder Katholik sich den Heiligen, auf dessen Namen er

getauft war, zum Patron ausersah, an den er die Bitten richtete, welche derselbe Gott übermitteln und empfehlen sollte. Der Legion dieser Fürbitter stand aber die Jungfrau Maria als die eigentliche sog. Gnadenmutter voran. Sie war immer die letzte Instanz der Gnade, an die man sich wendete, denn man setzte gemüthlich voraus, einer so guten Mutter könne der Sohn nichts abschlagen. Also durfte auch der ärgste Bösewicht hoffen, wenn er sich nur an Marien wende, so sey ihm geholfen, so werde er straflos und könne der ewigen Gerechtigkeit Gottes ein Schnippchen schlagen. Davon handeln viele Legenden. So erzählt schon Cäsarius von Heisterbach, ein Ritter habe sich dem Teufel ergeben und Christo förmlich abgeschworen. Der Teufel verlangte von ihm, er solle auch der Jungfrau Maria abschwören, das aber wollte der Ritter nicht thun. Nachdem dieser nun in allen Lastern herumgeschwelgt, seine Zeit aus war und ihn der Teufel seinem Vertrage gemäß holen wollte, mischte sich die Jungfrau Maria ein und bat ihren Sohn, er solle den Ritter selig werden lassen. Christus weigerte sich, es sey ganz unmöglich, aber Maria bestand darauf und drohte Christo mit dem vierten Gebot „Du sollst Vater und Mutter ehren". Darauf demüthigte sich Christus vor ihr und schloß dem Bösewicht den Himmel auf.

Unter dem Titel le mystère du Chevalier wurde in Frankreich im 16. Jahrhundert ein geistliches Schauspiel aufgeführt, folgenden Inhalts. Ein Edelmann hat sein Gut verschwendet und ergibt sich dem Teufel. Dieser verspricht, ihn reich zu machen, verlangt aber erstens, daß er ihm seine Frau abtrete. Der Edelmann willigt ein. Er soll zweitens Gott abschwören, verlangt der Teufel. Der Edelmann thut es. Er soll auch die heil. Jungfrau verleugnen, verlangt der Teufel drittens. Das will aber der Edelmann nicht thun, und der Teufel steht davon ab. Nun soll der Edelmann ihm die Frau ausliefern und er holt sie ab. Die Frau aber ahnt Böses und geht unterwegs in eine Kirche hinein, um zu beten. Der Mann wartet draußen, nun aber tritt die heil. Jungfrau statt der Frau aus der Kirche heraus und läßt sich dem Teufel zuführen. Dieser aber erkennt sogleich, daß es nicht die

versprochene Frau ist, und klagt, der Edelmann betrüge ihn, wird aber durch die heil. Jungfrau gezwungen, dem Edelmann sein Wort zurückzugeben und verjagt. Flögel, Geschichte der komischen Literatur IV. 240.

Noch mehr Beispiele: In der Johanneskirche zu Hamburg befand sich ein altes Bild, auf dem die Gottesmutter den Sohn, indem sie ihm die Brust zeigt, die ihn gesäugt hat, zurückhält, die Hamburger wegen ihrer Sünden zu bestrafen. Nach Stapherst. Eine Aebtissin hatte sich durch den Teufel berücken lassen, sich einem Mönch ergeben, und ein Kind bekommen. Da erschien ihr die Jungfrau Maria, nahm ihr das Kind weg und stellte ihre jungfräuliche Reinheit wieder her. Eine ganz ähnliche Legende wiederholt sich in vielen Sammlungen, bei Vincenz von Beauvais, speculum hist. 7. Eccardi script. II. 515. Am häufigsten ist es eine Nonne, die als Pförtnerin mit ihrem Liebhaber davongeht, deren Gestalt aber die Jungfrau Maria annimmt und jahrelang den Pförtnerdienst versieht, bis die Nonne reuig zurückkehrt. Cäsarius von Heisterbach VII. 33. Legrand, fabliaux V. 219. Wolf, niederl. Sagen. Nr. 344. Emmeran, Glorie der Jungfrau S. 21. Kaltenbaek, Mariensagen Nr. 45. Bucher, Werke II. 324.

In der Lombardica wird erzählt, Christus sey zürnend gekommen mit drei Speeren in der Hand, um die drei Hauptlaster auf Erden, Geiz, Wollust und Hochmuth zu vertilgen. Seine Mutter aber habe ihn zurückgehalten und ihn endlich dahin gebracht, zurückzugehen und den Krieg gegen die Laster zwei Kämpfern zu überlassen, die sie selbst ihm stellen wolle. Diese Kämpfer seyen aber der heil. Dominicus und der heil. Franziscus gewesen. Ein Bild des Fiesole, welches diese Scene darstellt, befindet sich in Berlin. Der Dominicanerorden, der blutdürstigste von allen, welchem daher auch vom Papste die Inquisition übertragen wurde und dessen würdige Attribute ein Hund (Spürhund) und eine Fackel (die Brandfackel der Autodafés) waren, rühmte sich doch, Liebling der Gnadenmutter zu seyn. Die Legende vom heil. Dominicus erzählt, er sey einmal in einer Vision in den Himmel entrückt worden und habe darin viele Mönche, aber keinen seines eigenen Ordens gesehen.

Als er nun bitterlich darüber weinte, habe ihm der heil. Petrus eine ganze Schaar von Dominicanern unter dem weiten Reifrock der Mutter Gottes gezeigt.

Am weitesten gingen die Griechen im Mißbrauch des Mariencultus. Noch im Jahr 1827 verehrten die griechischen Seeräuber auf der Insel Carabusa ein Marienbild, dem sie regelmäßig von ihrem Raube Opfer darbrachten, als Diebsmutter (Panaghia Klestrina). Zinkeisen, griechische Revolution II. 555.

Im südlichen Deutschland gab es noch im vorigen Jahrhundert sog. Conceptionszettel, mit gewissen Formeln beschrieben, die, wenn man zuvor zu Ehren der unbefleckten Empfängniß gebetet hatte, gegen alle Uebel schützen sollten, die man daher als Amulette bei sich trug, oder auch in Aecker, Gärten, Ställe &c. vergrub. Nicolai, Reise durch Deutschland VI. Anhang S. 57.

Durch solche Vorstellungsweisen ist nun das reine und heilige Bild der Jungfrau Maria, wie es uns aus den Evangelien entgegentritt, in eine heidnische Schutzgöttin des Lasters und Zauberin verunstaltet worden, in eine weibliche Willkür, die sich über Gott selbst erheben zu dürfen glaubt. Und wir werfen den Indern ihre Bhawani-Durga vor! Im Himmelschlüssel des Jesuiten Bari, der Marienandachten allein den Weg des Himmels öffnen läßt, wird jedem Sünder einfach der Rath gegeben, er solle, wenn der Teufel komme und ihn holen wolle, ihn nur an die Gottesmutter weisen, dann werde derselbe erschrocken fliehen und er könne bequem in's Himmelreich hineinspazieren. Papst Johann XXII. verhieß jedem, der in einer Carmeliterkutte stürbe, am nächsten Sonnabend nach seinem Tode werde ihn die heil. Jungfrau aus dem Fegefeuer holen.

Eigentlich war es die römische Kirche selbst, die sich in der Maria personificirte. Die Kirche stellte sich über Gott. Damit hing das Dogma von der Transsubstantiation zusammen. Die Kirche war es, welche durch des Priesters Hand am Altar aus der Hostie den lebendigen Gott machte. Sie gebar also Christum, so oft sie wollte, wie ihn Maria nur einmal geboren hatte. Das alles diente dazu, die Aufmerksamkeit des katholischen Volks von

dem einzig wahren Gott Vater abzulenken, vom Vater auf den Sohn, vom Sohn auf die Mutter und zugleich von der wirklichen Person auf das Abbild, von Christus auf die Oblate, von Marien auf die Marienbilder. Eine systematische Veräußerlichung und Vervielfältigung des einen wahren Gottes. — In Südamerika haben die Franziskaner und Jesuiten ein Gebet eingeführt, welches täglich vor dem Essen, Abends vor dem Anzünden der Lichter und beim Anfang jedes Unternehmens gesprochen wird. Dasselbe lautet: Gelobet sey das allerheiligste Sakrament des Altars und unsere liebe Frau, die Jungfrau Maria! Von Gott oder dem wirklichen Christus ist dabei nicht die Rede. In der Hostie und in der Jungfrau Maria allein concentrirt sich alles Göttliche. Dem entspricht das in Südamerika gesungene Marienlied:

Maria todo es Maria,
Maria todo es à vos.

Das heißt: Maria, alles ist Maria, Maria dein ist alles.

Vuestro calçado es la Luna,
Vuestro vestidura el Sol,
Manto bordado de Estrellas,
Por corona el mismo Dios.

d. h. dein Fußschemel ist der Mond, dein Kleid ist die Sonne, dein Mantel ist mit Sternen eingefaßt und deine Krone ist Gott! Frezier, Reise 313. Also ist nach dieser Vorstellung Maria Alles in Allem und Gott nur ein Appendix zu ihr, nur ein Stück ihrer Toilette, wenn auch das vornehmste. — Das weltberühmte Wunderbild der Madonna zu Loretto trägt bedeutungsvoll auf dem Kopfe die dreifache Krone des Papstes und macht jedem anschaulich, sie bedeute eigentlich das Papstthum selbst. Außerdem kommt auf Kirchenbildern nur Gott der Vater mit der päpstlichen Tiare vor.

Der sog. Ritter von St. Georg (Graf Marsey) lehrte, Christus und das himmlische Jerusalem befänden sich in der Sonne, die Planeten umher enthielten nur die verschiedenen Fegefeuer für die Hauptklassen der Sünder; hoch über ihnen im eigentlichen

Himmel throne die Mutter Gottes am Nordpol und in den sieben Sternen des Siebengestirns genößen die sieben Klassen der Seligen den Lohn ihrer verschiedenen Tugenden. Also ordne sich der Sohn seiner göttlichen Mutter unter, dürfe sie und ihre sieben Himmelreiche aber zuweilen besuchen. Ein anderer Franzose, Nicolas, hat noch unlängst in seinen Studien über das Christenthum die Mutter dem Sohn übergeordnet, weil Maria mit unversehrtem Fuße der Schlange den Kopf zertreten, während der arme Christus am Kreuz habe leiden müssen.

Bekanntlich ist Loretto der berühmteste und besuchteste Wallfahrtsort in Italien, weil sich hier einmal das angebliche Haus der heil. Familie von Nazareth, aus Palästina von Engeln über Meer getragen, niedergelassen haben soll. Diese santa casa ist mit einer großen Kirche überwölbt worden und am Eingang liest man die Inschrift, hier sey das Allerheiligste der Erde (Orbis terrarum nil sanctius habet). Also soll das Haus der Maria und des Joseph noch heiliger seyn als das Grab Christi in Jerusalem und als das Grab des Petrus im weltbeherrschenden Rom. Das heil. Haus ist überfüllt mit Silber, Gold, Perlen und Juwelen, weil eine Menge katholische Fürsten, Reiche und Vornehme und Millionen Pilger seit mehreren Jahrhunderten hierher Geschenke machen, um die Huld der Gottesmutter zu erflehen oder ihr für eine vermeinte Huld zu danken. Zu den Füßen ihres Bildes legte die phantastische Tochter Gustav Adolfs Krone und Scepter nieder. Hier erblickt man auch Ludwig XIV. als Kind von purem Golde und 24 Pfund schwer, wie er von einem silbernen Engel, welcher 300 Pfund wiegt, der Gottesmutter zum Dank für seine Geburt dargebracht wird. Vergl. Moritz, Reise nach Italien I. 81 f., wo auch der Castraten gedacht ist, welche im Dienst der Madonna von Loretto eine Musikkapelle bilden gleich den Gallen im Tempel der heidnischen Kybele. In einer hölzernen Schaale, aus der das Christkind gegessen haben soll, werden unzählige Rosenkränze, Amulette rc. herumgerührt und dadurch geweiht und den Pilgern doppelt so theuer verkauft als andere dergleichen.

Die gute Mutter von Loretto war aber undankbar. Das

ganze Geschlecht des so gepriesenen Ludwig XIV. ist jetzt entthront. Auch der letzte Stuart machte nach Loretto ein reiches Geschenk, um seinen Thron wieder zu erlangen, die Mutter Gottes half ihm aber nicht.

Das grassește Wunder von Loretto ist folgendes. Man hätte gar zu gern gewußt, an welcher Stelle der kleinen Hütte der Engel Gabriel stand, als er der heil. Jungfrau das Heil verkündete. Da begab es sich, daß die Priester in Grenoble aus einer besessenen Frau den Teufel austrieben, der nun in seiner Angst vor den Priestern die Stelle bezeichnete, wo die Verkündigung durch den Engel stattfand. Keyßler, Reise II. 893. — Nicht genug, die Leichtgläubigkeit kennt keine Grenze, daher schrieb man der magischen Kraft eines Bildes zuweilen eine Fernwirkung zu, die blos durch eine Copie desselben, wenn auch durch eine noch so schlechte, vermittelt seyn sollte. So genoß zu Chiquinquia in Columbien eine von Spaniern dahin gebrachte Copie des Muttergottesbildes von Loretto eben so große Verehrung und galt als eben so wunderthätig, wie das in Loretto selbst. Als es Hitze und Feuchtigkeit in Südamerika nicht aushielt, sondern verwitterte und verfaulte, fand man eines schönen Tages an seiner Stelle ein nagelneu, wenn auch schlecht gemaltes Bild und das galt wieder als eben so wunderthätig. Mollien, Reise S. 152.

Und was soll man zu der Legende sagen, welche Depons auf seiner Reise durch Terrafirma S. 291 in der Stadt Caraccas kennen lernte! Hier wird Unsere Liebe Frau von Copa Cobana hoch verehrt wegen eines Wunders, welches zu vollbringen ihr einmal die gute Laune eingab. Ein lüderlicher Indianer, der auch nicht entfernt ihre Huld verdiente, hatte schon alles versoffen, als er zufällig einmal den Hut vom Kopfe nahm und — einen halben Real darin fand. Er stutzte, vertrank aber das Geldstück in der nächsten Kneipe sogleich in Branntwein. Als er zufällig wieder den Hut abnahm, lag darin wieder dasselbe Geldstück. Er vertrank es noch einmal. Zum dritten Mal aber bemerkte er auf dem Geldstück das Bild der Mutter Gottes und nun vertrank er es nicht mehr, sondern behielt es. Dasselbe wurde aber immer größer, indem es

förmlich wuchs. Ihr Bildniß aber schwitzte und sah traurig aus, weil der gottlose Indianer von seinen Sünden nicht abließ und schließlich wegen einer Mordthat gehenkt wurde. Da nahm man die Münze in die Kirche und betete dieselbe an. Insbesondere pflegte man sie bei anhaltender Dürre um Regen anzuflehen, wahrscheinlich, weil sie für den Säufer so viele Gnade gehabt und ihm die Mittel verschafft hatte, seinen Durst zu stillen.

Das albernste Marienwunder, das sich denken läßt, wird von Altötting in Bayern erzählt. Ein Jesuit hatte aus einer besessenen Weibsperson bereits sechs Teufel ausgetrieben, aber der siebente wollte nicht weichen. Da kam die Gottesmutter in eigener Person und belehrte die Besessene, sie müsse sich nach Altötting bringen lassen, dort allein könne sie durch das berühmte Muttergottesbild vom Dämon befreit werden. Das Weib soll sich nun dahin begeben haben und hier erst der siebente Dämon endlich entwichen seyn. Also blos weil die Jesuiten das schwarze Madonnenbild in Altötting zu ihrem Monopol gemacht und auf dieses allein die Aufmerksamkeit von allen andern wunderthätigen Marienbildern abgelenkt hatten, mußte die Mutter Gottes selber kommen, um ihr Bild in Altötting als etwas zu empfehlen, das mächtiger sey als sie, das Original selber. Denn wäre sie eben so mächtig gewesen als ihr Bild, so hätte sie das arme Weib nicht zu demselben hingeschickt, sondern das Wunder gleich selbst verrichtet. Bis zu diesem Wahnsinn haben die Jesuiten in der That den Bilderdienst gesteigert. Vergl. Agricolae Hist. Soc. Jesu, Provincia Germania I. 57.

Die Marienverehrung gedieh bis zum äußersten Extrem bei einer italienischen Sekte erst im 17. Jahrhundert. Zu Mailand nämlich lehrte der berühmte Alchymist Burrhus (Borri), die aus dem Judenchristenthum des Apostel Petrus hervorgegangene römische Kirche lehre irrig, aus dem Heidenchristenthum des Apostel Paulus gehe dagegen die bessere Lehre hervor, die er hiermit verkünde: Gott der Vater ruhe, nur der Sohn habe aus Eitelkeit und Ehrgeiz die Welt geschaffen, welche verderben würde, wenn nicht der heil. Geist als Jungfrau Maria sie hüte und segne. Deßwegen genoß Borris

Sekte auch in der Hostie nicht mehr Christum, sondern die leibliche Gegenwart der Maria, und nur in diesem Sinn wurde von ihr Messe gelesen. Der phantastischen Königin Christina von Schweden gefiel diese Lehre eine Zeit lang, weil sie ihrem weiblichen Stolze schmeichelte, und sie nahm sich des Schwärmers an, der Papst aber ließ ihn in die Engelsburg einsperren, in welcher er 1695 gestorben ist.

Auch abgesehen von solchen Extremen gewann der Mariencultus die weiteste Ausdehnung in allen katholischen Ländern. Die Zeit wurde mit Marienandachten, der Raum mit Marienbildern erfüllt. Die Kirche schrieb vor, täglich dreimal zur Maria zu beten, ihr wöchentlich einen Tag (den Sonnabend), monatlich einen Festtag, und jährlich einen ganzen Monat (den Mai) zu heiligen. Diese letztgenannte Heiligung wurde erst noch im Jahr 1815 von Papst Pius VII. genehmigt und noch fünfzig Jahre später hat Pius IX. sie durch ein neues Dogma eigentlich zur vierten Person der Gottheit gemacht.

Die zahllosen Marienbilder gleichen einander nicht, indem jeder Künstler sich ein eigenes Ideal von ihr ausgedacht hat oder irgend eine lebende Schöne für schön genug hielt, um ihr Portrait zu dem einer Göttin zu erheben. Die katholischen Kirchen haben auf diese Weise in ihrer Gesammtheit eine Bildergallerie der schönsten, edelsten, aber auch mannigfaltigsten und einander niemals ganz ähnlichen Frauenköpfen und Frauengestalten zusammengebracht, abgesehen von den vielen Marienbildern, welche nur nach einer Schablone verfertigt sind oder nur ein gemeines Weib darstellen. Allein auch die schönsten und edelsten Marienbilder lassen das Göttliche vermissen, welches doch nach katholischen Begriffen in ihnen vorausgesetzt werden soll, und es bleibt ewig wahr, was einmal Novalis gesungen hat, keins von allen diesen Bildern vermöge die heilige Jungfrau so zu zeigen, wie sie nur der Seele vorschweben könne.

Das Gefährliche, was darin liegt, wenn sich unwillkürlich die Liebe verirrt und in die rein geistige Beziehung des Anbeters zur Angebeteten eine körperliche einmischt, ist von den Dichtern mit mehr Zartheit vermieden worden, als von den Malern. Es gibt wohl

kaum etwas so Schändliches in der Kirchenmalerei als die Bilder, welche einen an der Brust der Gottesmutter saugenden Pfaffen darstellen, z. B. den h. Alanus, den h. Bernhard, den h. Dominicus, den Bischof Fulbert. Solche Vorstellungen kommen oft vor. In der 1764 vom Jesuiten Pemble zu München herausgegebenen Pietas quotidiana erga S. D. Matrem Mariam heißt es, der Gläubige solle sich zwischen die Wunden Christi und die Brüste der Maria legen. Auf dem Titelbilde zu Steills Ephemeriden des Dominikanerordens füllt die aus den Brüsten der Maria spritzende Milch ein großes Bassin, zu welchem Kaiser Leopold I. mit seiner ganzen Familie herbeikommt, um davon zu trinken. Auf einem berühmten Kirchenbild in Brixen fließt die Milch aus den Brüsten der Maria mit dem Blut aus der Seitenwunde Christi in ein Bassin zusammen, in welchem die Seele baden soll, um sich im Blute zu reinigen und in der süßen Milch die Taufe zur Seligkeit zu erlangen. Zu Herzogenbusch ließ sich Bischof Masius zwischen dem blutenden Heiland und den Brüsten der Maria malen mit der Inschrift: Quo me vertam, nescio?

Man darf sich daher nicht wundern, daß Kirchenfürsten ihre Maitressen als Madonnen malen ließen. Noch sieht man im Vatican die schöne Giulia Farnese, die Geliebte des berüchtigten Papstes Alexanders VI. als h. Jungfrau gemalt. Zu Mais in Tirol hat sich der Deutschmeister Maximilian auf einem Kirchenbilde als einen der h. drei Könige malen lassen, seine Maitresse als die Gottesmutter, die er anbetet, das mit ihr erzeugte Söhnchen als das Christkind in ihren Armen und ihren betrogenen Ehemann daneben als den h. Joseph. Auch der letzte Bischof von Merseburg ließ sich auf einem Kirchenbilde als den Evangelisten Johannes und seine Maitresse als die ohnmächtig in seinen Armen liegende Maria malen.

Wenn freilich die hohen Würdenträger der Kirche selbst solchen Unfug trieben, so konnte man ihnen nicht zumuthen, die Kirchenbilder in strengere Aufsicht zu nehmen, um der andächtigen Gemeinde kein Aergerniß zu geben. Pflicht der Bischöfe wäre gewesen, nirgend dergleichen zu dulden.

Die Unschicklichkeiten in Marienbildern sind unzählbar und von der verschiedensten Art. Am meisten Entschuldigung verdienen die ältern, naiven und nur symbolischen Darstellungen. Man pflegte im frühern Mittelalter ein kleines Wickelkind zum Sinnbild der Seele zu machen. Da gibt es nun mehrere alte Bilder, auf denen ein solches Wickelkindchen von der Taube im Himmel (dem h. Geist) in einem Lichtstrahl in den Mund der Jungfrau Maria hinabgelassen wird, und wieder andere Bilder, auf denen Christus ein ähnliches Wickelkindchen aus der Leiche seiner Mutter hervorzieht, um es (ihre Seele) in den Himmel zu tragen. Das ist doch nur naiv. Dagegen liegt schon viel mehr Raffinement in einem Bilde, auf welchem die Madonna statt ihres wirklichen Kindes eine Hostie anbetet. Unschicklich ist auch manches Bild der Verkündigung durch den Ausdruck falscher Pruderie in der Haltung der Jungfrau und durch den Ausdruck einer allzu persönlichen Theilnahme in den Mienen des verkündigenden Engels.

Eine allzu menschliche und gemeine Auffassung der Madonna kommt am häufigsten vor, wo sie als Mutter dargestellt wird. Selbst sehr berühmte italienische Maler geben uns nur eine irdische, ihr Kind stillende Mutter, gleich jedem andern gemeinen Weibe, oft nicht einmal schön, oft in Handlungen, die der Gottesmutter nicht würdig sind. Bourdon malte die Madonna waschend, und Joseph wie er die Wäsche aufhängt. Auf einem Bilde von Laury in England (Waagen II. 315.) fliegt ein Engel mit den Windeln herbei. Auch auf einem Bilde von Murillo hat die Mutter mit den Windeln zu thun. Auf einem von Annibal Carracci kehrt das Kind, indem es sich an die Mutter schmiegt, höchst unanständig das Hintertheil hervor. Maria als schmerzensreiche Mutter wird sehr oft häßlich gemalt und solche Bilder berechtigten Wessenberg zu der Bemerkung in seinem Buch über christliche Bilder, es sey katholischen Seelsorgern wohl bekannt, daß sich Frauen, welche die Kirche regelmäßig besuchen, an schlecht gemalten Madonnen- und Heiligenbildern versehen, und daß sich deren häßliche Züge nachher in ihren Kindern abspiegeln. Ich habe das selbst in einer Gegend am Niederrhein wahrgenommen.

Eine ungeheure Menge von Marienbildern führen profane Namen. Die Maler haben sich solcher Mittel bedient, um ein Bild vom andern zu unterscheiden. Da spielt das Kind auf ihrem Schooß mit einer Blume, mit einem Vogel, mit einem Kaninchen, mit einer Taube, sogar mit einem Affen, oder es kommt eine Schwalbe, ein Schmetterling, eine Heuschrecke rc. auf dem Bilde vor, und nach diesen Nebendingen wird nun das Bild genannt. Oder die Madonna ist ländlich gekleidet oder auch phantastisch, oder es werden ihr die verschiedensten Hintergründe gegeben, ein Rosengarten, Felsen, Palmen, Säulen rc. und davon bekommt sie nun den Namen. Oft concurriren solche Bilder in verschiedenen Kirchen mit einander und das Volk glaubt, das eine Bild sey noch wunderthätiger als das andere, als ob es sich von zwei ganz verschiedenen göttlichen Personen handele, die wohl gar miteinander streiten sollten. Ein wirklicher Polytheismus.

Sehr ergötzlich schildert der Kirchenvater Arnobius IV. 16. den Streit der vielen, durch ihre Beinamen unterschiedenen Statuen der Minerva im altheidnischen Rom. Ihr strengt euch an, ihr guten Heiden, sagt er, ihr laßt es euch etwas kosten und opfert der Göttin, die ihr für eine einzige haltet. Nun kommen ihrer aber viele, wovon jede die einzige seyn will, herbei und jede will das Opfer allein haben und schilt die andere, die es ihr vorwegnimmt, und wirft ihr die Lächerlichkeiten ihres Mythus vor. So schreibt der Kirchenvater mit wahrhaft lucianischem Humor, und doch hat das Papstthum die von jenem Kirchenvater verspottete Vielgötterei der Heiden wieder in seine Kirche eingeführt. Jene vielen Minerven waren nichts anderes, als die spätern vielen und vielnamigen Marien.

Als Königin des Himmels durfte Maria in Bezug auf äußern Schmuck und äußere Pracht nicht hinter einer irdischen Königin zurückstehen. Man putzte daher ihre Bilder auf's kostbarste heraus und womöglich nach der neuesten Mode, daher die zahlreichen Marienbilder in Frisuren und Reifrock zum Unterschied von den früheren des Mittelalters. Und wieder die modernen Ballkostüme im Gegensatz gegen jene Reifröcke. In Assisi sah ich einmal eine große Puppe,

welche die Madonna darstellte, im Kostüm einer modernen Ballettänzerin mit kurzem weißen Röckchen und himmelblauer Schärpe, zugleich in einer theatralischen Stellung. Im Ausland von 1859 S. 691 ist ein Marienbild in Neapel beschrieben: „Eine Madonna im Ballstaat, die Modejournalpuppe in höchster Potenz. Sie hat unter der Crinoline eine weißseidene Robe mit drei Volants, silberdurchwebt, durchaus hoffähig. In der Hand hält sie ein Ballbouquet, nur der Fächer fehlt.“

Mit Marienbildern wird auch in Prozessionen viel Mißbrauch getrieben. Geistliche Schauspiele, wie das im Oberammergau, können etwas Tiefrührendes, ja Heiliges haben, grade nur als Schauspiel. Dagegen sind wirkliche Festumzüge an Kirchenfesten, wobei die heil. Jungfrau durch ein nach einem Bilde kostümirtes lebendiges Mädchen vertreten wird, doch nicht schicklich. Zu Freiburg in der Schweiz streiten sich die schönsten Mädchen, welcher die Ehre zu Theil werden soll, in der Prozession als Maria auf dem Esel zu reiten. In Antignano bei Neapel werden am Ostermontage ein Christusbild und ein Marienbild in zwei großen Prozessionen einander entgegengetragen. Sie ist verschleiert, er verbeugt sich vor ihr und nun erst läßt sie den Schleier fallen, steht plötzlich in weißem Seidenkleide mit blonden Locken da und eine Menge Vögel fliegen auf und in die schmetternde Musik und das Jubelgeschrei donnern die Kanonen. Das ist eine Komödie, aber kein Gottesdienst.

Die Marienbilder müssen noch unwürdigere Dienste leisten. In Neapel wurde jährlich die Madonna des Posilipp zum Schlosse getragen, um dem König einen Besuch zu machen. Gregorovius, Wanderjahre III. 13. — Die Statue der Madonna vom Rosenkranz begleitete ehemals die spanischen Galeonen auf ihrer Reise nach den spanischen Colonien und zurück und zwar auf dem Admiralschiff der Silberflotte, um dieser als Schutzgöttin zu dienen. Zu diesem Behuf wurde sie vorher mit Reisekleidern und Schmuck reichlich ausgestattet und in großer Prozession an den Hafen gebracht. Der Admiral und alle seine Offiziere schwuren, sie wieder zu bringen. Unter eben so vielen Ceremonien wurde sie bei der Rückkehr wieder ausgeschifft. Labat, Reisen in Spanien I. 382. — De Payes er-

zählt in seiner Reise um die Welt S. 104, er habe in der Stadt Sartillo in Mexiko gesehen, wie das gefeiertste Muttergottesbild aus der Kirche getragen worden sey, um dem Stiergefecht im Circus und später noch einem Ball und Tanz zu präsidiren. Als im Anfang unseres Jahrhunderts Mexiko sich von Spanien losriß, wußte sich der Vicekönig keinen bessern Rath, als durch den Klerus die hochgefeierte Madonna de los Remedios zur Vicekönigin von Mexiko erklären zu lassen, damit sie statt seiner die Vertheidigung der Regierung übernehme.

IV.

Mißbräuche des Reliquiencultus.

Man soll Gott als ewigen Geist anbeten, nicht die Natur. Man soll im Gottmenschen Christo nur seinen göttlichen Geist und was aus diesem hervorging, seine Worte, seine Lehre, seinen Wandel verehren, nicht sein Fleisch. Daher darf auch die Verehrung seiner Jünger und Heiligen nur ihrem Geist und dem, was sie aus ihrem Geiste wirkten, gelten und nicht den Ueberresten ihrer Knochen. Es ist eitel Aberglauben, wenn man diesen Letzteren eine wunderbare Kraft und Wirkung zuspricht. Die gothische Synode zu Saragossa im Jahr 592 kam zu dem ganz logischen Beschluß, alle damals vorhandenen Reliquien verbrennen zu lassen, denn wenn eine Wunderkraft in ihnen wäre, würden sie die Feuerprobe bestehen, wenn nicht, so wäre auch ihr Verlust kein Schade.

Das war noch in der westgothischen Zeit, in welcher die römische Curie es noch nicht wagen durfte, zum einzigen Vortheil der besiegten romanischen Race den germanischen Siegern die Augen mit heiliger Salbe zu verkleben. Erst tausend Jahre später durfte ein Jesuit unter Zustimmung seines Ordens und der römischen Curie schamlos drucken lassen, die Reliquien seyen alle ohne Ausnahme

echt und wenn auch in verschiedenen Ländern zehnerlei Todtenschädel des heil. Johannes den Andächtigen vorgezeigt würden, so sey doch jeder der echte, denn Gottes Allmacht sey so groß, daß er allerdings den nämlichen Kopf verzehnfachen könne.*) Es kam aber der römischen Kirche darauf an, den Aberglauben an die magischen Heil- und Schutzkräfte der Reliquien zu verbreiten und zu verstärken, denn dadurch wurden die Völker an die Kirche gebunden, die so reiche Mittel besaß. Auch echte Reliquien hätten keine Wunder thun können, der Aberglaube aber, der überhaupt Knochen, Haare und dergleichen Wunderkraft zuschrieb, ließ sich auch an unechte heften. Ganze Frachtfuhren von Menschengebeinen wurden gewerbsmäßig aus den römischen Katakomben nach den katholischen Ländern diesseits der Alpen geliefert, nachdem auch solche, die ganz unbekannten Todten angehört hatten, geschwind noch in Rom mit einem Heiligennamen getauft worden waren. In München verehrte man den angeblichen Rücken des großen heil. Christoph, der aber von einem Elephanten genommen war. Misson, Reisen I. 135. Man hat bekanntlich eine ungeheuere Menge unechte Reliquien aufgebracht, weil jedes Kloster, jede Kirche darin mit andern concurrirte. Spötter haben längst zusammengezählt, daß man mit den wunderthätigen Zähnen der heil. Apollonia, die überall in Europa als Reliquien gezeigt werden, ein ganzes Faß füllen könne. Ebenso mit den angeblichen Nägeln Christi. Desgleichen könne man mit allen angeblichen Splittern vom Kreuze Christi einen ganzen Holzgarten füllen. Vom ungenähten Rocke Christi werden fünf Exemplare vorgezeigt, zu Trier, Argenteuil, San Jago, Rom und Friaul. Viermal kommt das Schweißtuch der heil. Veronika vor.

Viele Reliquien sind unziemlich, z. B. das Längenmaß des Heilands, was man im Lateran vorzeigt und von dem man fabelt, es passe keinem andern Menschen an. Oder zu Siena der angebliche Fußtapfen des Heilands, zurückgeblieben von dem Besuch, den er der heil. Katharina hier abgestattet haben soll, oder die angebliche Thräne des Heilands in der Kirche Maria Maggiore in Rom.

*) Ferrandus, disquisitio reliquiaria, Lugdun. 1647 p. 2.

Auch die zahllosen Reliquien von angeblichem Hausrath von Nazareth, Kleidern der heil. Familie, Windeln des Christkinds, Hemden, Haare, Kämme und Milch der Maria, Stroh und Heu aus der Krippe ꝛc. gehen bis in's Unanständige und geradezu Ekelhafte über, z. B. das Präputium von der Beschneidung Christi, womit bekanntlich in einem Nonnenkloster so schnöder Unfug getrieben wurde. Dasselbe wird noch an fünf verschiedenen Orten angebetet, zu Compostella in Spanien, zu Compiegne in der Abtei der heil. Cornelia, zu Pay en Volay, zu Notre Dame de la Colomba in der Diöcese Chartres und zu Antwerpen.

[Uebrigens darf hier wohl bemerkt werden, daß der Aberglaube, der mit den Reliquien des Heilands getrieben wurde und noch wird, immerhin etwas noch Unschuldigeres ist, als der raffinirte Unglaube und die boshafte Verspottung des Heilands durch das moderne Heiden- und Judenthum in der deutschen Literatur. Wie viel unschuldiger z. B. war die Andacht von mehr als einer Million frommer katholischer Landleute vor dem heil. Rock in Trier, als die gleichzeitige Verhöhnung des wirklichen Heilands, seines Geistes und seiner Lehre durch die Jung-Hegelianer, Lichtfreunde, Deutschkatholiken, Radikalen, Materialisten und Juden à la Heine!]

Zu den ekelhaften Thorheiten des Reliquiencultus gehören auch die bekannten drei Gallensteine der heil. Klara, von denen jeder so viel wie der andere und auch wieder wie zwei und wie alle drei zusammen gewogen haben soll, zum Beweise der heil. Dreieinigkeit. v. Bucher beschreibt uns in seinen Werken I. 82 den Hirnschädel des heil. Sebastian im bayrischen Kloster Ebersberg, aus dem die zahlreichen Wallfahrer trinken, wodurch sie besonderen Segen empfangen sollen. Zwei Maas Wein, die man in diesen Schädel gegossen, seyen ehemals als geweihter Wein an den Hof in München geschickt worden.

Einen nichts weniger als heiligen, sondern gräßlichen Anblick gewähren ganze Gerippe von Heiligen. Der in der Schweiz mit Recht hochverehrte Niklas von der Flue ist nicht begraben worden, sondern sein Gerippe von ungewöhnlicher Höhe steht statt des Altarbildes über dem Hochaltar, in den Augen funkelnde Juwelen, zu

Sarneln im Kanton Unterwalden. Zu Eben im Innthal ist das Gerippe der heil. Notburga ausgestellt, jedoch nicht nackt, wie das jenes Niklas, sondern im vollen Putz mit einem Reifrock und Schmuck. Ganz ebenso in Wien das gräßliche Gerippe der heil. Restituta mit Gold und Perlen gestickten Kleidern auf Prachtkissen ruhend.

Nicht wenige Reliquien sind von der Art, daß man glauben muß, nur schlechter Witz und Spott kann sie erfunden haben, und doch ist versichert worden, sie seyen echt, und man hat sie vom leichtgläubigen Volk bewundern lassen. So wurde vor der Reformation im sächsischen Kloster Pforta ein angebliches Stück von der ägyptischen Finsterniß aufbewahrt (vielleicht ein Rauchtopas). So kommen vor: Evas Feigenblatt; eine Flasche mit dem Wasser der Sündfluth; Bretter von der Bundeslade; eine Handvoll aus Hiobs Misthaufen; der Schwanz von Bileams Esel; ein Strahl vom Stern der heil. drei Könige; der Hut des verlorenen Sohnes; die Schuhe der Maria, die sie trug, als sie endelich über das Gebirge ging (zu Magdeburg); die Dornen vom feurigen Busche; eine Sprosse von der Leiter, die Jakob im Traum gesehen; Holz und Nägel von der Arche Noä; Haare aus Noahs Bart; Manna aus der Wüste; die Scheere der Delila; ein Fetzen vom Mantel des Elias; Stein von der Steinigung des heil. Stephan; Silberlinge aus dem Beutel des Judas; der Strick, an dem sich Judas erhängte; das Becken, worin sich Pilatus die Hände wusch; eine Rippe vom Wallfisch des Jonas; Federn aus dem Flügel des heil. Michael; die Schminkbüchse der heil. Magdalena; die Laterne, mit der Christus im Garten gesucht wurde; die Stange, auf der der Hahn des Petrus krähete; ein Hobel des heil. Joseph; der Stuhl, auf dem der Hohepriester Eli den Hals brach; Wachs von der Kerze, die bei Maria's Tode brannte (in Prag); ein Stück von dem Stein, auf welchem Moses kniete, als ihm Jehovah das Gesetz vom Sinai ertheilte (zu Oviedo in Spanien); eine Gräte von dem Fisch, womit der Heiland die 10,000 speiste (in Neapel); ein Seufzer des heil. Joseph und die Hörner des Moses (in Venedig); der Schwanz der Eselin, auf der Christus in Jerusalem einzog (in Genua); und doch wird in Verona noch diese ganze Eselin ausgestopft gezeigt, sammt dem Schwanze.

Luther erzählt in seiner Kirchenpostille, zu Aachen würden noch die Hosen des h. Joseph verehrt, und in seinen Tischreden, irgendwo werde ein Theil der Flamme vom brennenden Busche Mosis, und zu Compostella in Spanien die Siegesfahne aufbewahrt, mit welcher Christus in die Hölle einzog. Allgemeiner bekannt ist die gleichfalls in Luthers Tischreden enthaltene Anekdote von einem Ablaßkrämer, der immer Heu aus der h. Krippe vorzeigte, als es ihm aber einmal heimlich gestohlen wurde, es geschwind durch die erste beste Kohle ersetzte, von der er sagte, sie sey vom Rost des h. Laurentius. Ein hübsches Beispiel von Reliquienmacherei ist auch das folgende. Eine Frau hatte ein unwiderstehliches Gelüsten nach einer Gliedmaße Johannes des Täufers. Ihr Beichtvater rieth ihr, so lange darum zu bitten und nichts dabei zu essen, bis der Heilige ihre Bitte erfüllen würde. Und siehe da, nach sieben Tagen lag auf dem Altar ein Daumen. Die hohe Geistlichkeit versammelte sich, um das Wunder zu prüfen, und erkannte es demüthig an, da der Daumen noch Blut von sich gab. Alt, der christliche Glaube S. 107.

Mit der Wunderkraft einer Reliquie konnten auch die weit davon entfernt wohnenden kranken Personen durch bloße Uebertragung geheilt werden. Ein Häubchen z. B. einem weiblichen Heiligenschädel aufgesetzt, half einer kranken Person in weiter Ferne, wenn man ihr das Häubchen schickte und ihr es aufsetzte. Auch bloße Bilder sollten diese magische Kraft haben, z. B. die sog. Lorettohäubchen vom Muttergottesbild in Loretto. In diesen Wunderkreis gehören auch die Monicagürtel, die verschiedenen von Reliquien abgezogenen Wasser und Oele, auch bloße gleichsam vom Heiligen geweihte und mit magischer Kraft erfüllte Kerzen, Zettel, Pfennige ꝛc., z. B. Ignatiuswasser, Ignatiuspulver, Walburgaöl, Blasikerzen, Lucaszettel, Benedictuspfennige, Ignatiuspfennige, Teufelsgeißeln ꝛc.

V.

Mißbräuche des Heiligencultus.

Nichts war natürlicher und löblicher, als daß in der christlichen Gemeinde das Andenken ihrer würdigsten, thätigsten und treuesten Hirten bewahrt blieb, vor allem das Andenken der Märtyrer. Melanchthon hat einmal mit Recht bemerkt, die Reformation hätte keineswegs alle Heiligen wie mit dem Besen aus der Kirche hinausfegen sollen, denn es hätten sich höchst respektable darunter befunden. Das reformatorische Verfahren wird aber einigermaßen entschuldigt durch den gar zu argen Mißbrauch, den die römische Kirche mit ihrem Heiligencultus getrieben hat.

Die Heiligen mußten dem Zweck des Papstthums dienen. Und zwar mußten sie zunächst die himmlische Hierarchie des Dionysios Areopagita mit der irdischen römischen Hierarchie vermitteln. Was in jener himmlischen Hierarchie Gott des Vaters die verschiedenen Chöre und Abstufungen der Engel sind und was auf Erden der Papst mit seinen Cardinälen, Erzbischöfen und Bischöfen ist, das sollte sein Verbindungsglied finden in dem von allen Heiligen umgebenen Heiland. Zweitens sollten sich in den unzählbaren Wundern der Heiligen nur immer die Wunder der evangelischen Zeit wiederholen, wie auch in den eben so unzähligen Visionen und Entrückungen der Heiligen die Offenbarung als eine perennirende, ununterbrochene erscheinen soll. Drittens behielt sich der Papst die Canonisation oder das Recht vor, zu entscheiden, wer heilig sey, also die Heiligen zu ernennen und gleichsam im Kirchendienste anzustellen.

Damit war nun den gröbsten Mißbräuchen Thür und Thor geöffnet. Man machte so ungeheuer viele Heilige, daß ihre Namen im Kalender gar nicht mehr Platz hatten, so viele, die einander gleich sahen wie gemeine Soldaten und von denen man etwas Besonderes gar nicht zu erzählen wußte. Dazu noch viele, namentlich

Fürsten und Fürstinnen der späteren Zeit, welche die Kirche für heilig erklärte, blos um den herrschenden Fürstengeschlechtern zu schmeicheln. Sodann handhabte die Kirche in Bezug auf die Heiligen und ihre angeblichen Wunder keine strenge Kritik und duldete, daß die abgeschmacktesten Dinge von ihnen erzählt wurden.

Man trieb eine Art von Industrie mit den Heiligen, ihren Reliquien und Bildern, und wie bei jeder Industrie spielte auch in dieser die Concurrenz eine Hauptrolle. Anstatt daß man sich begnügt hätte, zu Einem Gott zu beten, den alle Christen gemeinschaftlich verehren sollten, wollte jedes Land und Volk, jede Stadt und Genossenschaft, jede Kirche und jedes Kloster einen besonderen Heiligen zum Patron haben, gleichsam zum Vicegott, an den man die Gebete richtete. Diese Vicegötter concurrirten nunmehr. Man schrieb einem Heiligen oder auch nur seiner Reliquie oder seinem Bilde Wunderkräfte zu und lockte das Volk zu ihm. Auch die geistlichen Orden eröffneten ihren Heiligen eine lebhafte Concurrenz, weil immer einer heiliger seyn sollte, wie der andere. Somit blieb die Kirche dem Humbug keineswegs fremd, der mit der Anpreisung concurrirender Handelsartikel getrieben wird. — Bis zu welchem Grade man den Heiligencultus übertrieb, erhellt unter anderem daraus, daß man sich nicht mit der Taufe begnügte, sondern die neugebornen Kinder einer Heiligenstatue in die Arme legte, ja daß man sich auch nicht einmal mit dem h. Abendmahl begnügte, sondern Leib und Blut des Heilands erst noch heiliger zu machen glaubte, wenn man Oblate und Wein mit Farbenstaub vermischte, den man von einem Heiligenbild abkrazte. *)

Ueberhaupt war die Zahl der Statuen und Bilder von Heiligen viel zu groß. Man hatte ein ganzes Volk von Heiligen vor sich. Die Zahl der in Rom abgebildeten übertrifft sogar die der Bevölkerung. Auf sechs Werktage ist nur ein heiliger Tag gesetzt. Im katholischen Süden hat man das Verhältniß beinahe umgekehrt. Das Heilige aber darf nicht alltäglich werden, oder es hört auf, einen tiefen Eindruck zu machen. So konnte auch nur

*) Zimmermann, über die Einsamkeit II. 399.

ein verkehrter Andachtstrieb jedes Wohn- oder sogar Schlafzimmer mit Heiligenbildern anfüllen. Das Heilige wird mitten unter profanen Verrichtungen entweiht. Man kann nicht zugleich andächtig seyn und natürliche Bedürfnisse befriedigen. Man kann nicht immer andächtig seyn, und wenn man den Gegenstand der Andacht immer vor sich hat, wird man gleichgültig dagegen.

Nur gewisse Heilige in verhältnißmäßig nicht zu großer Anzahl sind ausgezeichnet als ächt christliche Charakterbilder, als Träger irgend einer speciellen christlichen Tugend, als lebendiges Beispiel für andere Christen. An diejenigen Heiligen aber, welche das Beispiel der Geduld in Leiden, des Gottvertrauens in Krankheit und Gefahr gegeben haben, oder denen man zuschrieb, sie hätten durch ein Wunder aus Leiden, Krankheiten und Gefahren gerettet, schloß sich schon ein arger Mißbrauch an. Der Schutzheiligen wurden gar zu viele. Für alle und jede Krankheit erfand man einen und reihte sie in Menge an einander wie die Büchsen in einer Apotheke. Sehr häufig traten christliche Heilige hier nur für altheidnische Heilgötter, hülfreiche Dämonen ein. Auch in vielen Heiligenfesten läßt sich leicht wieder erkennen, daß hier nur Heidnisches auf Christliches übertragen ist. In der Kirche Maria Maggiore in Rom wird die Krippe des Christkindes als Reliquie gezeigt und an derselben Stelle stand ehemals ein Tempel der Juno Lucina, der heidnischen Geburtsgöttin. In Catania auf Sicilien wird jährlich ein großes Fest der h. Agatha gefeiert. Ihr Bild wird auf einem kolossalen Wagen von zwanzig Ochsen gezogen und ihre Brust wird als Reliquie im Pomp durch die Straßen getragen, weil ihr nach der Legende die bösen Heiden sollen die Brüste abgeschnitten haben. An demselben Ort aber wurde zur Heidenzeit das Fest der Ceres oder Demeter oder der guten Göttin (bona dea) gefeiert. Agatha heißt auf deutsch die Gute. Bei jenem alten Ceresfeste wurde eine kolossale Brust im Triumph herumgetragen, weil Ceres als Getreidegöttin gleichsam die Nährmutter aller Menschen ist. An ihrem Fest wurden auch große Fackeln getragen zur Erinnerung an die, welche sie einst angezündet haben soll, um ihre verlorne Tochter zu suchen, und auch noch am christlichen Agathenfest werden in der Prozession

riesenhafte Kerzen getragen. Vergl. Blunt über den Ursprung der Reliquien. Es gibt noch viel mehr solche Beispiele und sie sind meist unschuldiger Natur, eine Niemand schädliche fromme Lüge, aber doch eine Lüge.

Durchaus unwürdig war die Concurrenz, welche sich die Heiligen als Schutzpatrone oder Stifter verschiedener Mönchsorden machten. Jeder Orden übertrieb die Wunder seines Heiligen, um sich den Vorzug zuzuschreiben. Am unverschämtesten die Dominicaner und Franciscaner. Die ersteren ließen in der Legende und auf Kirchenbildern ihren Dominicus an der Brust der Jungfrau Maria saugen und die letzteren bewiesen in einem grenzenlos abgeschmackten Buche, ihr Franciscus habe mehr Wunder gethan als Christus. Zu Vasvar in Ungarn sieht man auf einem Kirchenbild die heil. Veronica mit ihrem Schweißtuch, auf dem aber nicht der Christuskopf, sondern der Kopf des heil. Franciscus abgebildet ist. Kohl, Reise in Ungarn II. 485. — Zu Talcaguana in Chile hörte Frezier, als der heil. Franciscus in den Himmel kam, sey die zur Seite Gottes sitzende Madonna gleich aufgestanden und habe ihm Platz gemacht, daß er sich zwischen sie und Gott, also an den vornehmsten Platz im Himmel habe setzen können. Dem Heiligen zu Ehren lassen sich die Sünder in Franciscanerkutten begraben und glauben, er steige jährlich einmal in's Fegefeuer nieder und nehme alle die mit sich in den Himmel hinauf, die seine Kutte tragen. Frezier, Reise 72, 317. In der Schatzkammer des heil. Marcus in Venedig zeigt man zwei alte Mosaikbilder des heil. Franciscus und des heil. Dominicus, die zufolge einer Prophezeiung des Abt Joachim, der ihre künftige Geburt ankündete, lange vor ihrer Geburt schon angefertigt und verehrt worden seyn sollen. Misson, Reise in Italien I. 277.

In Rio Janeiro wird am Tage des heil. Georg, weil derselbe Schutzpatron von Brasilien ist, ein glänzendes Fest gefeiert, wobei er zu Pferde als Generalissimus der Armee mit allen Orden des Reichs geschmückt in großer Procession durch die Stadt geführt wird. Da es nur eine Puppe ist, die man auf das Pferd bindet, schwankt sie unter dessen Bewegungen und hat trotz ihrer schönen silbernen Rüstung

und der Feierlichkeit des ganzen Zuges doch etwas Lächerliches. Steen Bille, Reise um die Welt II. 503. — In Portugal wurde einmal der heil. Antonius, d. h. seine Statue in der Kirche, zum Feldherrn ernannt, um den Muth der Soldaten durch den Glaubenseifer zu erhöhen. Da man aber von den militärischen Vorschriften des Avancements nicht abweichen wollte, zog man dem Heiligen zuerst die Uniform eines gemeinen Soldaten an und ließ ihn täglich avanciren. Als er endlich die Feldmarschallsuniform trug, nahm ihm die erste Kanonenkugel in der Schlacht den Kopf weg. Duchatelet, Reise nach Portugal S. 22.

Die Katholiken im Süden, die auf diese Weise wie Kinder mit ihren Heiligen wie mit großen und kleinen Puppen spielen, fallen in einen seltsamen Widerspruch, indem sie dieselben einmal in vollem Ernste flehentlich anbeten, ein andermal aber verächtlich behandeln, ja sogar schlagen. In Neapel ist es ganz gewöhnlich, daß die eben so leidenschaftlichen als kindischen Einwohner, wenn ihnen der Heilige ihre Bitten nicht erfüllt hat, demselben fluchen. Sie halten dann die offene Mütze hin, verwünschen alle Heiligen hinein und treten sie mit Füßen. Meyer, Neapel II. 8. Wenn sie etwas vom Heiligen wünschen, so putzen sie ihn heraus, küssen und liebkosen ihn; wenn er aber ihren Wunsch nicht erfüllt, werden sie zornig, prügeln ihn, verstümmeln ihn und werfen ihn aus dem Hause; geht es ihnen aber nachher wieder gut, so holen sie auch den mißhandelten Heiligen wieder, flicken ihm die zerbrochnen Glieder wieder an, putzen ihn wie zuvor und beten ihn wieder an. Lady Morgan, Italien IV. 187. Auch Rengger, Reise nach Paraguay Seite 450 erzählt, wenn die Leute dort gebetet haben und ihr Gebet gehe nicht in Erfüllung, so lassen sie ihren Aerger am Rosenkranz aus und schlagen ihn.

Es ist nicht zu leugnen, daß das katholische Volk, zumal im Süden, leidenschaftlich an den Heiligenbildern hing und zum großen Theil noch hängt, mögen sie vernünftigen Leuten auch noch so abgeschmackt und lächerlich erscheinen. So lesen wir in den Memoiren des Bischofs Ricci, des Reformators von Toscana in der josephinischen Zeit, nachdem er dem Aberglauben durch Wegschaffung der

zu zahlreichen Heiligenbilder gesteuert habe, sey das Volk gegen ihn aufgestanden, habe seine Wohnung gestürmt, seine Bibliothek zerstört, ihn zur Flucht gezwungen, die götzenhaften Heiligenbilder alle wieder an ihren Platz gestellt und mit schwärmerischem Entzücken angebetet. Man kann sich das erklären. Der Bischof hatte dem unwissenden Volk Gewalt angethan. Er hätte erst abwarten sollen, bis es hinlänglich unterrichtet und überzeugt war. Aber nichts desto weniger ist eine solche Verliebung in Puppen für eine männliche Nation doch zu läppisch, weibisch und kindisch. Vor allem ist sie nicht christlich und die christliche Religion kann ihr nicht zum Vorwand dienen, denn Christus hat die Bildmacherei verworfen und die Märtyrer, die vor den Götzenbildern der Heiden geschlachtet wurden, hätten sich gewiß niemals träumen lassen, daß man später einmal mit ihren eigenen Bildnissen Götzendienst treiben würde.

Der ungeheuerlichen Menge von Bildern, mit denen sich Kirchen und Kapellen der Heiligen füllten, entsprach die Menge der Heiligenlegenden, die zum Behufe der Volksbethörung förmlich fabricirt wurden, indem man zu frühern Vorstellungen immer Neues hinzudichtete. Wo ein Heiliger gelebt und gewirkt hatte, oder auch nur wo sein Bild verehrt wurde, theilte er der Oertlichkeit und Einwohnerschaft eine besondere Ehre mit und die Ortsgeistlichkeit that alles, um seinen Ruhm zu erhöhen und seine Legende durch Aufzählung immer neuer Wunderthaten zu bereichern. Durch die vielen Pilger, die dem Gnadenbild zuströmten, kam Geld in den Ort. Da wurden die albernsten Legenden ersonnen, um den Ort zu heiligen, und viele andere Orte thaten das nämliche, um ihren Kirchen gleiche Vortheile zu sichern. Da hieß es: Ochsen und Esel, welche die Reliquien des Heiligen gebracht, seyen hier stehen geblieben und nicht mehr von der Stelle zu bringen gewesen, bis man ihm hier eine Kirche gebaut habe. Oder die Reliquien, noch häufiger das heilige Bild, hätten ihre Anwesenheit durch einen Glanz in der Nacht oder dadurch verrathen, daß Vieh und wilde Thiere im Kreis umher gekniet hätten, oder das Bild habe einem Hirten zugerufen, man solle hier eine Kirche bauen. Das berühmte Gnadenbild „zur Noth Gottes“ am Rhein war ein im Walde verstecktes Crucifix, welches

immer rief: Noth Gottes! Noth Gottes! als ob Christus hier wirklich in Noth gelegen hätte und um Hülfe hätte rufen müssen. Auch im fernen Amerika sind die meisten Wallfahrtsorte da entstanden, wo Heiligenbilder von Stein, Holz oder Leinwand im Urwald sollen gefunden worden seyn, da doch diese von europäischen Künstlern verfertigten Bilder nur von den Geistlichen aus Europa mitgenommen und im Walde versteckt worden sind, um das Volk mit einem erlogenen Wunder zu täuschen.

Die unzähligen Heiligenwunder wurden auch erfunden, um zu constatiren, daß die Wunder der apostolischen Zeit sich ununterbrochen in der Kirche fortgepflanzt hätten. Der Papst aber behielt sich das Recht der Controle über alle diese Wunder vor. Schon lange, ehe man daran dachte, die Unfehlbarkeit des Papstes zum Dogma zu erheben, nahm sie der Papst schon factisch in Anspruch, soferne er allein sich das Recht anmaßte, zu canonisiren, d. h. zu bestimmen, wer ein wirklicher Heiliger sey? Das heißt also soviel, der Papst machte die Heiligen erst. Die Art, wie er sich dieses Rechtes bediente, charakterisirte nicht selten die Lage der Kirche und das besondere Interesse der Hierarchie. Abscheuliche, gehässige theologische Zänker wurden canonisirt, blos weil sie dem römischen Papstthum zu größerm Ansehen verholfen hatten, aus demselben Grunde, aus welchem die treuesten Bekenner Christi von demselben Papst als Ketzer in die Hölle verdammt wurden. Wenn das Papstthum von der Gnade mächtiger Könige leben mußte, canonisirte es geschwind irgend eine bigotte Dame oder einen Ahnen der herrschenden Dynastie.

Noch ist zu bemerken, daß der Papst, wenn man ihn bittet, Jemand heilig zu sprechen, sich diese Ehre theuer bezahlen läßt. Er läßt zum Schein eine Art Prozeß einleiten und allerlei für und wider den Heiligen beibringen, woraus dann große Prozeßkosten hervorgehen. In der Schweiz lebte bekanntlich Niclas von der Flue als ein wahrer Heiliger, und stiftete Frieden in der Eidgenossenschaft zu seinem ewigen Verdienste. Die Eidgenossen wünschten nun, der Papst möge ihn auch canonisiren; da er ihnen aber gar zu viel Geld dafür abforderte, ließen sie den Handel fallen, verehrten ihren

Niclas auch ohne des Papstes Attest und riefen: Uns ist er heilig genug.

Eine Hauptsache für die römische Hierarchie bei der Begünstigung der Lüge einer fortgesetzten Wunderthätigkeit und bei der Pflege der Legende, war immer die Escamotirung der heil. Schrift. Legendensammlungen wurden in Menge verbreitet und gelesen, die heil. Schrift aber den Laien verboten, und als die Protestanten sie in andere Sprachen als in die lateinische übersetzten, sogar durch den Henker verbrannt. Tradition und Legende sollten das Evangelium gänzlich zudecken, der große Unterschied zwischen dem ursprünglichen Christenthum der Evangelien und dem römischen Papstthum nicht bemerkt werden.

VI.

Der religiöse Wahnsinn.

Die gemeine Alltäglichkeit wird durch wunderbare Erscheinungen unterbrochen. Es gibt Begeisterungen für das Edelste und Höchste. Es gibt Kräfte in der Seele bevorzugter Menschen, so ursprünglich, wie die des Heilquells, der aus unbekannter Tiefe mächtig hervorbricht, allen Schmutz und Unrath, der ihn von außen zurückzudrängen und zu ersticken sucht, hinauswirft und eine Heilkraft kundgibt, die Millionen zu gute kommt. Es gibt noch ein Licht im Menschengeist, welches gewöhnlich verhüllt ist, plötzlich aber in bevorzugten Individuen glanzvoll hervortritt und weitum die Menschenwelt erleuchtet. Man mag sie Propheten, Heilige, Boten Gottes nennen; nicht auf diese Namen und Respectsvorstellungen kommt es an, sondern auf die Leistungen und Wirkungen. Allein es gibt auch krankhafte Ueberreizungen der Nerven und bösartige Impulse, die gleichfalls aus den geheimnißvollen Tiefen der menschlichen Seele hervorbrechen, und die Wundersucht, die den Zwecken der Hierarchie dienen sollte, erhielt reichliche Nahrung aus diesem Nacht-

gebiet der Seele. Dahin gehören zunächst die nur krankhaften Vorkommnisse, die Ueberreizung der Nerven durch eine abnorme Lebensweise und Leidenschaften, durch unnatürlichen Zwang oder durch freiwillige Entbehrungen. Christus empfahl durch sein Beispiel und durch seine Lehre zwar ein bescheidenes, mäßiges, genügsames Leben, fern von Ueppigkeit und sinnlicher Genußsucht, aber er verlangte von seinen Jüngern nie etwas Unnatürliches, weder eine häßliche Entstellung des von Gott geschaffenen Körpers (namentlich keine Tonsuren, oder lächerliche Bekleidungen), noch unnütze eitle und verrückte Selbstquälereien. Gleichwohl kam allmälig und zwar zunächst in Aegypten auch bei den Christen die sog. Askese oder Abtödtung des Leibes in die Mode.

Eine wirklich verrückte Mode, die schon lange bei den Heiden in Indien vorgeherrscht und von da sich auch nach Vorderasien und Aegypten hin verbreitet hatte. Bei den Indern war das Motiv der Selbstquälerei gemäß ihren religiösen Vorstellungen die Sehnsucht, sich mit Gott zu vereinigen, in das alleinige Wesen der Gottheit zu versinken, daher aller Lebenslust abzusterben und absichtlich Schmerzen und Pein zu leiden. Der Büßende glaubte sich nämlich dadurch eine neue Seelenwanderung zu ersparen und durch Größe der Qual die Dauer derselben abzukürzen. Da dem Christenthum jene Seelenwanderungslehre fremd ist, hat auch die christliche Askese andere Gründe.

Sie erklärt sich in den ersten Jahrhunderten der Christenheit zunächst aus der Oertlichkeit und aus den Zeitumständen. In Aegypten grenzte das bewohnte Nilland an weite Wüsten und rauhe Gebirge, in deren Einsamkeit sich alle zurückziehen konnten, welche den Lastern und Gewaltthaten der damals tief verderbten Welt entrinnen wollten. In jenem heißen Klima hat der Mensch wenig Bedürfnisse, kann weniger arbeiten und wird dadurch zum Müßiggang geneigt. Außer den wirklich Heiligen, die der bösen Welt entflohen, um sich ganz in die Betrachtung Gottes zu versenken, gab es gewiß viele, die es nur reizte, bei völligem Müßiggang den Schein der Heiligkeit anzunehmen, sonst könnte man kaum begreifen, warum die Zahl der Einsiedler und Mönche so auffallend schnell

zunahm. In der Stadt Oxyrinthus in Aegypten wimmelte es von Mönchen und in derselben Stadt zählte man auch 20,000 Nonnen. Jedes Haus steckte voller lebendiger Heiligen. Das war nur im Nilthal möglich und erklärt sich auch wohl nur durch eine gewisse Ansteckung. Es wurde förmlich Mode, heilig zu seyn.

Im kühlern Norden blieb man besonnener. In der Regel kamen strenge Bußen hier nur vor, wenn übermüthige Ritter oder Damen ihr bisheriges Sündenleben bereuten und sich nun mit der Energie eines heil. Gregorius auf dem Stein und einer heil. Magdalena in die Buße warfen, oder wenn schreckliche Naturereignisse, wie z. B. die Erdbeben und der schwarze Tod im 14. Jahrhundert, Gottes Zorn verkündeten und die sündenvolle Welt zu Reue und Buße mahnten, weßhalb damals die Menschen zu Tausenden mit Bußgesängen als Geisler, die sich selbst blutig peitschten, umherzogen. Beinahe regelmäßig entarteten die anfangs frommen Mönchsorden durch ihren Reichthum. Da tauchte dann immer wieder ein neuer Orden auf, der sich durch die strengste Lebensweise den Ruf neuer Heiligkeit zuzog, dadurch außerordentlich beliebt und beschenkt, im Genuß des Reichsthums aber wieder üppig wurde. Sehr merkwürdig erscheint der berühmte Karthäuserorden, der zwar in seiner strengen Disciplin verharrte und in seiner Klostereinsamkeit schon außerhalb der Welt zu leben schien, und doch seinen Stolz darin suchte, die Klostergebäude aller andern Orden durch Größe, Pracht und Reichthum zu übertreffen.

Eine große Menge von Legendenwundern haben die asketische Extase zur Quelle. Da wurde die fromme Person, die den Leib möglichst abgetödtet hatte, desto lebendiger im Geist, bekam Visionen und empfing den Besuch von göttlichen Personen und Engeln. Der heil. Franziscus empfing auch ohne Kreuzigung genau dieselben Wundenmale wie Christus. Unzähligen Heiligen erschien die Madonna und beschenkte sie, Engel musicirten vor ihnen, oder sie wurden selber hinauf in den Himmel entrückt. Extatische Nonnen fanden ihre höchste Seligkeit in der eingebildeten Vereinigung mit Christo, tauschten mit demselben ihr Herz aus oder vermählten sich mit dem Christkind mittelst eines Ringes.

Der höchste Grad der Nervenaufreizung führt zum Wahnsinn, wie der höchste Grad der Nervenschwächung zum Blödsinn. Diese beiden Erscheinungen bilden oft das Ende unnatürlich übertriebener religiöser Andachten und Superstitionen, aber auch der qualvollen Zustände, in welche der kirchliche Zwang Mönche und Nonnen versetzt. Es ist längst nachgewiesen, in welchem nahen Zusammenhange die religiösen Ueberschwänglichkeiten, Entzückungen der Andacht oder asketischen Uebungen mit dem erotischen Wahnsinn, zumal im Klosterzwange stehen. In diesen Regionen spielen nun die Legendenwunder eine Hauptrolle. Jede Sinnestäuschung, jedes Traumgesicht, welches nur etwas Innerliches und eine Nervenaffection war, wurde zu einer wirklichen äußern Erscheinung heiliger oder himmlischer Personen gemacht und von der kirchlichen Autorität für glaubwürdig erklärt.

Dabei kam nun viel Komödie und Betrug vor, man erfand die Wunder aus hierarchischen Absichten, weil man keine wirklichen hatte. Als Personen, denen man solche andichten konnte, eigneten sich vorzüglich halbverrückte Asketen und hysterische Nonnen, die ohnehin mit starken Affectionen, Exstasen, Visionen 2c. geplagt waren. Man brauchte nur deren Einbildungen für wirkliche Wunder auszugeben. Manche solche Fälle gewähren ein psychologisches Interesse, andere sind poetisch aufgefaßt und zuweilen nicht ohne Geschmack für die Legende oder den Malerpinsel hergerichtet worden. Die meisten aber sind von sehr schlechtem Geschmack, von plumper und gemeiner Erfindung. Was soll man z. B. von der heil. Passidea rühmen, die sich nackt und verkehrt im Schornstein soll aufgehangen haben, um sich lebendig zu einer heiligen Mumie räuchern zu lassen? Oder von dem gehorsamen Mönche, welcher vom Dache fallend mitten in der Luft schweben blieb, einfach aus geistlichem Gehorsam, weil es ihm der unten stehende Prior, um ihn zu retten, so anbefahl? Und was von den öfter wiederholten sog. Stigmatisationen? Welcher wahre und vernünftige Christ sähe nicht ein, daß es darauf ankommt, dem Heiland in seinen Tugenden nachzuahmen, und nicht auf die Eitelkeit, im Haarschnitt der Tonsur seine Dornenkrone oder in angemalten fünf Wunden sein Leiden am Kreuz nachäffen zu wollen.

Görres, welcher in seinem Werk über die Mystik fast alle Legendenwunder dieser Art für echt erklärt, sagt uns damit doch nichts anderes, als was vor ihm schon Windischmann in seiner Philosophie im Fortgang der Weltgeschichte von den exstatischen Zuständen, der indischen Yogis gesagt hatte. Es sind durchaus nur subjektive Erscheinungen, welche durch den Somnambulismus natürlich erklärt werden, Erscheinungen eines jedenfalls krankhaften Zustandes. Das Objekt der eingebildeten Visionen ist jedesmal dem gewohnten Vorstellungskreise des Visionärs angemessen, hier des indischen und heidnischen, dort des europäischen und katholischen. Bekanntlich kehrten die Erscheinungen der Exstase, der Visionen und Entrückungen in aufgeregten Zeiten auch bei Reformirten wieder, z. B. bei den Camisarden. Die krankhafte Aufregung der Nerven, das Subjektive ist hier überall dasselbe. Aber das Objektive der angeblichen Visionen und Erscheinungen hat auf Realität nicht den geringsten Anspruch.

Es ist schade, daß man noch niemals eine rechte Sichtung mit den Legenden vorgenommen hat. Viele darunter zeigen uns christliche Tugenden in Beispielen, welche die Seele tief bewegen, allen Christen unvergeßlich bleiben sollten und nicht selten auch von hoher poetischer Schönheit sind. Wenn man solche zusammenstellte, würde man ein Buch haben, was nicht blos Katholiken, sondern jeden guten Christen erfreuen und erbauen könnte. Die vielen und bändereichen Legendensammlungen, mit denen die katholische Welt überschwemmt ist, lassen eine solche Auswahl vermissen, sofern sie zuviel Wiederholungen, zu viel läppische Wunder, überhaupt zu viele Namen enthalten, die dem Gedächtniß bald wieder entfallen müssen.

Jedes neue Dogma, z. B. der Transsubstantiation, der Maria rc. brauchte eine neue Menge Wundergeschichten zu seiner Beglaubigung. Ebenso jeder neue Mönchsorden, indem er beweisen wollte, er sey noch heiliger als die frühern. Hier ein kleines Beispiel. Magdalena de la Crux, eine Aebtissin zu Bordeaux, wurde 1340 vor die Inquisition gezogen, weil sie angeblich mit dem Teufel im Bunde stand und durch diesen in den Besitz aller Mittel gesetzt wurde, um eine Heilige zu spielen und sogar scheinbar Wunder zu

thun. Man glaubte, sie sey nur das Werkzeug des Franziscanerordens, die mehr Heilige haben wollten als andere Orden. Daher die Dominicaner zu Toledo eine andere Nonne abrichteten, ebenfalls die Heilige zu spielen. Diese trieb es aber zu grob und mußte auf die Seite geschafft werden. Nun aber ruheten die Dominicaner nicht, bis sie auch die Magdalena der Franziscaner in gleiche Schande gestürzt hatten. Und da ihnen das Inquisitionsgericht anvertraut war, diente ihnen dasselbe als bestes Mittel, sich an den Franziscanern zu rächen. Sie zogen sie vor Gericht, verurtheilten sie jedoch nur zu ewigem Gefängniß, so daß sich jetzt nicht mehr ermitteln läßt, ob sie nicht eigentlich unschuldig war. Gavin III. 114.

Als die höchste Steigerung des religiösen Wahnsinns haben wir die Dämonomanie zu betrachten. Ohne mich auf das vielbesprochene Thema der Geister- und Dämonenwelt hier näher einzulassen, kommt es mir nur darauf an zu constatiren, daß die römische Kirche diese dunkelste Partie in der Nachtseite der Natur auch am reichlichsten für ihre hierarchischen Zwecke ausgebeutet hat. Was im frühern Heidenthum von Zauberei, Beschwörungen der Elemente, der Dämonen, der Todten 2c. gang und gäbe war, ist von den ersten Christen schon aus sittlichen Gründen verworfen worden, weil es fast immer zum Mittel für schlechte Zwecke diente. Die Deutschen, die als Eroberer in's römische Reich kamen und Christen wurden, hatten als Heiden wohl auch allerlei Aberglauben gehegt, aber von anderer Art. Das Zauberwesen des classischen Alterthums war ihnen fremd und sie lachten darüber als über einen Wahn, mit demselben Rechte, mit welchem sie auch den Götzendienst und die den Götterbildern inwohnende Heiligkeit als bloße Lüge erkannten. Das in Italien entworfene longobardische Gesetz des König Rotharis erklärt ausdrücklich den Zauberglauben für eine bloße Einbildung. Ebenso dachten westgothische und fränkische Synoden von der Zauberei und erklärten den Glauben daran als unstatthaft, weil nichts Wahres dahinter sey. Also waren die ersten Jahrhunderte der Christenheit vernünftiger als die spätern und das war auch natürlich, weil früher mehr germanischer Einfluß vorherrschte

und die römische Hierarchie erst später und nach und nach ihre Macht entfalten konnte.

Der Zauberwahn nahm als ein Mittel der römischen Hierarchie genau in dem Maaße wieder überhand, in welchem diese selbst zu größerer Macht heranwuchs. Es ist gewiß sehr charakteristisch, daß der Papst die Zauberei zwar wiederholt verbot, aber nicht mehr, wie es jene ältern germanischen Gesetze gethan hatten, als einen Wahn, als eine dumme und den Menschen schädliche Einbildung, sondern als etwas Wahres und Wirkliches. Wie hätte auch der Papst die Zauberei leugnen können, da er selber welche trieb? Der Unterschied war einzig der, daß die römischen Priester mit ihren Weihen, mit ihren Hostien, Reliquien, Amuletten, Messen und Bildern im Namen Gottes und der Heiligen zaubern zu können vorgaben, während die von der Kirche verdammten Zauberer nur nach heidnischer Weise die Elemente, die astralischen Mächte, die Todten und die Dämonen der Unterwelt beschworen. Die einen trieben die weiße, die andere die schwarze Magie.

Das verbotene Zauberwesen diente der römischen Hierarchie nicht weniger zu ihren Zwecken, wie das erlaubte, welches ihre Priester selber trieben. Der Teufel diente der Hierarchie nicht nur als Popanz, um die ungehorsamen Kinder der Kirche zu schrecken, auch nicht nur als Jagdhund, sondern sogar als Lockvogel, um die Seelen, die sich von ihm hatten verführen lassen, desto sicherer der Gnade zuzuführen. So diente dem Wahne von der Allmacht der Gottesmutter der Wahn vom Blutbund der Menschen mit dem Teufel nur zur Ergänzung. Denn nichts konnte die Maria höher stellen als der Glaube, sie und sie allein vermöge den Menschen auch dann noch selig zu machen, wenn er die ärgste Todsünde begangen und sich mit seinem Blute dem urbösen Principe selbst verschrieben habe. Einen Menschen auch in diesem Falle noch erlösen, das könne der strenge Gott Vater nicht, das könne auch Christus am jüngsten Gerichte nicht, das könne nur Maria.

VII.

Die römische Werkheiligkeit und Scheinheiligkeit.

Das Christenthum, wie wir es aus den Evangelien kennen, bezweckte überhaupt nur einen gottesfürchtigen und sittenreinen Wandel und eine Hinweisung auf das Jenseits, in welchem der ewige Richter uns nach unserem irdischen Wandel belohnen oder bestrafen wird. Es verlangte keinen künstlichen und überstudirten Glauben, sondern nur den einfachsten von der Welt, den Glauben an Gott, seine Weisheit, Gerechtigkeit und Güte, den Glauben an die Unsterblichkeit der Seele, und gab uns kein anderes Gebot, als Gott und seine Gebote stets vor Augen zu haben, das Böse zu meiden, unsere Mitmenschen als Brüder zu lieben, in Leiden geduldig, in Anfechtungen standhaft zu seyn und Gott zu vertrauen.

Von dieser edlen Einfachheit des Christenthums sind schon die Griechen mit ihrer mehr oder weniger durch die älteren heidnischen Philosophen verfälschten, theologischen Speculation abgewichen und haben auf die Evangelien ungeheuerliche Denkgebäude aufgethürmt, in denen sich nur der Gelehrte orientiren kann und welche dem gemeinen Volk die Wahrheit mehr verdunkeln als klar machen. Ein Theil dieser Verkünstelung der Christuslehre ist auch auf die römische Kirche übergegangen, obgleich diese sich das Verdienst erworben hat, der luxurirenden Spekulation eine Schranke zu ziehen, dagegen aber in einen andern Fehler gefallen ist, der durch jene einseitige Speculation als entgegengesetzte Einseitigkeit hervorgerufen wurde, nämlich in die Werkheiligkeit. Der Christ sollte nicht mehr über die göttlichen Dinge nachdenken, er sollte nur nach einer bestimmten Vorschrift mechanisch äußere Handlungen vornehmen, sich nicht mehr in den Geist versenken, sondern sich äußere, materielle, sicht- und greifbare Bilder von Gott, seinen Engeln und Heiligen machen und dieselben anbeten, nicht mehr durch Insichgehen den bösen Trieb überwinden, sondern sich durch äußere magische Mittel, die er sich

vom Priester zu erbitten oder zu erkaufen hatte, von den Folgen seiner Sünde befreien. Auch diese ganz äußerliche Werkheiligkeit war aus dem Heidenthum entlehnt, war nur die Fortsetzung des heidnischen Bilderdienstes und der heidnischen Magien.

Das evangelische Christenthum legt den Grundton weder auf die Speculation, noch auf die Werkheiligkeit, sondern auf die Sittlichkeit, also auch auf den freien Willen, auf die freie Wahl des Menschen zwischen Gut und Böse, durch welche jede sittliche Entschließung, jede sittliche Handlung bedingt ist. Bekanntlich ist man aber auf dem Irrweg der Speculation dahin gelangt, den Glauben an gewisse Dogmen für die alleinige Bedingung des göttlichen Wohlwollens und der Seligkeit zu halten, ohne dabei dem sittlichen Wandel einen Werth beizulegen, so zwar, daß der gläubige Sünder und Verbrecher selig werden müsse, der unschuldigste und edelste Christ dagegen, wenn er an jene Dogmen nicht glaube, der Verdammniß anheimfalle. Und eben so bekannt ist, daß man auf dem zweiten Irrwege dahin gelangt ist, daß jeder, der die vorgeschriebnen Gebete gedankenlos hersagt, vor einem steinernen oder hölzernen Bilde kniet und anbetet, für sein Geld Messe lesen läßt, sein Erbe mit Hintansetzung seiner Hinterbliebenen der Kirche vermacht, Bullen und Ablaßbriefe kauft, wenn sonst sein Charakter und seine Handlungsweise auch noch so schlecht ist, selig werden müsse, dagegen auch der rechtschaffenste und frömmste Christ, wenn er jene äußere Werkheiligkeit nicht übe, ewig verdammt werde.

Der Luxus von Ceremonien in der römischen Kirche diente dazu, der Menge zu gefallen, den Heiden, die an dergleichen gewohnt, oder auch, denen diese geheimnißvollen und prächtigen Aeußerlichkeiten noch neu waren, den Eintritt in's Christenthum leichter und bequemer oder anlockender zu machen, zugleich aber auch, dem Priesterstande seinen höheren Rang zu sichern. Der Gottesdienst wurde je mehr und mehr ein Schauspiel, dessen Akteure die Priester waren, indeß die Gemeinde mehr das passive Publikum bildete. Man muß dabei erwägen, daß es die südlichen Völker waren, in deren Mitte sich zuerst die griechische und römische Kirche ausgebildet hat. Hier war man theils an das Schauspiel prachtvoller Götter-

feste, reicher Priesterschaften mit vielen Ceremonien, theils an eine Menge von meist ausländischen Geheimdiensten gewöhnt, allerlei ägyptische, syrische, persische Mysterien, zu denen sich die gebildeten Klassen damals ziemlich so verhielten, wie sie sich jetzt zu den Freimaurerlogen verhalten.

Zur germanischen Natur paßt diese Werkheiligkeit nicht. Die Deutschen sind von Haus aus nicht so theatralisch wie die Südländer und hatten auch, als sie noch Heiden waren, keine Neigung dafür wie Griechen und Römer. Sie hatten auch nicht das Talent dazu, wie überhaupt nicht für die Schauspielkunst und bildende Kunst, sie waren einfacher, derber, Leute, die sich nicht gern verstellten und Rollen spielten, sondern feste und stolze Krieger. Deßhalb nahmen sie auch als Christen zuerst die einfachere arianische Glaubenslehre an. Wenn der Arianismus nicht untergegangen wäre, würden wahrscheinlich auch die wüthenden Angriffe der Muhamedaner auf die Christenheit unterblieben seyn. Denn die Muhamedaner sahen im griechischen und römischen Christenthum, nachdem auch in der griechischen Kirche, nach langem und heftigen Kampfe der Bilderdienst den Sieg errungen hatte und die edlen Gothen vom Schauplatz verschwunden waren, nur den heidnischen Götzendienst wieder aufleben und trachteten ihn auszurotten. Obgleich sie Christum selbst für einen gottgesandten Propheten hielten, den sie heute noch verehren, unterschieden sie ihn doch auf's schärfste von seiner verderbten Kirche.

Der berühmte Möhler hat die prunkvollen und mannigfaltigen Aeußerlichkeiten, welche die römische Kirche dem ältern heidnischen Cultus entlehnte, etwas obenhin zu entschuldigen gesucht, indem er sagt, grade darin habe sich der freisinnige Geist der Kirche bewährt, daß sie keinen Anstand genommen habe, solche äußere Gebräuche, in denen an sich nichts Böses ist, gelten zu lassen. Er hätte aber wohl überlegen sollen, daß es in der That etwas Böses ist, wenn man das Volk belügt, das Bild Christi sey so heilig und wunderthätig, als er selber gewesen, wenn man es auch die Maria und die Heiligen und ihre Bilder für eben so wunderthätig zu halten lehrt und wenn man ihm einredet, mit einer Ceremonie, einem

Geldopfer, einer bezahlten Messe, einem gekauften Ablaßbrief richte es eben so viel aus, als wenn es sich innerlich bessere. Gewiß ist es etwas Böses, wenn man Stein und Holz anbetet, die nicht anbetungswürdig sind, und wenn man die ewige Gerechtigkeit bestechen will, um fortsündigen zu können, ohne eine Strafe fürchten zu müssen.

Wenn man nun die Werkheiligkeit auch in ihrer äußersten Ausartung mit Recht verwerfen muß, darf man deshalb doch nicht alles Feierliche und Festliche entfernen wollen, was zum christlichen Gottesdienste gehört. Die Heiligkeit der Feier an sich verlangt, daß man sich schmücke und, wie das Evangelium selber sagt, ein hochzeitliches Kleid anlege. Ungesucht aber bietet die Natur und die Jahreszeit viel des erlaubten und gebotenen Schmuckes dar. Feierte nicht Christus selbst das Osterfest und zog unter Palmenschmuck in Jerusalem ein? Die Hauptfeste der Christenheit fallen in dieselben Solstitien und Aequinoctien, an denen auch schon zur Heidenzeit die wichtigsten Götterfeste begangen wurden. Das ist aber keine Entweihung der christlichen Idee, das Natürliche dient hier vielmehr nur zur Unterlage und zum Sinnbild der höheren christlichen Idee. Wie in der Wintersonnenwende aus tiefster Nacht die Sonne gleichsam neu geboren wird, so das Christkind als ein noch höheres Licht, welches die Menschheit aus der tiefsten Nacht ihres Heidenthums erwecken und erleuchten sollte. Wenn Pfingsten, das Fest der Ausgießung des h. Geistes, in die Pracht und den Glanz der Frühlingsblüthe fällt, in welcher über die winterlich abgestorbene Erde ein neuer Lebensgeist sich ergießt und alles grünt und sproßt und vorher verschlossene Kelche sich öffnen, so dient auch hier dem christlichen Feste auf sinnige Weise die Jahreszeit zur Unterlage. Ebenso dem Allerseelenfest im Herbst, wenn das Naturleben hinstirbt. Wie sollte bei der Firmelung oder Confirmation die Jugend sich nicht festlich mit Blumen schmücken, was so schön zu ihren Jahren und zu der Weihe paßt, die sie empfangen? Alle diese Arten der Feier sind Gottes und der Menschen würdig, unschuldig, schön und sinnvoll, dürfen also nicht mit der Werkheiligkeit verwechselt werden, und vieles davon hätten die Kirchen der Reformation wohl aus der katholischen Kirche beibehalten dürfen.

Dagegen ist die Werkheiligkeit unbedingt zu verwerfen, wenn sie nur gleichsam Gott betrügen und an die Stelle wahrer Reue und Buße nur gleichgültige Handlungen setzen will. Durch nichts hat sich die römische Kirche an den ehrlichen Deutschen mehr versündigt, als indem sie sie zu dieser Täuschung Gottes anhielt. F. K. von Moser sagte schon: „Der Wahn, daß man alle Sünden und Schlechtigkeiten abbeten, abbeichten, abkaufen könne, ohne eine Besserung des Herzens, erhält das Volk in seiner unmoralischen Stupidität und macht es immer dummer, fühlloser und schlechter."

Indem das römische Papstthum die christliche Wahrheit ganz allein inne zu haben behauptete, allein im christlichen Erbe zu sitzen, allein zur Herrschaft über das Reich Gottes auf Erden, über alle in Christo getauften Seelen berechtigt zu seyn und die allein seligmachende Kirche darzustellen vorgab, nahm es natürlicherweise auch eine äußerst heilige Miene an, die sich aber nur zu bald den gerechten Vorwurf der Scheinheiligkeit zuzog. Denn sie war in der That eine Maske, hinter der sich drei sehr unheilige Gesinnungen verbargen. Erstens nämlich die hierarchische Herrschsucht und Habgier, die einer weltlichen Tyrannei vollkommen glich und auch die geistliche Gewalt mit einer weltlichen verband. Zweitens der Servilismus, mit welchem das Papstthum, nachdem es ihm mißlungen war, auch die weltliche Alleinherrschaft an sich zu reißen, denjenigen katholischen Großmächten, die ihm Schutz angedeihen ließen, zu Willen war und für sie die Völker verdummte und zu sclavischem Gehorsam anhielt. Drittens die heidnische Gesinnung und das heidnische Leben, wie sie sich unter der frommen christlichen Maske wieder geltend machten. Es ist bekannt, welche heidnische Lüderlichkeit und Schwelgerei am päpstlichen Hofe und zwar nicht nur in Avignon, sondern allzu oft auch in Rom geherrscht haben, welche Ueppigkeit noch bis an's Ende des vorigen Jahrhunderts an den fürstbischöflichen Höfen in Deutschland Mode war und wie viele Klöster wegen ihrer Unsittlichkeit verrufen waren.

Die Unsittlichkeit des Klerus wuchs genau in dem Maaße, in welchem die Hierarchie sich immer mehr in Rom concentrirte und in kirchlichen Angelegenheiten alles nur noch von oben her commandirt

wurde. Die oben standen und die Macht hatten, waren unverantwortlich, also leicht zum Mißbrauch ihrer Gewalt gebracht, und so verbreitete sich die Corruption von oben nach unten. Wenn die Pfarrer nur das Ceremonielle besorgten und das Volk im blinden Gehorsam erhielten, so genügte es den Oberen, und Rohheit und Unwissenheit diente der niederen Geistlichkeit in den Augen der Oberen sogar zur Empfehlung, weil alsdann weder eine intellectuelle, noch eine sittliche Kritik von unten her zu besorgen war. Die Zahl der Kirchen und Kapellen und der dabei angestellten Pfarrer und Kaplane, die Zahl der Klöster, der Mönchsorden männlichen und weiblichen Geschlechts wuchs ungeheuer nicht nur durch die vielen frommen Stiftungen, sondern auch durch die Anordnungen der Päpste und Metropoliten, weil die geistlichen Heerschaaren und die Macht der Kirche dadurch vermehrt wurden. Andrerseits lockte das geistliche Ansehen und die lebenslängliche Versorgung mit der Pfründe oder im Kloster eine Menge Menschen in den geistlichen Stand hinein und sehr häufig gerade solche, die am wenigsten zur Heiligkeit berufen und geneigt waren. Daher die bittern Klagen über unwürdige Geistliche.

Man darf nicht ungerecht urtheilen, die Verdienste so vieler Mönchsorden des Mittelalters nicht verkennen, noch auch zweifeln, daß wohl in der Mehrzahl der Nonnenklöster Zucht und Sitte gehandhabt wurden und daß sie wahre Asyle der Unschuld waren. Eben so gewiß aber ist, daß auch in Klöstern schändlicher Unfug getrieben wurde. In den Mönchsklöstern nahm die Scheinheiligkeit meistentheils einen komischen Charakter an, den der Selbstironisirung. Derselbe prägt sich schon in den sehr alten lateinischen Mönchsgedichten von Benedict-Beuren (carmina Burana) aus und in einer Sitte der Bettelmönche in Frankreich, die im 16. Jahrhundert Weingefäße, vollkommen wie Brevire gestaltet, mit sich trugen (nach Rabelais). Schon bei Boccaccio und in unzähligen Schwänken und Satiren des Mittelalters schon vor der Reformation kommen die possenhaftesten Beispiele mönchischer Scheinheiligkeit vor. Dagegen nahm die Scheinheiligkeit in den Nonnenklöstern häufig einen nichts weniger als komischen Charakter an. Aus einer Menge von Quellen

geht aktenmäßig hervor, daß bei dem schwachen Geschlecht in Klöstern die erotische Phantasie auf die seltsamste Weise in religiöse Schwärmerei verirrte. Eines der merkwürdigsten Beispiele gab ein Prozeß, der in den Memoiren des Bischofs Ricci enthalten ist.

Obgleich der fromme Mann Recht hatte, welcher sagte, die Nonnen hätten weniger gesündigt, als an ihnen gesündigt worden sey, so ist doch gewiß, daß die Corruption sich der weiblichen Klöster bemeistert hat, wie der männlichen. Die armen Nonnen waren wohl selber nicht daran Schuld. In der Regel lebten sie in frommer Demuth dahin, wenn sie aus wirklicher Neigung oder auch nur, um in schwereren Zeiten ein Asyl ihrer Unschuld zu finden, ins Kloster gegangen waren. Nur wo sie von ihren Familien aus Nützlichkeitsgründen zwangsweise in die Klöster gebracht worden waren, ließen sich Ausschreitungen kaum vermeiden. Dasselbe war der Fall bei solchen Frauenzimmern auch aus niedern Ständen, die zum arbeiten zu faul, lieber ihren reichlichen Unterhalt im Kloster suchten. Sehr viele Nonnenklöster wurden mit adeligen Töchtern bevölkert, damit das Vermögen der Familie den Söhnen blieb und man die Aussteuer für die Töchter ersparte. Der Adel trat förmlich zusammen und stiftete Nonnenklöster als Versorgungsanstalten für seine Töchter, so daß nur adelig geborene oder sog. stiftsfähige Damen in solche Klöster aufgenommen werden durften. Diese armen Damen, die ohne Neigung Nonnen werden mußten, erleichterten sich nun das Leben durch Herrenbesuche &c. und viele solche Klöster erwarben sich schon im Mittelalter einen sehr üblen Ruf, noch viel mehr aber seit dem Tridentinum. Auf einer kleinen Insel bei Venedig stand ein galantes Nonnenkloster, andere ähnliche in Frankreich im übelsten Rufe. Lüderliche Prinzessinnen oder abgedankte Maitressen der Fürsten wurden gewöhnlich Aebtissinnen solcher Klöster. Ein Muster dieser Art war die berüchtigte Aebtissin von Maubisson, von der die Prinzessin Elisabeth Charlotte von Orleans allerlei erzählt.

In Nonnenklöstern, die nicht der Aristokratie angehörten, waren es vornehmlich die Beichtväter, welche die Nonnen als ihre Beichttöchter verführten, Wölfe im Schafsstall. Es ist überflüssig, Beispiele davon zu verzeichnen, da ihrer genug bekannt sind. Seit

Diderots berühmter Réligieuse haben eine Menge Romane, Memoiren und Scandalgeschichten dieses Kapitel erörtert. Mönchische Beichtväter beherrschten nicht blos die Seelen der Nonnen und besaßen nicht selten auch Mittel, um sich in ihren Klöstern auch affiliirte Damen zuzulegen. Als französische Truppen im spanischen Erbfolgekrieg nach Saragossa kamen, hoben sie dort in einem Dominikanerkloster ein Nest von sechzig jungen Mädchen auf, welche die verruchten Mönche ihren Eltern geraubt hatten. Bougainville beschreibt in seiner Reise um die Welt, Seite 13 die Sitten in Buenos Ayres und erzählt unter andern, sogar vornehme Damen trügen Mönchskutten desjenigen Ordens, für den sie die Garderobe der Madonna und die Drapirung der Altäre besorgten, und die Jesuiten daselbst hätten sogar das Recht, Weiber und Mädchen aus der Stadt zwölf Tage lang in ihrem Kloster zum Behuf geistlicher Uebungen zurückzuhalten.

Die Unnatur des Cölibats ist längst erkannt und doch hat die römische Kirche darauf bestanden. Schon Kaiser Ferdinand I. sagte den Vätern von Trient, unter hundert Pfaffen sey kaum einer, der nicht heimlich oder öffentlich ein Weib habe. Sturm in Straßburg sagte dem Kaiser Karl V., ein Weib sey für den Pfaffen besser, als keins, denn habe er die eine nicht, dann giere er nach allen. Ich schließe mit den vernünftigen Worten C. Waagens (über die Aufgabe des ökumenischen Concils S. 33): „Wir können es dem allgemeinen Urtheil anheimstellen, ob es eines Priesters würdiger ist, seine freie Zeit der Erziehung, Bildung und Belehrung seiner Kinder zu widmen, oder bei Bier und Kartenspiel im Wirthshaus zuzubringen, oder gleich den italienischen Abbates zu Liebesintriguen zu verwenden?"

Das gemeine Volk in katholischen Ländern hat an den Pfarrköchinnen niemals Anstoß genommen. Die Macht der Gewohnheit entschuldigt an den Priestern alles. Noch vor wenigen Jahren erlebte Aschenbach auf der Insel Capri bei Neapel Folgendes: Eine englische Familie, die hier wohnte, hatte sich eines jungen Mädchens angenommen, als dasselbe von einem Pfaffen in der Beichte verführt und, kaum 15 Jahre alt, entehrt wurde. Die englische Familie

war darüber entrüstet und wollte klagen, aber das Volk, bei dem die Pfaffen im höchsten Ansehen standen, gerieth in Aufruhr, schoß in das Fenster der Engländer und drohte ihnen mit dem Tode, so daß sie schleunigst flüchten mußten. Im Herbst 1870 wurde ein Pfaffe mit dem Sakrament zu einem sterbenden Mädchen in Tirol gerufen und schändete sie. Man ergriff ihn, aber eine Deputation seiner Gemeinde bat für ihn bei der Kaiserin in Meran. Nach dem Innsbrucker Tagblatt 1871, Nr. 16.

Alle Städte im katholischen Süden wimmelten noch bis auf die neueste Zeit der liberalen Reaction von Klöstern und Kirchen mit zahllosen Mönchen und Priestern. Aber wo hat man je gehört, daß durch dieselben die Sittlichkeit des Volkes gefördert worden wäre? Auch in Deutschland waren die geistlichen Residenzen immer die lüderlichsten. Noch viel mehr in Italien. Wo viele Priester beisammen sind, gibt es auch immer Hunderte von Frauen, die blos für die Pfaffen leben und dieses Verhältniß nur oberflächlich dadurch beschönigen, daß sie irgend einen bürgerlichen Müßiggänger heirathen, der dann auf Kosten der Pfaffen lebt. In denselben Straßen, in denen sich Hunderte und Tausende von Mönchen aller Farben aus langer Weile herumzutreiben pflegten, wurde der Fremde am hellen Tage von schamlosen Ruffianis (Kupplern) belästigt. Wenn nun auch alle Mönche selber dem Keuschheitsgelübde treu blieben, so ist es doch unverantwortlich, daß sie nicht auch die Laien zu einem sittlichern Verhalten bewogen.

Die ungeheure Unnatur scheinheiliger Unzucht war nirgends so auffallend als in Venedig, wo sie Jahrhunderte lang absichtlich von der Staatsregierung gepflegt und den Venetianern so zur anderen Natur wurde, daß es Niemand einfiel, daran Anstoß zu nehmen. Die herrschende Aristokratie einer großen Handelsstadt, die gern Fremde an sich lockte, mußte diesen auch Vergnügen machen und war auch des Gehorsams ihrer Unterthanen um so sicherer, je mehr Lebenslust sie denselben gönnte. Deshalb herrschte in Venedig eine Art ewiger Carneval, wimmelte es hier von galanten Frauen, Theatern, Spielhäusern und wurden von hier aus alle Höfe Europas mit Maitressen, Sängern und Sängerinnen, Tänzern und Tänzerinnen,

Spielern, Glücksrittern, Gauklern ꝛc. versehen. In dieses Luderleben war aber auch die Geistlichkeit Venedigs hineingezogen. Hier waren die größten Ausschweifungen gestattet, auch den Nonnen. Trotz des äußeren Scheines in Kirchenpracht, Kirchenbildern, geistlichen Costümen und Prozessionen, befand man sich hier nicht wie in einer christlichen Stadt, sondern wie in der Residenz der Liebesgöttin zu Paphos.

VIII.

Der heidnische Prunk im römischen Gottesdienst.

Aus dem einfachen christlichen Gottesdienste hat die römische Hierarchie ein neues heidnisches System von Tempelpracht und theatralischem Festgepränge herausgekünstelt. Der christliche Gottesdienst ist ursprünglich gemeinschaftliches Gebet der Gläubigen und, wie es natürlich ist, in der Muttersprache. Die römische Hierarchie hat aber auch allen nichtromanischen Völkern die lateinische Kirchensprache aufgedrungen, die sie nicht verstehen. Sie erlaubt also dem Menschen nicht, nach eigener Empfindung mit Gott zu reden. Er soll glauben, er rede mit Gott, wenn er betet, und versteht nicht einmal, was er betet. Der Priester schiebt sich als Dolmetscher zwischen ihn und Gott ein, wenn er sich überhaupt herabläßt, dem dummen Bauer das Latein zu übersetzen. Jedem soll das Gebet aus dem Innern kommen, er soll freiwillig und von Herzen beten, aber die römische Hierarchie läßt ihm durch den Priester vorbeten, macht ihn zu einem bloßen Zuschauer beim Schauspiel des Gottesdienstes, oder läßt ihn blos auf Commando beten und Zeichen machen.

Die christliche Kirche war ursprünglich nur ein Betsaal. Es kam weniger auf den Ort, wo man betete, als auf die Innigkeit des Gebetes an. Sobald man aber Kirchen baut, versteht es sich von selbst, daß man dem Gebäude eine würdige und erhabene Form zu geben sucht, die den Eindruck des Heiligen macht. Wir Deutschen

haben das Ideal einer solchen Kirche in der Gothik gefunden und von andern Künsten hauptsächlich nur noch die Musik beim Gottesdienst verwendet. Die römische Hierarchie aber hat, ganz dem romanischen Racencharakter gemäß, in mehr heidnischer Weise die bildende und theatralische Kunst vorgezogen, die Tempel zu Glyptotheken und Pinakotheken und zu Theatern gemacht. Zugleich hat sie die Zahl sowohl der einzelnen gottesdienstlichen Funktionen, als der kirchlichen Gebäude und der Kirchenfeste in übertriebenster Weise vermehrt. Alles nur zum Vortheil der Priester, die dabei in unnützer Mehrzahl angestellt werden, als ob die Kirche blos der Priester wegen da wäre.

Eben so hat die römische Kirche die Festtage unnütz vermehrt. Sie ist weit über das Bedürfniß hinausgegangen. Es genügt gewiß, wenn man nach sechs Tagen irdischer Arbeit, den siebenten Tag dem Gottesdienst widmet und noch dazu einige hohe Jahresfeste feiert. Es ist aber unnatürlich, die Festtage so zu häufen, wie es die römische Hierarchie beliebt hat. Wenn darin in neuern Zeiten eine Mäßigung eingetreten ist, so beweist das eben, daß man den frühern Mißbrauch eingesehen hat. Die Bedeutung eines Kirchenfestes soll der gläubigen Gemeinde klar und einleuchtend seyn. Das, was man feiert, muß durch seine Erhabenheit und Heiligkeit imponiren. Die Feier selbst muß würdevoll seyn und dem Ernst der Religion entsprechen. Das geschieht aber nicht in dem südeuropäischen und südamerikanischen Gebiet der römischen Kirche. Hier feiert man solchen Heiligen Feste, die erst die Jesuitenpolitik erfunden hat und deren Legende oft die albernsten Dinge enthält. In der Feier selbst ist dann auch kein Ernst. Sie wird zum bloßen Schauspiel mit Prozessionen im buntesten Schmuck der Farben, mit lärmender Musik, Böllerschießen, Feuerwerk, Volksjubel und sogar Possenreißerei. Der verkleidete Teufel spielt dabei förmlich den Hanswurst. Es ist nicht genug, daß man das Heilige alltäglich und dadurch gemein macht, man zieht es auch geflissentlich in's Niedrig-Komische herab.

Die kaum übersehbare Menge göttlicher und heiliger Personen, welche die römische Kirche in Bildern oder theatralischen Schaustellungen dem Volke vorführt, zerstreut die Andacht und zieht die

Seele von dem Gedanken an den alleinigen unsichtbaren Gott ab. Diese Gestaltenfülle ist heidnisch, in ihr kehrt vollständig die Vielgötterei wieder. Man soll Gott in seinem Innern suchen, nicht in einem äußern Bilde, welches immer nur betrügt. Reißt vielleicht sein Kunstwerth uns zur Bewunderung hin, so ist das keine Andacht, so kann man das in einer Bildergallerie empfinden, aber es gehört nicht in die Kirche. Auch ist die römische Hierarchie weit über die Grenze hinausgegangen, die der kirchlichen Kunst unabänderlich vorgeschrieben ist. Sie hat ihren Künstlern erlaubt, heiligen Personen den Ausdruck sehr irdischer Affecte zu geben, ja sogar üppige und verführerische Bilder in die Kirchen zu malen. Und hat sie nicht auch an die Stelle des frommen Gesanges, der aus dem Herzen kommen soll, opernähnliche Musik und sogar Castraten in die Kirche eingeführt?

Der ganze Prunk der römischen Kirche, ihre Marmorpaläste, ihre von Gold und Juwelen strahlenden Capellen, ihr Purpur, der Pomp des Papsts und der Cardinäle, die bunte Mannigfaltigkeit der geistlichen Talare und Kutten, Bischofsmützen und Tonsuren ist unchristlich, widerspricht der evangelischen Einfachheit dessen, nach dem sich die Kirche die christliche nennt, contrastirt auf wahrhaft ärgerliche Weise mit dem schlichten ungenähten Rock des Heilands, mit seiner Geburt in der Krippe und mit seinem Tode am Kreuz. Ausdrücklich verkündete der Heiland, sein Reich solle nicht von dieser Welt seyn, und nur der Römer Spott machte ihn zum König der Juden. Niemals hätte es daher einem Christen einfallen sollen, sich als angeblichen Statthalter Christi mit der Pracht und dem Hofstaat eines irdischen Herrschers zu umgeben und die bescheidenen Apostel in Cardinäle in Purpur und mit Königsrang und mit stolzen Rossen umherkutschirende Legaten, und das Schwert, welches Petrus einmal gegen Malchus zuckte, zu einer Armee von Schlüsselsoldaten, geharnischten Schweizern und päpstlichen Zuaven in türkischer Tracht zu verwandeln.

Allerdings ist die übertriebene Pracht der päpstlichen Hofhaltung erst in der Renaissancezeit aufgekommen, aber die Tendenz dazu lag immer in der hierarchischen Anmaßung des römischen Stuhls.

Der heil. Geist war hier keine sanfte weiße Taube mehr, sondern ein hoffährtiger Pfau mit rollendem Prachtrade. Im Capitel von der Hierarchie haben wir schon erörtert, wie der Papst sich als den Erben der altrömischen Weltmonarchie ansah. Durch Karls des Großen Gnade war er dem Kaiser nebengeordnet worden, aber in seinem romanischen Racendünkel wollte er dem germanischen Kaiser nicht nebengeordnet bleiben, sondern sich ihm überordnen. Er drückte das in dem berühmten Gleichniß aus, wonach er die Sonne, der Kaiser aber nur der Mond seyn solle, der sein Licht von ihr empfange. Bonifacius VIII. maßte sich an, alle Kaiser und Könige in der Welt ab- und einzusetzen. Die römische Voraussetzung war, alle Menschen sollten und müßten katholisch werden und der Papst unumschränkt über sie alle herrschen. Deswegen schrieb er seine Dekrete urbi et orbi, für die Stadt Rom und für die ganze Welt aus. Daß er den ganzen Erdkreis für sein Eigenthum erachte, bewies er mit der Linie, mittelst welcher er die neu entdeckten Meere und Welttheile zwischen Spanien und Portugal theilte.

Der Papst sah also nicht blos auf die Pracht, sondern auch auf die Macht eines Weltmonarchen. Aus dem sanften Lamme Gottes, als welches Christus in der Bibel gedacht wird, war sein Statthalter in Rom ein brüllender Löwe geworden, der die Völker blutig zerfleischte und mit seinen Bannstrahlen Fürsten und Völker zittern machte. Was mußte ein Papst empfinden, der die Autodafés befahl, der der Pariser Bluthochzeit zujauchzte, wenn er die Augen zum Crucifix aufschlug! Da hing der Gottessohn am Kreuze und hier stand sein Statthalter an der Spitze eines Heeres von Henkern und Schlächtern, der die von Christo gebotene Bruderliebe vergessen und sich nicht anders verhielt wie der heidnische Opferpriester in Mexiko, wenn er Hekatomben von Menschen dem scheußlichen Kriegsgott opferte.

Vermöge des den südeuropäischen Romanen angeborenen Racenzuges hatte sich der altrömische Staat zur Kaiserzeit zu einer Art von Schauspiel ausgebildet, mit ungeheurer äußerer Pracht, mit festlichem Pomp, mit Triumphzügen, mit öffentlichen Schauspielen. Durch das ganze System dieser Schaustellungen zog sich aber eine

grausame Lust hindurch. Bei den Triumphzügen wurden die zum Tode verdammten Gefangenen erst noch zur Schau herumgeführt. Auch in den gewöhnlichen Theatern und Amphitheatern, von denen es im römischen Reiche wimmelte, wurden grausame Schauspiele aufgeführt, blutige Gladiatorenkämpfe, Thierhetzen, wobei Hunderte von wilden und großen Thieren Afrikas zu Tode gequält wurden. Dieses altrömische Staatssystem wurde nun später auch wieder römisches Kirchensystem. In das kanonische Recht schlich sich das ganze grausame Raffinement der altrömischen Justiz ein, und in den Ketzerverfolgungen, in den Triumphzügen, in denen man die armen Ketzer zum Tode führte, in den Autodafés, die man wie große Kirchen-, Hof- und Volksfeste zugleich feierte, wiederholte sich alles wieder, was das alte Rom in diesem Genre dargeboten hatte. In Spanien wiederholten sich auch die altrömischen Thierhetzen in den Stiergefechten und nährten den grausamen Hang des Volkes, ohne daß es die Kirche je getadelt hätte, die im Gegentheil erlaubte, daß man Madonnenbilder aus der Kirche nahm und ihnen bei Stiergefechten den Ehrensitz anwies.

Etwas später, in der Roccocozeit, wurde der Kirchenschmuck und sogar die Kirchenbildnerei mehr und mehr der weltlichen Mode unterworfen. Die Altäre wurden überladen mit Juwelen, Blumen, Lichtern und allerlei unnützem Prunk. Sonderlich von den Kolonien der Spanier und Portugiesen aus ergoßen sich Juwelen, Gold und Silber in die Kirchen. Während die Spanier in Peru den alten Sonnenkultus vernichteten, fing in ihrem Mutterlande ein neuer Sonnenkultus an, denn es wurde Mode, die Altarbilder mit großen Monstranzen zu ersetzen, von denen wie von einer Sonne Strahlen bis zu den Seitenwänden und zur Decke der Kirche von massivem Golde, zuweilen sogar von Juwelen ausliefen. Die Jesuiten machten diese Sonne mit der Inschrift I. H. S. zu ihrem Wappen.

Wenn ich hier gegen den äußeren Prunk der römischen Kirche eifere, so will ich mich doch verwahrt haben, als wolle ich alle Aeußerlichkeit eines gemeinsamen Gottesdienstes verwerfen und der Kunst ihr unveräußerliches Recht im Kirchendienste absprechen. Das

sey ferne! Dem eben geschilderten romanischen Extrem des eitlen Kirchenprunks steht ein anderes des schalen Rationalismus, des kahlen Rigorismus und des langweiligen Moralisirens gegenüber, die alles Schöne, alle Poesie aus der Kirche verbannen. Möge nie der heilige Glockenton verstummen, der die Gemeinde zur Kirche ruft, und etwa blos eine Rathhaus- und Schlafglocke übrig bleiben. Möge der Gemeinde nie eine Kirche fehlen, deren Architektur die Seelen zur Andacht stimmt. Möge die Kirchengemeinde beim Gottesdienst nie einem politischen Club gleichen und es an Ordnung, Ruhe, feierlichem Anstand und dem hochzeitlichen Kleide nicht fehlen. Möge auch das Sinnbildliche, was sich so natürlich an den Gottesdienst anknüpft, nie beseitigt werden, weder das Händefalten und Kniebeugen, noch der Schmuck, den die Jahreszeiten bei Dankfesten für Gottessegen darbieten!

Jeder vernünftige Mensch muß erkennen, daß dieses unschuldige Herbeiziehen von Aeußerlichkeiten, von Naturschmuck und Natursymbolik zum Gottesdienst erlaubt und gerathen, aber himmelweit verschieden ist von den Magien, welche der römische Aberglauben mit körperlichen Dingen treibt, und von der eitlen, unheiligen und geschmacklosen Pracht des Papstthums und seiner Diener.

Viertes Buch.

Die deutsche Reformation.

I.

Reaction deutscher Innerlichkeit gegen die römischen Aeußerlichkeiten.

Im 14. und 15. Jahrhundert, in welchen das Papstthum nach Unterdrückung und Ausrottung des edlen schwäbischen Kaiserhauses im engen Bunde mit dem französischen Königthum und mit dem Hause Habsburg dem germanischen Norden das Joch des Romanismus auflegte und im Besitz unumschränkter geistlicher Gewalt, die von der weltlichen unterstützt wurde, die freie und natürliche Regung des germanischen Geistes für immer unterdrücken wollte, konnten sich unter diesem fürchterlichen Doppeldruck nur noch selten Spuren jener edlern Auffassung des Christenthums blicken lassen, die den Deutschen von jeher die natürlichste war. Das römische Papstthum verlangte nur blinden Gehorsam und blinden Glauben an alle seine Fabeln. Um aber diesen Gehorsam und blinden Glauben den Völkern leicht zu machen, ließ es sie ohne irgend einen bessern Unterricht in der Dummheit und im Aberglauben dahinleben. Um das Gewissen in den Völkern zu betäuben, wurde ihnen das Sündigen so leicht und bequem als möglich gemacht durch äußere Werkheiligkeit und Ablaß. Um das Volk zu beschäftigen, daß es niemals in sich gehe und nachdenke, gab man ihm mit Andachten, Feierlichkeiten und Ceremonien vollauf zu thun und fesselte seine Sinne durch die bunten Aeußerlichkeiten und Lustbarkeiten der Kirchenfeste. Und das alles nur im Interesse des römi=

schen Papstthums und der französischen Könige und um die romanische Race über die germanische zu erheben.

Aber der Germanismus ließ sich nicht ganz unterdrücken. Es gab immer noch Geister, welche frugen: ist diese Heidenwirthschaft in Rom und Paris denn wirklich das Christenthum? Es war freilich unendlich schwer, das Netz zu zerreißen, welches der Papst und die Könige von Frankreich dem deutschen Kaiser und Volk geschmiedet hatten, denn dem geringsten Widerstande folgten Bann und Interdikt, Inquisition und Scheiterhaufen.

Ehe ich die deutschen Geister mustere, welche damals die edlere germanische Auffassung des Christenthums gegenüber der romanischen Corruption desselben geltend machten, muß ich des großen Dante gedenken, der mitten in Italien diesen edlen Germanismus vertrat. Dante verglich gleich im Eingang seines unsterblichen Epos das wahre Christenthum mit dem Berge Gottes hochragend zum Himmel hinauf über einen finstern unermeßlichen Wald, welcher zu seinen Füßen sich ausbreitete und nichts anderes als die romanische Race und Kirche seiner Zeit bedeutete, denn die drei wilden Thiere, welche den finstern Wald beherrschten, bedeuteten ihm die vorherrschenden Gewalten seiner Zeit, alle drei romanischen Ursprungs, der Panther die heidnische Unzucht in Florenz, der Löwe die Gewaltthaten des französischen Königthums, die hungrige Wölfin die unersättliche Habgier des Papstthums. Den Papst Bonifacius VIII. und den Papst Clemens V. sah er für ihre Sünden büßen in der Hölle. Den Habsburger Albrecht I. verdammte er als gottvergessenen Kaiser, der im Dienst des Papstes und Frankreichs die Kaiserkrone schändete. Dagegen sah er in dem edlen Kaiser Heinrich VII. (il pio Arrigo), dem ersten Luxemburger, den einzigen Trost und die einzige Hoffnung, den Einzigen, der mittelst germanischer Kraft, Tugend und Treue Reich und Kirche wieder herstellen und von dem romanischen Greuel reinigen könne. Wirklich zog dieser Heinrich mit einem siegreichen deutschen Heer über die Alpen, aber ein römischer Pfaffe vergiftete ihn im Abendmahl. Ein welthistorisches Ereigniß von tiefer Bedeutung, gleichsam ein Blitz aus der Hölle, der den ganzen Abgrund des in der römischen Kirche eingerissenen Verderbens

beleuchtete. Man erwäge die katholische Vorstellung von der Transsubstantiation, die Vorstellung, die allen Katholiken als heiligster Glaubenssatz vorgeschrieben war, daß des Priesters Hand das Mehl in der Oblate in Fleisch und Blut des lebendigen Christus verwandle, und man denke sich nun dazu, wie der ruchlose Priester diesen lebendigen Leib Christi mit Arsenik vergiftete, um mit ihm zugleich den Kaiser der Deutschen zu tödten und dem mit dem französischen Königthum verbundenen Papstthum zum Opfer zu bringen.

Fast gleichzeitig mit Dante lebte und wirkte der deutsche Mystiker Suso, auch Amandus genannt. Seine Mutter hieß Seuß, sein Vater war ein Herr vom Berg im Hegau. Er selbst wurde Dominikanermönch in Constanz und war, entsprechend seinem Namen, der sanfteste, liebevollste und gleichsam süßeste aller deutschen Mystiker. Seine hinterlassenen Werke hat der ihm seelenverwandte liebenswürdige Fürstbischof Diepenbrok herausgegeben, mit einer Vorrede von Görres. Es sind fast durchaus Gespräche, die seine minnende Seele mit der Weisheit gehalten und worin sich alles spezifisch Christliche in der Liebe und in dem Adel der Seele concentrirt, so daß darin nicht eine Spur von der gemeinen römischen Werkheiligkeit, von Aberglauben und Bilderdienst zu finden ist. Obgleich Milde und Sanftmuth bei ihm vorherrschen, so verlangt er doch: „Seyd kühn und männlich, die ihr Gott vertraut!“ (S. 249. 445. 447. bei Diepenbrok). In seinem Buch von den neun Felsen stimmt er auffallend mit Dante überein, denn er versteht unter denselben die Zacken und Stufen am Berge Gottes, die zum Himmel empor führen und zu denen nur die wahren Christen gelangen, während die falschen Christen und Sünder in der Tiefe bleiben und nicht emporkommen können. Die ewige Weisheit erklärt S. 513 der minnenden Seele das Papstthum, welches ganz wie bei Dante unten im wilden Walde mit den Thieren haust: „Ich sage dir, die Päpste, die hievor waren, führten ein viel anders Leben, denn die nun leben. Denn statt daß sie von Grund meinten die Ehre Gottes, meinen sie sich selber und das Ihre in allem ihrem Thun, Gut und Ehre, ihre Nepoten und weltliche Gewalt.“ Auch den Klerus findet

Suso im tiefen Grunde verdorben. Die Beichtväter, sagt er 517, suchen nur ihren Nutzen, die Klosterfrauen, heißt es 519, singen wohl mit dem Munde, aber im Herzen sind sie fern von Gott, sie leben in fremder Minne. Ueberhaupt sollte man die Klöster Gottes Zerstörer nennen, denn sie treiben Gott aus.

Auch bei allen andern berühmten deutschen Mystikern kehrt im Gegensatz gegen die romanische Auffassung des Christenthums immer die germanische wieder. Sie kümmern sich nicht um die Superstitionen und Magien, durch die es dem katholischen Christen so bequem gemacht wurde, sich immer auf die Pfaffen zu verlassen und niemals selbst zu denken, das eigene Herz, das eigene Gewissen zu fragen und ebensowenig um die mechanische Werkheiligkeit, den wieder ganz heidnisch gewordenen Bilder- und Ceremoniendienst. Sie verlangten vielmehr, das Innerste des Menschen, seine Seele, seine Liebe solle sich zu Gott wenden, sein Geist solle sich in Gott versenken. Sie lehrten zweitens, der Mensch solle sich nicht einbilden, durch blos fremdes Verdienst, ohne eigenes Hinzuthun, zum Heile gelangen zu können. Gott wolle keine dummen Sklaven an ihnen haben, die nur den Pfaffen nachbeteten und in Aeußerlichkeiten nachexercirten, sondern seine, ihres gemeinschaftlichen Vaters würdige Kinder sollten sie seyn und das durch den rechten Gebrauch ihres freien Willens beweisen. Sie verlangten vom Menschen Selbstbewußtseyn, freien Gebrauch des Willens zu Gottes Ehre, tiefes Gefühl des innern Seelenadels und der sittlichen Würde.

So lehrte Deutschlands berühmter Prediger Eckhart im 14. Jahrhundert, dessen Werke Pfeiffer im zweiten Bande seiner Deutschen Mystiker, Leipzig 1857, in ihrer alterthümlichen Sprache herausgegeben hat. Kein deutscher Prediger hat je den Menschen höher gestellt, keiner aber auch so große Ansprüche an ihn gemacht. Nur die Edelkeit der Seele, sagt er Seite 530, hebt den Menschen über alle Kreatur. Der freie menschliche Wille vermag Alles, sagt er Seite 552, in ihm liegen alle Tugenden, wenn er sie nur erkennen will. Die edelsten Menschen, sagt er Seite 303, fliegen über alle Hügel und Berge, wie der Adler des Johannes, in die flammende Sonne Gottes, die jede Schlacke von ihm brennt. Jeder Mensch,

sagt er Seite 504 mit Augustinus, hat eine heimliche Thür in der Seele, die zu Gott hinführt. Nichts in der Welt (keine Prädestination, kein verkehrtes Glaubensgebot oder Verbot der Kirche und auch kein Dämon) vermag dem Menschen den ihm von Gott verliehenen freien Willen zu nehmen und mittelst desselben (und der erwähnten geheimen Thür in der Seele) kann er selbst (ohne Vermittlung eines Priesters) rein aus der eigenen Kraft zu Gott gelangen und mit ihm einig werden, sagt er Seite 399. Die Menschheit ist edel, das Oberste an ihr hat Gleichheit mit den Engeln und Sippschaft (Verwandtschaft) mit Gott, sagt er Seite 56. Genug, man erkennt aus diesen Grundgedanken, die in Meister Eckharts Predigten immer wiederkehren, wie himmelweit er vom System des römischen Papstthums und gar von der spätern Jesuitenmoral fern geblieben ist. Das merkten die Pfaffen seiner Zeit auch wohl und verklagten ihn, so daß er im Jahr 1327 öffentlich widerrufen mußte, „was etwa in seinen Schriften gegen die Kirche enthalten sey." Es geschah ihm weiter nichts, weil er beim Volk unermeßlich populär und beliebt war.

In echt deutschem Geiste lehrte auch Nikolaus von Straßburg, dessen Schriften man im ersten Bande von Pfeiffer's Mystikern findet, nicht auf blinden Glauben und Gehorsam komme es an, sondern auf das eigene rechte Wollen und Handeln. Er forderte erstens, der Mensch sey rasch zu allen guten Arbeiten, denn der heil. Geist mahnt uns: Steht auf, betet und arbeitet! zweitens: Verbannt alle unnützen Gedanken und bösen Begierden! drittens: Seyd enthaltsam, laßt euch nicht verführen durch Sinnlichkeit und Reichthum! viertens: Thut Andern Gutes. In Christo sieht er den Spiegel aller Tugenden und mahnt, seinem Beispiel zu folgen, denn am Wandel, am Handeln und Leben sey Alles gelegen, damit allein könne der Mensch beweisen, ob er ein wahrer Christ sey.

Der berühmte Augustinermönch Ruisbroch, den man zu den Vorläufern der Reformation zu rechnen pflegt, nahm eine mehr pietistische als praktische Richtung, aber in seinem Werk „von der Vollkommenheit der Kinder Gottes" abgedruckt in „der Seelen Adelspiegel" Ulm 1722, sieht er ebenfalls von allen falschen Andach-

ten und Werkheiligkeiten ab und verlangt, der Mensch solle in sein Inneres einkehren, sich selbst prüfen, aus eigener Einsicht die Sünde abthun. Ganz übereinstimmend mit Meister Eckhart ermahnt er, der Mensch solle das „Inziehende“ des göttlichen Geistes (durch die oben erwähnte innere Thür der Seele) wahrnehmen. Auch fand er es nöthig, daran zu erinnern, daß man Gott niemals aus irgend einem Eigennutz, oder um menschlicher Ehre willen dienen solle, gewiß eine sehr zweckmäßige Mahnung in einer Zeit, die von Scheinheiligen wimmelte.

Noch ist zu gedenken des sehr berühmten Tauler, dessen Buch medulla animae, oder „vom Seelenadel“, gleichfalls alles vom Innerlichen des Menschen abhängig macht, vom Seelenadel, vom Ritterthum der Seele, also dem freien Willen die höchste Bedeutung zuschreibt. Indem auch er den ganzen Werth des Christen nur in seinem Wandel erkennt, zeichnet er sich dadurch aus, daß er nicht blos verlangt, jeder solle für sich redlich seyn, sondern auch jeder solle andern Menschen in Tugend voranleuchten. Im 11. Kapitel schildert er in überaus schöner Weise den Heiland am Kreuz, ringsum von Sündern umgeben, die ihn kreuzigen und höhnen, während er doch nur das Werk ihrer Erlösung vollbringt. Wer nun daran denke und die Betrübniß der Seele bis in den Tod mit ihm fühle, solle auch Muth haben, sie auszuhalten und sich dadurch auszuscheiden von jenen Sündern, die das Kreuz mit Wuth und Hohn umheulen. Leiden, fährt er fort, ist im Ohre Gottes süßes Harfenspiel. Muth im Leiden beweist am besten und entschiedensten die Macht unseres freien Willens und den Adel unserer Seele. Doch kann Tauler sich nicht enthalten, im 62. Kapitel vorherzusagen, daß der freie Wille des Menschen, den die nur Gehorsam und Werkheiligkeit fordernde Kirche feßle, später einmal in voller Entfesselung nicht mehr dem Zuge zu Gott, sondern zum Bösen folgen und daß die Welt in der Anarchie des Atheismus enden werde.

Kurz vor der Reformation erregte auch noch die „teutsche Theologia“ eines ungenannten deutschen Ordenspriesters ungemeines Aufsehen. Auch hier wird der freien Wahl des Menschen das Wort geredet. Im 9. Kapitel heißt es, wenn der Mensch die Werke

Gottes in der Natur bewundert habe, solle er in sein Inneres blicken und in sich selbst das größte Wunder Gottes erkennen. Wenn er bewundernd anerkenne, wie Gott alle Dinge in der Natur so wohl gemacht habe, solle er auch bewundern, wie wohl gemacht er selber sey, solle dabei aber erwägen, daß während Pflanzen und Thiere und alle niedern Kreaturen keinen freien Willen, also auch keine Verantwortlichkeit haben, das höchste und unschätzbarste Gut des Menschen sein freier Wille sey, ihm dadurch aber auch die heilige Pflicht auferlegt werde, ihn recht und würdig anzuwenden. Da helfe keine Ausrede, keine fremde Einmischung, keine Assecuranz, kein Ablaß. Der Mensch selbst ganz allein sey dafür verantwortlich, welche Richtung er seinem Willen gebe und wie er sich entscheide.

II.

Wachsende Unzufriedenheit der Völker mit dem Papstthum.

Es konnte nicht fehlen, daß das römische Papstthum bei den germanischen Völkern mancherlei Unzufriedenheit erregte. Was darin unchristlich, nur scheinheilig, heidnisch und gewaltthätig war, kränkte das christliche, und der Beigeschmack romanischen Uebermuthes beleidigte das germanische Gefühl. Wie mächtig nun auch das Papstthum war und wie kunstreich es mit seinem Netz alles umflochten hatte, zuckten doch die gefesselten Glieder und sträubte sich die Natur gegen die Unnatur. Da die Geschichte im Mittelalter durchgängig von Mönchen geschrieben wurde, welche dem Papstthum blind ergeben waren oder aus Klugheit sich jeder Opposition enthielten und alles verschwiegen oder bemäntelten, was von kirchlicher Seite Böses geschah, so sind auch die Nachrichten, die uns von den sog. Ketzern erhalten sind, theils sparsam, theils parteiisch und absichtlich gefälscht. Es lag im Interesse des Papstthums, jeden Widerstand

gegen seine Anordnungen, jede Nichtanerkennung seines Ansehens, jeden Zweifel an seiner Heiligkeit wenigstens im Volk unbarmherzig niederzukämpfen. Nur gegen mächtige Fürsten mußte es Rücksicht nehmen; da aber die Fürsten selbst die Völker gern im Gehorsam erhielten, so halfen sie in den meisten Fällen, jede freie Regung im Volk unterdrücken. Nun lesen wir in den Annalen der Kirche während des Mittelalters von Ketzern immer nur als von ganz verruchten Menschen und es werden ihnen greuliche Laster aufgebürdet, während doch häufig auch ihre Unschuld durchblickt und wir aus einzelnen Zeugnissen erkennen, diese sog. Ketzer hätten nur die Ueppigkeit und das lasterhafte Leben der Pfaffen getadelt, den Götzendienst, den man mit den Bildern trieb, und den römischen Aberglauben verabscheut, für wahrhaft christlich nur ein sittenreines Leben gehalten und — was eine Hauptsache war, sie hätten die Bibel gelesen, was ihnen durch das Papstthum auf's strengste verboten war. Was konnte auch natürlicher seyn, als daß viele ehrliche Leute so dachten und über die Verdorbenheit des römischen Klerus klagten! Das ist es, worin durch lange Jahrhunderte alle sog. Ketzer immer übereinstimmten, und nur selten läßt sich nachweisen, daß die Ketzer schlechte Christen gewesen seyen. In der Regel war alles, was die Ketzerverfolger von ihnen fabelten, nur Verleumdung, um die mit dem Kreuz bezeichneten Soldaten, die man zu ihrer Vertilgung abschickte, gegen sie zu erhitzen.

So hat man vorgegeben, die sog. Albigenser im südlichen Frankreich seyen Manichäer gewesen. Das ist aber eine Lüge. Wenn sich auch an der südfranzösischen Küste in einigen Hafenplätzen durch Schiffe, die aus der Levante kamen, hie und da manichäische Ideen kundgegeben haben, so konnten dieselben doch am allerwenigsten unter dem muntern und lebenslustigen Volke der Provence herrschend werden. Denn bekanntlich war bei den Manichäern der vertraute Umgang beider Geschlechter als Todsünde verdammt und ging ihr ganzes Trachten dahin, das Menschengeschlecht nicht länger fortzupflanzen, sondern sobald als möglich aussterben zu machen, wodurch allein die Sünde vertilgt werden könne. So dachte man in der Provence nicht. Hier war mit dem westgothi-

schen und burgundischen Adel unter der galloromanischen Bevölkerung ein neuer frischer Geist erwacht, der sich in den noch erhaltenen berühmten Dichtungen der Troubadours abspiegelt. In diesen Dichtungen ist der Grundton männlicher Muth, ritterliche Verehrung der Frauen, Trotz gegen die unberechtigten Anmaßungen des Papstthums und Verachtung unwürdiger Pfaffen. Ganz so wie auch bei den deutschen Minnesängern. Auch wissen wir, daß schon im neunten Jahrhundert Bischof Claudius von Marseille die von der römischen Kirche empfohlenen Bilder aus den Kirchen seines Bisthums hinauswerfen ließ, als wieder aufgewärmtes heidnisches Götzenthum. Es handelte sich hier um die Opposition eines durch deutsches Blut aufgefrischten naturwüchsigen Volkes, welches wahres Christenthum von seinem römischen Zerrbilde wohl zu unterscheiden wußte.

Diese Leute hießen Katharer, Reiniger, wie auch später die Puritaner in England dasselbe bedeuteten und aus dem gleichen Grunde, weil beide die Kirche von ihren Mißbräuchen reinigen wollten. Daraus ist nun der Name Ketzer entstanden. Sie zeigten sich schon im elften Jahrhundert in Orleans und in Lyon, hauptsächlich in den Thälern von Piemont. Von diesen Thälern (vaux, valles) nannte man sie Waldenser. Das ist die richtige Erklärung des Namens, den man sonst auch von Petrus Waldus herleitet, einem reichen Kaufmann in Lyon, der im Jahr 1175 sein ganzes Vermögen den Armen gab und die fromme Gemeinde der sog. Armen von Lyon bildete. Im Gegensatz gegen die hartherzige, üppige und nur scheinheilige Pfaffheit wollten sie wahre Christen seyn und lasen die Bibel, verwarfen daher die römischen Satzungen und zogen sich dadurch arge Verfolgung zu, gingen aber doch nicht unter, weil in den schwer zugänglichen Gebirgen sich ihre fromme Gesinnung forterbte. Um sie zu verhöhnen wurde einer ihrer Lehrer, Arnaud von Bresse, im Jahr 1155, wie Christus gekreuzigt.

Am Ende des 12. Jahrhunderts ließ der Papst das Kreuz gegen die Albigenser predigen. Er wollte sie um jeden Preis gänzlich ausrotten und beauftragte ausdrücklich den heil. Dominicus und dessen neuen Mönchsorden (Domini canes, Hunde des Herrn,

wie man sagte) mit der Ketzerverfolgung. Nun wurden die armen Albigenser auf's ungeheuerlichste verleumdet und das Volk gegen sie fanatisirt. Es mischte sich aber auch ein politisches Interesse ein. Der ziemlich unabhängige Graf von Toulouse, der die Albigenser als seine fleißigen und rechtschaffenen Unterthanen in Schutz nahm, war dem König von Frankreich ein Dorn im Auge, denn die französische Monarchie strebte darnach, allmälig die verschiedenen Stämme in Frankreich ihrer noch verhältnißmäßigen Selbständigkeit zu berauben. Also nahm der König den Glaubenseifer zum Vorwand, um den Kreuzzug zu unterstützen. Raymund von Toulouse und seine Unterthanen wehrten sich fast zwanzig Jahre lang mit heroischer Tapferkeit, erlitten aber die schwersten Verluste. Der unbarmherzige Papst Innocenz III. gab sie gänzlich der Wuth des fanatisirten Kreuzheeres preis, welches an dem frommen Volk mit Weibern und Kindern im Namen des Gottes der Liebe die gräßlichsten Grausamkeiten ausübte.

Die Albigenser sind längst verschwunden. Merkwürdigerweise aber haben sich die Waldenser bis auf unsere Tage erhalten, obgleich ihre Verfolgungen sich fast in jedem Jahrhundert wiederholt haben. Sie sagten sich von der römischen Kirche los, hielten sich nur an's Evangelium und hatten Priester, welche sie Barben nannten (was Oheim, ursprünglich aber wohl bärtige Männer bedeutet). Sie genossen in denselben Gebirgsgegenden durch alle Jahrhunderte den gleichen Ruf strenger Rechtlichkeit und Sittlichkeit, des Fleißes und der Reinlichkeit. Oft auf's grausamste verfolgt und vertrieben kehrten doch ihre Reste immer in die alte Heimath wieder und pflanzten den alten Geist in ihren Gemeinden fort. Das älteste Zeugniß, welches Bischof Claudius von Marseille zu ihren Gunsten ausgestellt hat, wurde später bestätigt von dem Geschichtschreiber Thuanus und sogar von dem berühmten Cardinal Baronius. Als Papst Sixtus V. im Jahr 1477 einen Kreuzzug gegen die armen Waldenser predigte und auch Herzog Philipp von Savoyen verheerend in ihre Dörfer einfiel, staunte dieser Fürst. Die Pfaffen hatten ihn überredet, die Waldenser seyen Teufelskinder, kämen nur mit einem einzigen Auge auf der Stirn zur Welt und mit scheußlichen

schwarzen Zähnen. Als er nun das schöne und reinliche Volk und die liebenswürdigen Kinder sah, erkannte er den Trug der Pfaffen und ließ seine Truppen sogleich zurückgehen, indem er von den Waldensern nur verlangte, auch sie sollten entwaffnen. Nachher rühmte er, er habe keine besseren und treueren Unterthanen als die Waldenser. Obgleich sich nun seit der Reformation die Schweizer ihrer annahmen, wurden sie doch auch im 16. Jahrhundert noch öfter durch die päpstlich-spanische Partei verfolgt. Auch noch im 17. bald nach dem 30jährigen Kriege im Jahr 1655 wurde noch einmal ein Kreuzzug gegen sie unternommen mit noch ärgerer Grausamkeit, als früher im Albigenserkriege, denn man mordete die unschuldigen Leute nicht nur in Masse, sondern die entmenschte Soldateska, von den römischen Pfaffen dazu angereizt, marterte die Waldenser mit raffinirtester Wollust, mit Verstümmeln, Spießen, Schinden. Kinder wurden an den Mauern zerschmettert oder lebendig geviertheilt, indem die Soldaten sie an Armen und Beinen auseinander rissen. Kranke und Greise wurden in einen Knäuel zusammengebunden und in Abgründe gestürzt. Weiber und Mädchen wurden entehrt, dann auf Pfähle gesteckt oder ihnen der Bauch mit Pulver vollgestopft, das man dann anzündete und sie in die Luft sprengte. Schwangern Weibern wurde das Kind aus dem Leibe geschnitten, auf eine Picke gesteckt und herumgetragen und das alles im Namen Gottes und unter dem Segen des Papstes. Nun aber legten sich die Schweiz, Holland, die Pfalz, der große Kurfürst von Brandenburg und England ernstlich in's Mittel und der Rest der Waldenser blieb geschont. Doch war es dem Papstthum unerträglich, diesseits der Alpen Ketzer zu haben, und 1730 wurden die Waldenser noch einmal verfolgt, behaupteten sich aber bis auf den heutigen Tag. Napoleon nahm sie in Schutz; nach seinem Sturze 1814 wurden sie schon wieder bedroht, doch geschützt durch eine Verwendung des Königs von Preußen. Es ist wohl der Mühe werth, diese armen treuen Waldenser in Erinnerung zu behalten, an denen sich die römische Kirche beinahe ein Jahrtausend hindurch so schwer versündigt hat.

Zahlreicher noch als die von Rom abgefallenen, als Ketzer ver-

folgten Gemeinden waren die gelehrten Geistlichen, welche die Mißbräuche der Hierarchie mißbilligten und in Klosterschulen oder auf Universitäten anders lehrten. So Berengar von Tours, der im 11. Jahrhundert die römische Lehre von der Verwandlung des Brodes und Weins in Christi Leib und Blut durch des Priesters Hand verwarf und die mystische Verwandlung nur mittelst des Glaubens von Seite des Genießenden zugab, also schon wie es später Luther that. Auch der berühmte Abälard wich vom römischen System in manchen Dingen ab und einer seiner Schüler, Arnold von Brescia litt, weil er die Macht und Ueppigkeit des Papstthums für unchristlich erklärte, den Feuertod, im 12. Jahrhundert. Ueberhaupt hat es in jenen Jahrhunderten nie an edlen Männern gefehlt, selbst an solchen nicht, die der Papst wegen ihrer unermeßlichen Popularität am Ende heilig sprechen mußte und die doch seiner Herrschsucht und Tyrannei zürnten. So der heil. Bernhard von Clairvaux, (De Considerat. II, 6; III f.) die heil. Hildegard. Daneben mehrere berühmte provençalische Troubadoure und ritterliche deutsche Minnesinger, welche die Hohenstaufen gegen den Papst vertheidigten; die Chronik von Auersperg, die sich nicht scheute zu sagen, nicht Frömmigkeit ziehe die Menschen nach Rom, sondern Bosheit; der heil. Bonaventura, der zuerst und vor allen Reformatoren das römische Papstthum mit der babylonischen Hure verglich, der Bischof Palayo, der berühmte Macchiavelli. Nicht zu vergessen die deutschen Franziscaner, welche Kaiser Ludwig dem Bayer mit so vieler Treue beigestanden sind in seinem langen Verzweiflungskampf mit Rom, Frankreich und der Treulosigkeit der deutschen Fürsten. Diese Franziscaner gehören zu den edelsten Märtyrern, welche Deutschland nicht so undankbar hätte vergessen sollen, denn Hunderte von ihnen büßten ihren deutschen Patriotismus in päpstlichen Scheiterhaufen.

Im Jahr 1360 trat in England Wicleffe ungewöhnlich offen und kühn dem Papstthum entgegen, verwarf wie Berengar die Consecration der Hostie, eiferte aber vorzugsweise gegen die weltliche Gewalt und Habgier des Papstes, die im größten Widerspruch stehe mit dem Wandel des Heilands. Auch er wäre wie Arnold sicher

verbrannt worden, wenn ihn nicht sein König geschützt hätte, der es gern sah, daß der römische Stuhl ein wenig erschüttert würde, weil England damals noch immer unter der angemaßten Oberlehnsherrlichkeit des Papstes stand. Die Lehre Wicleffes blieb nicht in den engen Grenzen der Schule, sie drang in's Volk und veranlaßte 1395 einen blutigen Bauernkrieg in England, weil die Bauern die christliche Freiheit ebenso mißverstanden, wie später im deutschen Bauernkriege. Bekanntlich war es auch Wicleffes Lehre, die von Johannes Hus in Böhmen adoptirt wurde und hier den Hussitensturm hervorrief.

Unabhängig von diesen neuen Lehren war die Entrüstung, die um dieselbe Zeit durch ganz Europa ging, als aus dem von Rom nach Avignon übersiedelten Papstthum eine greuliche Corruption und endlich das Schisma der drei Päpste hervorging. Jetzt mußten sich alle Fürsten Europas dreinlegen, um dem Unfug in der Kirche zu steuern, und der deutsche Kaiser Sigismund berief das Concilium in Constanz ein, um die Kirche an Haupt und Gliedern zu reformiren. Damals gab es sowohl in Frankreich als Deutschland sehr respektable Bischöfe und Theologen, welche den Reformplan unterstützten, der auch endlich durchgeführt worden wäre, wenn es die Hauspolitik der Habsburger nicht verhindert hätte. Die berühmtesten Sprecher für die Reform waren damals aus Frankreich d'Ailly, Gerson, Clemanges, d'Allemand, aus Deutschland Theodor von Niem, Heinrich von Langenstein und der feurige Georg von Heimburg.

Nachdem das Concil vereitelt war und auch die Hussiten unterlagen, gelangte das Papstthum zu seiner ganzen vorigen Gewalt, strotzte vor Uebermuth und wurde immer heidnischer, weltlicher, habgieriger. Daher eine neue allgemeine Entrüstung durch Europa ging und zur deutschen Reformation führte. Bevor aber diese begann, machte in Italien selbst und zwar zu Florenz, am Sitze der heidnischen Mediceer, der edle Savonarola noch einen Versuch, die Kirche vom heidnischen Unrath zu reinigen und das durch die laxe Observanz der Kirche zu allen Lastern verführte Volk wieder an gute und fromme Sitte zu gewöhnen. Vergeblich, auch er starb

den Feuertod. Daraus erklärt sich die Timidität und Zurückhaltung so vieler, die wohl den römischen Unfug erkannten und beseufzten, aber aus Todesfurcht nicht wagten, ihm entgegenzutreten. Man bemerkte im 15. Jahrhundert in Deutschland mehrere tugendhafte Lehrer, ja ganze fromme Gesellschaften, welche sittenrein lebten und mehr auf Gesinnung und Werke der Liebe als auf äußere Werkheiligkeit und scholastische Spitzfindigkeiten sahen, doch aber nicht wagten, eigentliche Opposition zu machen. So die berühmte Schule zu Deventer, so der edle Wessel.

Beim Concil von Basel zeichnete sich Nicolaus von Cues (de Cusa) durch seinen feurigen deutschen Patriotismus aus. Ganz so wie der große Dante in Italien hoffte er alles Heil auch für die Kirche nur vom deutschen Kaiser, nur von einem neuen Uebergewicht des ehrlichen Germanismus über den verschmitzten und verlogenen Romanismus. Er verlangte Wiederherstellung des Verhältnisses zwischen Reich und Kirche, wie es unter Karl dem Großen und den sächsischen Kaisern bestanden hatte. Er hoffte, Kaiser Sigismund werde diese Wiederherstellung durchsetzen können. Er hoffte auch auf das deutsche Volk und seine ständische Vertretung; in seiner Schrift von der katholischen Einheit frischte er nicht nur das ideale Bild der mittelalterlichen Theokratie mit dem weltlichen und geistlichen Amt, dem Kaiser und Papst, wieder auf, sondern betonte insbesondere den im Reichstage vertretenen Nationalwillen, den in allgemeinen Concilien, Landessynoden und Priesterwahl durch die Gemeinden vertretenen Willen der gesammten katholischen Christenheit. Allein seine edlen Bestrebungen wurden durch den Papst und durch das Haus Habsburg, welches nach Sigismunds Tode wieder zum Kaiserthum gelangte, vereitelt. Beide vereinigten sich, das Reformationsbestreben der Zeit zu unterdrücken, und Nicolaus von Cues selbst verzweifelte, wechselte die Partei und ging zum Papste über.

Auch Windeck, der Geschichtschreiber und Vertraute Kaiser Sigismunds, der mit gleicher Wärme an dem Gedanken hing, die Kirche zu reformiren und dabei dem Germanismus wieder das Uebergewicht zu geben, und Friedrich von Landskron, Sigismunds Geheimerrath, der noch entschiedener den Staat über die Kirche setzte,

vermochten nichts mehr auszurichten. Ebenso wenig die vielen edlen und freisinnigen Männer unter dem deutschen Adel und unter den gebildeten Bürgern der deutschen Reichsstädte, die entschieden der Reform geneigt waren, die aber zurückhaltender werden mußten, um nicht hussitischer Sympathien verdächtigt zu werden. Die Raserei der Husiten war gerade in jener Zeit in vollster Blüthe und mußte jeden abschrecken, der die religiöse und politische Freiheit zugleich in dieser scheußlichen Karrikirung vor Augen sah. Ohne diese Tollheiten der Husiten hätte die gemäßigte Reformpartei in Deutschland vielleicht gesiegt und hätte das Haus Habsburg im Bunde mit dem Papst seinen Reaktionsplan nicht so schnell und vollständig durchführen können.

Nachdem der Versuch der Concile von Constanz und Basel, dem Papstthum künftig einen Zügel anzulegen, mißlungen war, wurde der Unfug am römischen Hofe unter dem Schutz der weltlichen Mächte nicht nur fortgesetzt, sondern noch kolossaler als vorher, denn die Päpste fühlten sich ganz sicher. So konnte Papst Alexander VI. ungescheut das Beispiel der altrömischen Kaiser nachahmen und Blutschande treiben, wie auch seine gleich verruchten Söhne, denn er hatte, obgleich Papst, mehrere Kinder. Cäsar, der verruchteste unter diesen verlor einmal 10,000 Scudi auf einen Sitz im Spiel. Da sagt Olympia, eine Verwandte des Hauses: „Es sind ja nur die Sünden der Deutschen," d. h. das Geld, welches die frommen Deutschen für den römischen Ablaß bezahlten. Die altheidnischen Namen der Papstfamilie: „Lucretia, Cäsar, Olympia" waren dem heidnischen Alterthum entlehnt in Folge der Renaissance. Christliche Namen und christliche Sitten wurden am Hofe des Papstes selbst verschmäht. In einer bekannten Unterredung Alexanders VI. mit dem gelehrten Picus von Mirandola kam vor, daß der Papst frug: Wen hältst du für den Vater meines Enkels? und meinte damit sich selbst, denn er selbst hatte das Kind mit seiner ruchlosen Tochter gezeugt. Als Picus ausweichend antwortete, es komme auf den Glauben an und der Glaube unterscheide sich vom Wissen grade dadurch, daß man Unmögliches glauben könne, — lachte der Papst laut auf und meinte, ja der

Glaube sey wohl etwas Gutes, denn wenn er nicht durch den Glauben, sondern nur durch seine Werke selig werden sollte, so würde er es niemals werden. Dieser Abschaum der Päpste starb aber selbst eines elenden Todes, denn als er einige reiche Leute zu sich zur Tafel geladen hatte, um sie zu vergiften und dann ihre Schätze zu rauben, verwechselte er die Flasche und vergiftete sich selbst.

Sein Nachfolger Papst Julius VI. spielte den Soldaten und schlug sich in kleinen Fehden in Mittelitalien herum. Unter ihm wurde im Schutte des alten Rom die antike Statue des Laokoon aufgefunden, und so sehr war durch die neue Schwärmerei für das heidnische Rom das neue Rom schon entchristlicht, daß die Erhebung jener Statue als großartiges Nationalfest unter dem Vorsitz des Papstes gefeiert werden konnte. Noch größern Aufschwung nahm das Heidenthum im neuen Rom unter dem nachfolgenden Papst Leo X. Derselbe stammte aus dem Hause Medici in Florenz, welches durch Handelsspekulationen und Bankgeschäfte ungeheuer reich geworden war, Kaiser und Königen Geld vorstreckte und auch auf den päpstlichen Stuhl spekulirte, weil sich mit demselben ein einträgliches Geschäft machen ließ. Wie eine so reiche Familie gehätschelt wurde, erhellt daraus, daß Leo schon als Knabe von dreizehn Jahren Cardinal werden konnte. Ohne sein Zuthun auf den heil. Stuhl erhoben, lebte er in seiner neuen Würde nur wie ein weltlicher Prinz, lustig, lüderlich, bequem, und da es ihm nicht an Geist fehlte, begriff er selbst die Ironie des Schicksals, die ihn zum Statthalter Christi auf Erden gemacht hatte. Frühzeitig durch Ausschweifungen erschöpft (er war schon im Conclave syphilitisch), und bei guter Eßlust zum Fettwerden geneigt, machte er sich Bewegung auf Jagden und ließ sich einmal vom König von Portugal mit einem aus dem Orient geholten Jagdpanther beschenken. Seinen heidnischen Geschmack beurkundete er als Gönner der unzüchtigsten Freigeister seiner Zeit, des berüchtigten Aretino, des Bembo und Poggio, noch viel mehr aber durch seine ausschließliche Vorliebe für den Geschmack der Renaissance und die Gunst, die er den klassischen Studien und allem Altrömisch-Heidnischen zuwandte. Indem er von

den ungeheuern Geldsummen, die ihm aus ganz Europa durch den Ablaßkram zuflossen, in Rom die große Peterskirche bauen ließ, mußte sein berühmter Baumeister, Michel Angelo, über diese kreuzförmig gebaute Kirche hoch oben ein genaues Nachbild des noch aus dem Heidenthum erhaltenen römischen Pantheon setzen, in welchem ehemals alle Götter des alten Rom in Statuen vereinigt standen. Der geheime Sinn dieser Bauordnung war, das Heidenthum solle wieder über das Christenthum erhöht werden. Papst Leo starb in Folge seines unsittlichen Lebenswandels, nachdem er kaum 47 Jahre alt geworden war.

Es charakterisirt die welthistorische Bedeutung der Mediceer, daß sie es hauptsächlich waren, welche durch den Eifer und den Geldaufwand, mit welchem sie die klassischen Studien, das Wiederaufsuchen und Vervielfältigen altrömischer und griechischer Handschriften der alten heidnischen Dichter und Philosophen unterstützten, und durch das recht eigentlich jüdische Talent, mit welchem sie alles zu Gelde zu machen und die Arbeit anderer zum eigenen Nutzen auszubeuten wußten, den großen Wendepunkt herbeiführten, in welchem das bis dahin feststehende Christenthum durch ein neues Heidenthum und Judenthum erschüttert werden sollte.

Wahrlich, es macht den Deutschen Ehre, daß sie in dem Augenblick, in welchem dieser verhängnißvolle Wendepunkt eintrat, das auf dem Basler Concil mißlungene Werk der Reformation in die eigene Hand nahmen. Während die Romanen im Süden dem neuen Heidenthum zujauchzten, waren es die Deutschen im Norden, welche jetzt erst recht Christen seyn wollten durch Verwerfung des welschen Tandes und Truges und durch Verkündigung des Wortes Gottes, wie es nur in der heil. Schrift rein erhalten ist.

Es wäre inzwischen den Romanen wohl kaum gelungen, sich so viel gegen die Germanen herauszunehmen und sie in so maßloser Weise zu übertölpeln, wenn nicht die deutschen Kaiser selber, nämlich die Habsburger, es immer mit dem Romanismus gehalten hätten. Das war Deutschlands traurigstes Verhängniß, daß seine eigenen Kaiser für die deutsche Sache kein Herz mehr hatten.

Wenn der deutsche Kaiser sich für die Reformation erklärt hätte, so würde, nachdem schon Böhmen und Oesterreich sich zu ihr bekannt hatten, auch ganz Deutschland reformirt worden seyn, und dann hätte nicht nur die politische Einheit des Reichs, sondern auch die confessionelle, diese nur in einer neuen Form, erhalten werden können. Dagegen ist es nicht wahrscheinlich, daß die Reformation sich auch auf den romanischen Süden hätte ausdehnen können, weil hier die Volksart und zugleich das politische Interesse eng mit der römischen Kirche verwachsen waren. Das Natürliche wäre gewesen, wenn jede der beiden großen Racen ihren eigenen Weg gegangen wäre. Das wurde nun einzig durch die Politik des Hauses Habsburg verhindert.

III.

Die Mängel des Reformationswerks.

Die Reformation begann in Deutschland bekanntlich mit der volksthümlichen Entrüstung gegen die römischen Ablaßkrämer. Der ganz heidnisch gewordene Papst in Rom, Leo X. erlaubte den Deutschen so oft und dick und grob zu sündigen, als sie immer wollten. Alle und jede Sünde, die sie schon begangen hatten oder noch begehen wollten, sollte ihnen erlassen seyn, wenn sie nur seine Ablaßbriefe kauften, die er durch Krämer im ganzen Reiche feil bieten ließ. Die frommen, aber durch die Pfaffen systematisch verdummten Deutschen zahlten und zahlten, bis ihnen denn doch die Augen aufgingen und es ihnen zu arg wurde. Da saßen in Rom Huren und Buben, schwelgten von dem Gelde, welches sie den Deutschen abgeschwindelt hatten, und lachten sie aus. Wer kennt nicht die Anekdoten von den damaligen Ablaßkrämern in Deutschland, welche die schändlichsten Laster und Verbrechen förmlich er-



sannen und zu ihrer Begehung aufmunterten, nur um den Ablaß dafür verkaufen und das Geld einstreichen zu können, bis ein märkischer Edelmann dem unverschämtesten dieser Krämer, dem berüchtigten Tetzel, unterwegs Ablaß für eine noch zu begehende Sünde abkaufte, ihn dann packte und ihm den Geldkasten abnahm, ihm zurufend, das sey eben die Sünde, für die er den Ablaß gekauft habe! Genug, die Deutschen wollten sich von Rom aus nicht mehr übertölpeln lassen. Luther schlug seine berühmten Thesen gegen den Ablaß und andern römischen Unfug an die Schloßkirche zu Wittenberg an und das Volk rief ihm Beifall zu. Jetzt erst schämte man sich, jetzt erst loderte der deutsche Zorn über die welschen Schurken in hellen Flammen auf.

Aber Luther bekam einen schweren Stand. Die deutsche Nation war auf die Aenderung der Dinge, die so plötzlich eintrat, nicht vorbereitet, überhaupt nicht als Nation organisirt. Sie hatte ihre eigene Vergangenheit vergessen, sonst würde sie sich an die Gothik, an die älteren Nationalconcile der deutschen Volksstämme und an den Arianismus erinnert haben. Ihr Gedächtniß ging nicht weiter als auf Hus zurück, den sie gutmüthig als Märtyrer feierte, obgleich er die Deutschfresserei so arg getrieben hatte, wie irgend die heutigen Czechen. Die Deutschen des 16. Jahrhunderts empörten sich gegen Rom, ohne eine historische Basis unter den Füßen zu haben. Nur der nationale Instinkt und das Bewußtseyn, sie seyen doch bessere Christen, als die Welschen, trieb sie an. Sie trotzten Rom, sie brachen mit ihm, aber — was weiter? wo wollten sie hinaus? Man dachte zwar wieder, wie zur Zeit des Constanzer Concils, an eine durchgreifende Reformation der ganzen Kirche „an Haupt und Gliedern“, aber man traute nicht mehr. Man begnügte sich, niederzureißen, was man haßte, konnte aber nicht gleich wieder bauen, weil man noch keinen Plan hatte und überhaupt nicht einig war.

Luther entwarf ein Programm: wir wollen, schrieb er, frei, christlich und deutsch seyn! (Werke XXIV. 112.) Gewiß ein schönes Programm! Freiheit, sie war dem vom Romanismus in Fesseln geschlagenen Germanismus dringend nöthig; sie kam auch, aber die

Schwarmgeister, Wiedertäufer und der Pöbel im Bauernkriege machten einen schlechten Gebrauch davon und die Fürsten nahmen sie für sich in Beschlag. Christlich! wie sehnte man sich aus dem heidnischen Papstthum hinaus endlich einmal wieder zum ursprünglichen Christenthum zurück, aber es war verloren gegangen. Man wußte gar nicht mehr, was es war, und doch bildete sich jeder ein es zu wissen und wollte es besser wissen als der andere, und gerade das Einfachste, echt Christliche, in welchem sich alle hätten vereinigen sollen, das „liebe deinen Nächsten als dich selbst", wurde in das bissigste Theologengezänk und in den giftigsten Bruderhaß verkehrt. Deutsch! ja wahrhaftig, es kam darauf an, sich deutsch zu fühlen in jener Zeit. Aber war denn nicht der deutsche Kaiser selber mit den Welschen gegen Deutschland verschworen? und was machten die Reichsfürsten von der Reformation für einen andern Gebrauch, als den, das deutsche Reich vollends in Fetzen zu reißen und jeden Fetzen zu ihrem Privateigenthum zu machen?

Es war natürlich, daß Luther erst einreißen mußte, ehe er bauen konnte. Was er aber am bisherigen Papstthum niederriß, dafür bot sich in den meisten Fällen der Ersatz von selber dar. Er verwarf die Tradition, den daraus gefolgerten Primat des Papstes, die canonischen Bücher, die päpstlichen Decrete und Bullen und sah in der heil. Schrift allein Quelle und Richtschnur des christlichen Glaubens und Gesetzes. Ihr habt sie, rief er den Römern zu, bisher unter die Bank geschoben, aber ich will sie wieder hervorholen. Seine deutsche Uebersetzung der Bibel ist ein Meisterwerk für alle Zeiten. Ein großes, ein unschätzbares Verdienst Luthers, wenn auch theils die Orthodoxie des Buchstabenglaubens, theils die verschiedenartige Auslegung der Bibel neues Unrecht und neue Noth herbeigeführt haben.

Indem Luther Stück für Stück die Zwangsjacke zerriß, welche das römische Papstthum dem deutschen Volk über den Hals gezogen hatte, verwarf er auch wie den römischen Primat, so das ganze bisherige Monopol der Priesterschaft, gab also auch den Laien zurück, was ihnen gebührte, den Kelch im Abendmahl, und den Priestern, was ihnen gebührte, das anerkannte rechtmäßige Ehe-

weib, um dem Scandal der Priesterconcubinen ein Ende zu machen und den unsittlichen Schmutz aus der Kirche hinwegzufegen. In allen diesen Beziehungen stellte also Luther wieder her, was schon christlicher Gebrauch der Deutschen nach ihrer Bekehrung in der Völkerwanderung gewesen war, was die Gothen nur nach schwerem Kampf eingebüßt, die Angelsachsen am längsten behauptet hatten.

Daß Luther die Bibel zum alleinigen Fundament des Christenthums machte, war natürlich und unvermeidlich, weil das Papstthum vielfach von ihr abgewichen war, um einer willkürlich behandelten Tradition mehr Werth beizulegen. Aber Luther verfuhr dabei nicht folgerichtig. Er erkannte zum Beispiel gleich dem römischen Papstthum die Dreieinigkeit an, von der kein Wort, das nicht mißverstanden werden könnte, in der Bibel steht, und er verfehlte sich sehr durch den sog. Buchstabenglauben, der jedes Wort in der Bibel als unmittelbar von Gott eingegeben annahm, als ob die Evangelien nicht von Menschen und zwar von verschiedenartigen Menschen geschrieben worden wären, und als ob es dabei auf etwas anderes, als auf die innere Glaubwürdigkeit allein ankommen könnte. Nur in der Wahrheit, in der Erhabenheit, im sittlichen Adel der Lehre und des Lebens Jesu liegt die Göttlichkeit der h. Schrift, nicht im Buchstaben, und dieser heilige Inhalt bedarf keiner andern Beglaubigung, als daß er da ist.

Ueberdies hat Luther selbst in seiner mit Recht so hoch bewunderten Bibelübersetzung doch im Interesse seiner einseitigen Glaubenslehre das eine oder andere Bibelwort willkürlich abgeändert. Wie bekannt, flickte er in Römer 3. 28 das Wörtchen „allein", welches im griechischen Texte fehlt, eigenmächtig ein, so daß es nun hieß: „Der Mensch wird gerecht ohne des Gesetzes Werke, allein durch den Glauben." Dieser alleinige Glaube, die berühmte sola fides, wurde nun der Grundgedanke der lutherischen Lehre. Der zweite Grundgedanke war der von der leiblichen Gegenwart Christi im Abendmahl, jedoch nur im Moment des Genusses, womit den Katholiken nicht genügt, dem Zwinglianer und Calvinisten aber zu viel behauptet war. Um solcher Glaubenssätze willen brach nun der er-

bitterste Kampf unter den Theologen der Reformation aus. Luther rief einmal in seiner Heftigkeit, Zwingli sey noch siebenmal ärger als der Papst.

Die sola fides hatte zur Voraussetzung, das sittliche Verhalten des Menschen sey ganz ohne Verdienst, überhaupt nur eine eitle Täuschung, denn der Mensch sey durch und durch verderbt und könne gar nichts aus sich selber machen, sondern allein Gottes Gnade könne in ihm wirken und ihn zur Seligkeit fähig machen durch den Glauben. Daraus entstand nun bei den eifrigsten Lutheranern eine Ueberschätzung des Glaubens, die nothwendig zu einer ungerechten Unterschätzung des sittlichen Handelns führen mußte und geführt hat. Es kam in der That so weit, daß der tugendhafteste Christ von den Lutheranern als Ungläubiger verketzert und dagegen der größte Schurke für gerechtfertigt erklärt wurde, wenn er nur glaubte. Lutherische Hofpfaffen konnten daher ihren lastervollen Fürsten ebenso bequem alle Sünden erlassen und die ewige Seligkeit zusichern, wie die jesuitischen Beichtväter den ihrigen. Für den, der vom Laster nicht lassen wollte, war Glauben eben so bequem als Werkheiligkeit. Der höchste Werth des Christenthums aber besteht nicht in der Entschuldigung und Erleichterung des bösen Thuns. Würde die Nachfolge Christi nicht die reinste Moral und den zartesten Seelenadel bedingen, so würde das Christenthum tiefer stehen, als manche Heidenreligion.

Die sola fides wurde Zwangsglaube und führte zu derselben unbarmherzigen Intoleranz zurück, die der römischen Kirche zu so schwerem Vorwürfe gereichte. Andere des Glaubens wegen zu verdammen oder gar hinrichten zu lassen, ist nicht christlich. Wenn die Lutheraner in Sachsen den armen Kanzler Krell als heimlichen Calvinisten köpfen ließen, so war das nicht besser als die Blut- und Feuerurtheile der spanischen Inquisition. Dadurch aber, daß man den Menschen unter Drohungen und Schrecken das Bekenntniß mit dem Munde aufzwang, machte man sie nur zu Heuchlern.

Die Calvinisten geriethen auf denselben Irrweg. Auch sie verdammten Andersdenkende. Das Verhältniß der Lutheraner oder sog. Protestanten zu den sog. Reformirten oder Anhängern Zwinglis

in Zürich und Calvins in Genf war kurz folgendes. Auch die letzteren erkannten, wie Luther, in der vom h. Geist inspirirten Bibel die alleinige Quelle der christlichen Lehre. Auch sie verwarfen den Primat, das Monopol der Priesterkaste, den Cölibat, und gaben den Laien den Kelch zurück. Sie entfernten sich aber von der katholischen Kirche noch mehr als Luther, sofern sie gar keinen Altarschmuck, keine Bilder, nicht einmal mehr ein Kreuz in der Kirche litten. Am weitesten vom alten Ritus entfernte sich Zwingli, welcher im Abendmahl Brod und Wein lediglich nur noch als Sinnbild des Leibes und Blutes Christi gelten ließ, wobei man an seinen Tod denken sollte, während Calvin zwar nicht auch nur einen momentanen Genuß des wirklichen Leibes und Blutes Christi, wie Luther, immer aber noch eine mystische Mittheilung des göttlichen Geistes im gläubigen Genuß des sinnbildlichen Brodes und Weines zugab. Eigentlich hätte sich also die Lehre Luthers mit der Calvins wohl können vereinigen lassen. Aber ihre Bekenner verfeindeten sich untereinander mit äußerster Erbitterung, fast noch mehr als gegen die Katholiken. Diese Unvernunft und dieser unchristliche Bruderhaß wird gewöhnlich der Verstocktheit und Rechthaberei theologischer Zänker zugeschrieben. Unter der Oberfläche dieses Gezänks lag aber ein tieferer Grund verborgen, nämlich die Sonderpolitik der Fürsten. Der Pfälzer Kurfürst bekannte sich zu Calvin aus Eifersucht gegen Sachsen und um sich auf Schweizer und Holländer stützen zu können, welche gleichfalls Calvinisten geworden waren. Jeder Fürst hatte das Interesse, daß alle seine Unterthanen auch nur seinem Glauben anhingen, woraus am Ende das Reichsgesetz hervorging, welches wirklich befahl, in jedem fürstlichen Territorium solle einzig der Glaube gelten, zu welchem der Fürst sich bekenne und den er vorschreibe. Luther selbst unterstützte die fürstliche Autorität mit der seinigen, nicht als ob er den Fürsten nur Gutes zugetraut hätte, sondern weil ihn der Wahnsinn der Wiedertäufer und anderer Schwarmgeister und Volksverführer und die entsetzliche Dummheit und Rohheit des Volks im Bauernkriege abgeschreckt hatte und nur die Fürsten noch vermochten Zucht und Ordnung herzustellen. So bildete sich hauptsächlich in der lutherischen Kirche

eine Art Aberglauben an das Königthum von Gottes Gnaden und die Lehre des unbedingten Gehorsams gegen Potentaten und Obrigkeiten aus, auch wenn dieselben unwürdig waren und ungerecht verfuhren. Wie in der katholischen Kirche auch der persönlich gottloseste Pfaffe, blos weil er die Weihe empfangen, geheiligt war, so wurde in der protestantischen Kirche nunmehr auch der schlechteste Fürst blos wegen seiner fürstlichen Geburt und göttlichen Rechts geheiligt. Auch in den calvinischen Staaten übte die Staatsgewalt, selbst die republikanische in der Schweiz und Holland, den stärksten Einfluß auf die Kirche. Auch hier schloß man Andersgläubige aus politischen Gründen aus und handhabte die strengste Orthodoxie.

Das Hauptübel war, daß in den protestantischen Staaten zwar die Kirche germanisirt und von den römischen Mißbräuchen frei werden sollte, die Staaten aber als solche jetzt selber romanisirt wurden, theils durch das römische Recht, theils durch die classischen Studien und den Geschmack der Renaissance, die in den lutherischen wie in den calvinischen Staaten das deutsche Recht verdrängten und die deutsche Gesinnung verfälschten. Was die Jesuiten im katholischen Gebiete waren, die Todfeinde und Unterdrücker alles Germanismus, das wurden im protestantischen Gebiete die Juristen und Humanisten. Die Juristen waren weit mächtiger als die Geistlichen. Die Theologen wurden aus der fürstlichen Kanzlei geleitet. Die Fürsten bildeten um sich her eine Staatsdienerschaft, die allein waltete und sich die Geistlichkeit als dienendes Werkzeug unterordnete. In den Staatsdienerfamilien wurden fast regelmäßig der talentvollere und energischere Sohn ein Jurist, der beschränktere ein Pfarrer. Auch in den calvinistischen Republiken standen Juristen mit ihrem römischen Recht immer an der Spitze. Auf allen protestantischen Universitäten und Schulen wurden zugleich die classischen Studien zur Grundlage des Unterrichts und der Bildung gemacht und die protestantischen Höfe huldigten, mit den katholischen hierin wetteifernd, dem heidnischen Geschmack der Renaissance.

Erst dadurch kam in den protestantischen Ländern ein Aberglauben auf, so arg, wie er irgend in katholischen Ländern herrschte. Erst durch das Studium der altgriechischen und altrömischen Classiker

lernten die Humanisten den ganzen altheidnischen Aberglauben an böse Dämonen, Zauberei, Geisterbeschwörungen 2c. kennen und führten ihn überall in's Leben ein. Zugleich entlehnten die Juristen dem altrömischen Recht die grausamsten Folterqualen und Todesstrafen, welche das ältere deutsche Recht nicht gekannt hatte, und fanden darin ganz ebenso, wie die Katholiken in ihrer Inquisition, ein bequemes Mittel, um das Volk durch Schrecken besser in Gehorsam zu halten und mißliebige Personen dadurch unschädlich zu machen, daß man sie der Zauberei anklagte und verurtheilte. Die Barbarei des Rechts in protestantischen Ländern war von der Reformation an bis in die Mitte des vorigen Jahrhunderts der größte Schandfleck der protestantischen Staaten, und wenn sie auch von den Juristen ausging, denen die Geistlichkeit dabei nur Dienste leisten mußte, so fällt die Schmach jedoch auch auf die letztere zurück. Daß die Katholiken demselben Wahn huldigten, hätte für die Protestanten ein Grund seyn sollen, ihn zu verabscheuen. Die Protestanten aber waren in der classischen Bildung und Renaissance befangen und dadurch fast ebenso degermanisirt, wie die Katholiken, trotz ihrer Reformation. Unter den protestantischen Fürsten hatten nur die wenigsten aufgehört, Katholiken zu seyn, um wahre Christen zu werden. Sie waren vielmehr Heiden geworden, eifrige Diener der Venus und des Bachus und bei ihren Verschwendungen immer gierig nach dem Mammon. Daher fast an allen Höfen der fürchterlichste Aberglaube herrschte, Geldmacher den Fürsten Geldmittel und andere Chymiker das Lebenselixir oder den Stein der Weisen fabriciren sollten, um ihren durch Ausschweifungen entnervten Leibern ewige Jugendkraft zu gewähren.

In ihrer Abhängigkeit von den Höfen und Juristen behielten die Geistlichen der beiden reformirten Kirchen nur einen engen Spielraum, fanden aber ihre Genugthuung in der Handhabung der Orthodoxie. In diesem Gebiet allein durften sie mit Zustimmung der Höfe und Juristen die Herrn spielen, was sie denn auch mit derselben finsteren Intoleranz thaten wie die Inquisitoren der römischen Kirche. Fanatische Prediger schleuderten von ihren Kanzeln herab Verdammungsurtheile nicht anders wie die Päpste. Sie dienten da-

mit dem dynastischen Interesse ihrer Fürsten und blähten sich um so hochmüthiger auf. Die Dogmen, um die man sich stritt, waren nur Vorwand, der Zweck der Polemik war immer nur, die calvinischen Fürsten zum Vortheil der lutherischen zu schädigen, oder umgekehrt. Die lutherischen Zeloten trieben dadurch die calvinischen Höfe in die Arme des katholischen Frankreich und ihrerseits trieben wieder die calvinischen Zeloten die lutherischen Fürsten in die Arme des katholischen Kaisers. Man kann sich kaum etwas Jämmerlicheres denken, als den glühenden Eifer scheinbar für die Ehre Gottes in den falschen Augen serviler Hofprediger, denen es um den Glauben gar nicht ernst war, sondern die sich nur bei ihren Fürsten einschmeicheln wollten. wie Luther!

Schon Melanchthon hatte, obwohl vergeblich, die theologischen Zänker zur christlichen Bruderliebe ermahnt und Muth genug gehabt, selbst gegen seinen Freund Luther die guten Werke der Liebe in Schutz zu nehmen und für etwas Besseres zu erklären, als den lieblosen Glauben und die Disputationen. Ganz in derselben Weise, obgleich ebenfalls vergeblich, kämpfte der edle Johann Valentin Andreä im Anfang des 17. Jahrhunderts gegen die vielen protestantischen Päpstlein und gegen die gänzlich unmoralische Orthodoxie. „Sie wollen, schrieb er, lieber die Dreieinigkeit erklären, als anbeten; lieber die Gegenwart Christi beweisen, als ihn überall verehren, lieber die Reue beschreiben, als selber empfinden, lieber das Verdienst der guten Werke herabsetzen, als selber gute Werke thun; lieber die heiligen Bücher durchblättern, als christliche Liebe zu pflegen. Sie machen die Religion zu einer Wissenschaft, nur um gelehrten Ruf zu erlangen." Die Schrift, in der er das drucken ließ, nannte er „Die Freiheit des wahren Christenthums" die eben nirgends mehr zu finden war. Bitter klagt er, daß, wer rechtschaffen lebe, ein Schwärmer und Separatist gescholten werde, die aber lüderlich und voll Egoismus seyen und andere plagten, mit ihrer Rechtgläubigkeit prahlen.

Die lutherische Voraussetzung, die menschliche Natur sey seit Adams Fall gänzlich verderbt, trug nicht wenig zur Roheit und Verwilderung der Zeitgenossen bei, denn mit einem so durch und durch

verdorbenen Maden- und Sündensack glaubte man nicht grob genug verfahren zu dürfen. Glaubenszwang und Intoleranz machten grausam, aber die Theologie half dazu. Im Streit über die göttliche und menschliche Natur, die geschaffenen und ungeschaffenen Eigenschaften des Heilands verwandelten sich die Theologen eigentlich in Prosectoren und secirten den Leib Christi mit einem Cynismus, der jede wahre Ehrfurcht und Andacht ausschloß. Schamlose Theologen wühlten im heiligen Leibe bis auf die Eingeweide und in die Excremente hinein (Stercoristen), und stritten, ob Christus, der in den durch Adam verderbten Menschen eingehe, um ihn sündenlos oder aus dem alten Adam den neuen zu machen, auch in einen schon todten und verwesenden Menschenleib eingehen könne (Cadaveristen). Dergleichen Verirrungen der Phantasie, mit denen aber die zänkischen Pfaffen ihre Gemeinden von der Kanzel herab behelligten, wirkten gewiß eben so auf die zunehmende Roheit der Menschen ein, wie die entsetzliche Grausamkeit, die mit dem römischen Recht aufgekommen war, die Henkerlust der Juristenfacultäten in den Hexenprozessen. Man hatte daher auf protestantischer Seite kaum ein Recht, sich über die Autodafés der spanischen Inquisition und über die gräßlichen Marterbilder zu beklagen, mit denen seit dem Aufkommen der Renaissance die katholischen Kirchen aller Länder sich anfüllten. Bestialische Grausamkeit und Unzucht, rohe Sitten und Unfläterei selbst an den Höfen und auf den Universitäten, wie auch eine auffallende Vergröberung der Sprache, charakterisiren die ganze Zeit.

Man muß so billig seyn anzuerkennen, daß das deutsche Volk auch noch unter dem Glaubenszwange viele gute Eigenschaften bewährte, und zwar unter dem katholischen wie unter dem lutherischen und calvinischen. Unter dem doppelten, kirchlichen und politischen Druck litt zwar das Volk sehr, aber dadurch an Gehorsam und Demuth gewöhnt, blieb ihm eine gewisse patriarchalische Unschuld und Einfalt treu. Auch der Aberglaube stand kindlichen Seelen gut, die innige andachtsvolle Hingebung an das, was man für heilig hielt, war auch dann noch löblich, wenn der Gegenstand der Anbetung von sehr fraglicher Heiligkeit oder auch nur ein

Phantom war. Denn die Liebe ist auch dann noch schön, wenn es ihr Gegenstand nicht ist. Aber damit ist gerade bewiesen, daß nur das gläubige und andächtig sich hingebende Subject Lob verdient, nicht aber der Priester oder das, was er für heilig ausgibt und was doch nicht heilig ist. So übte das deutsche Volk und übt noch eine liebens- und hochachtungswürdige Frömmigkeit, troß der Unheiligkeit der Priester und ihrer Satzungen. Wenn uns das katholische Landvolk in Deutschland so oft durch seinen frommen Sinn anmuthet, so ist das nur möglich, weil unser Volk von Natur so ehrlich und brav ist, und dadurch wird keineswegs der römische Pfaffentrug gerechtfertigt. Dasselbe gilt von dem frommen protestantischen Landvolk. Hier liegt der Segen im Volksgemüth und nicht im confessionellen Dogma.

Sollte auch dem Glaubenszwange als solchem das Verdienst zukommen, manchen in der Race liegenden Troz zu beugen, manche Wildheit zu zähmen, so ruft er doch andererseits einen neuen Troz, eine neue Wildheit des Unglaubens hervor. Nicht alle Menschen vermögen das zu glauben, was zu glauben man ihnen befiehlt. Gegen einen Glauben, der keine innere Wahrheit enthält, oft sogar der evangelischen Wahrheit und Sittenlehre in's Gesicht schlägt, hat man nicht nur das Recht, sondern auch die Pflicht, sich zu empören. Geht der Glaubenszwang so weit, daß der vernünftige Christ von der Hierarchie auf Leben und Tod verfolgt wird, so reizt das zu einem billigen Mißtrauen gegen die Kirche auch bei den nicht unmittelbar Betheiligten auf, und bei Betheiligten zu bitterm Haß. Aus dem Mißtrauen wird Gleichgiltigkeit und Religionsspötterei und aus dem Haß wächst endlich der dem Aberglauben diametral entgegengesetzte Unglauben und der Geist der Verneinung hervor, der in der französischen Revolution zur förmlichen Abschaffung der christlichen Kirche führte. Abgesehen von diesen Nutzanwendungen, von denen uns die Geschichte so schreckliche Beispiele aufstellt, wie aus Glaubenszwang Glaubenshaß entspringt, ist es schon principiell unchristlich, das von Christus selbst verworfene Pharisäer- und Zelotenthum in seine Kirche wieder einschmuggeln zu wollen, an die Stelle der Wahrheit und der Freiheit ihrer Anerkennung

eine Lüge und den Zwang zu setzen, der sie als Wahrheit geltend machen will.

Bekanntlich nannte Jakob Böhme die katholische Kirche die steinerne und die protestantische die der Zänker. Es ist nicht zu leugnen, daß unsere protestantischen Theologen, zumal die Hofprediger und die vom Hofe begünstigten Professoren in den Fehler der Griechen zurückfielen, d. h. in die gelehrten Spitzfindigkeiten, und indem sie alle Glaubenssätze in den Prozeßweg leiteten, zugleich auch in den byzantinischen Servilismus, mit welchem sie redend oder schweigend nur dem politischen Interesse der weltlichen Obern dienten. Das war der Hauptgrund, aus welchem die Mehrheit der Gebildeten auch im protestantischen Gebiete gegen die Orthodoxie eine Abneigung faßte und sich mehr und mehr, wenn auch nicht dem Unglauben, doch einer religionslosen Humanitätsschwärmerei hingab. Wie viele Vorzüge auch die Kirchen der Reformation vor der katholischen ansprechen durften, so entfernten doch auch sie sich vom sittlichen Ideal des wahren Christenthums. Namentlich trifft Holland und England der schwere Vorwurf, daß sie die Christenpflicht systematisch über ihrer Handelspolitik verleugneten. Die Holländer steckten tief in calvinischer Orthodoxie und nahmen doch keinen Anstand, um in Japan das Handelsmonopol zu erwerben, den argwöhnischen Heiden dort zu versichern: Wir sind keine Christen, sondern Holländer. Auch verhütet die holländische Regierung bis auf den heutigen Tag in ihren Colonien die Bekehrung der Heiden zum Christenthum und ebenso die Einwanderung von Europäern, weil durch freie Weiße das Christenthum unter den Heiden verbreitet werden könnte. Ebenso verfährt die englische Regierung in Ostindien, und wenn sie auch anstandshalber Missionäre duldet, so läßt sie dieselben doch geflissentlich nicht aufkommen und duldet auch eine europäische Colonisation in Ostindien nicht, ja sie baut den Heiden Tempel und besoldet ihre Priester. Der abscheulichsten Versündigung am Christenthum aber hat sich England schuldig gemacht, sofern es chinesische Städte zerstörte und unmenschlich mit den Chinesen umging, um sie zu zwingen, ihnen noch fernerhin Opium abzukaufen. Der Opiumhandel mit China brachte England jährlich viele Millionen ein. Das Opium

aber ist ein Gift, wodurch ein großer Theil der chinesischen Bevölkerung entnervt wird. Der Kaiser von China verbot es, aber England zwang ihn, den schändlichen Handel fortdauern zu lassen, und er dauert heute noch fort. Die Taiping, eine große Partei in China, die sich freiwillig zum Christenthum bekehrt hatte, warfen den Engländern vor, sie seyen schlechte Christen, und die Engländer halfen mit ihren Flotten und mit ihrer überlegenen Artillerie den heidnischen Chinesen die christlichen unterdrücken.

Unter den verschiedenen Reformationskirchen gebührt der lutherischen immerhin ein Vorrang, sofern sie sich nicht nur zwischen den Extremen möglichst in der Mitte hielt, sondern auch der deutschen Volksnatur am besten zusagte. Sie verwarf zwar den äußern Prunk der römischen Kirche, aber auch die Leerheit und nüchterne Prosa der calvinischen und behielt feierliche und würdige Formen bei. Sie verwarf das Theatralische und Possenhafte der katholischen Feste und die Frivolität der laxen Beichten und des Ablasses, aber auch den kahlen Rigorismus der Puritaner. Sie verwarf die katholische Transsubstantiation als eine grobe und unerlaubte Gottmacherei durch Priesterhände, aber auch die bloße Sinnbildlichkeit der reformirten Abendmahlsfeier, und hielt insofern die richtige Mitte ein, als sie hier das Mysterium keineswegs aufgab, dasselbe aber ungleich zarter behandelte und profanem Mißbrauch nicht so aussetzte, wie es in der römischen Kirche der Fall war. Sie rettete den echt christlichen Grundgedanken des Prediger Eckhart, nach welchem der Mensch mit Gott nicht leiblich, sondern nur durch die geheime Pforte seiner Seele verkehrt, und beschränkte den Genuß im Abendmahl auf einen Moment subjectiver Empfindung der Gottheit, ohne dieselbe, gleich den Calvinisten, für abwesend und die ganze Handlung nur für eine sinnbildliche zu erklären.

Indem die lutherische Kirche das Mysterium festhielt, behauptete sie auch die rechte Mitte zwischen dem römischen Aberglauben und zwischen dem modernen Unglauben.

Wäre die lutherische Kirche nicht durch die Fürstenpolitik und durch das theologische Gezänk in der Achtung gesunken, so würde ihre Form für das deutsche Volk wohl die angemessenste gewesen seyn.

Sie sagte gleich im Anfang der Reformation auch dem Volk in Oesterreich, Steiermark, Kärnthen, Tirol und Salzburg am meisten zu und wurde freudig und lange von ihm festgehalten, bis es der Ferdinandeischen Tyrannei unterlag. Die Lutheraner waren deutsch gesinnt, daher sie auch immer gern zum Kaiser hielten, wenn dieser ihre Glaubensfreiheit nur einigermaßen schonte. Bei den Calvinisten vermissen wir diesen patriotischen Instinkt. Sie neigten zum Kosmopolitismus und zu internationalen Bündnissen. Sie hielten zu Frankreich gegen Deutschland oder wurden particularistisch und schlossen sich vom deutschen Reich ab, als ob sie gar keine Deutsche wären (Schweizer und Holländer).

IV.

Die Sektirerei.

Weil die beiden neuen Kirchen der Reformation allgemein eben so wenig befriedigten, als es die katholische vermocht hatte, dauerte das Reformbestreben auch in ihnen noch fort. Zwar hatten sich die beiden neuen Kirchen so scharf umgrenzt, wie die alte, und jede übte in ihrem Gebiet aus politischen Gründen den Terrorismus, den wir schon kennen gelernt haben. Doch war es natürlich, daß vielfältig dagegen rebellirt wurde und daß man es Luther und Calvin schwer verübelte, einen neuen Glaubenszwang eingeführt zu haben, nachdem sie den alten der römischen Kirche durchbrochen hatten. Indeß war die Macht der neuen Orthodoxie, weil sie der Fürstenmacht diente, schwer zu bekämpfen und die neuen Reformer, die sich dagegen auflehnten, konnten es immer nur bis zur Bildung verhältnißmäßig kleiner Sekten bringen, was ihnen noch am ehesten in den calvinischen Republiken gelang, weil bei politischer Freiheit die Gedankenfreiheit nicht so ganz unterdrückt werden konnte, wie in den Monarchien.

In den neuen Sekten, die aus der großen Bewegung der Reformation hervorgingen, war dem heil. Geist eine große Rolle vorbehalten. Gott den Vater hatte man in der römischen Kirche so gut wie vergessen, nur immer Gott den Sohn und seine Mutter in den Vordergrund gestellt und mit ihrem Cultus den argen Mißbrauch getrieben, den wir oben ausführlich erörtert haben. Nun war die Zeit gekommen, auch mit dem heil. Geist Mißbrauch zu treiben. Das geschah noch zu Lebzeiten Luthers im Bauernkriege und in den Wiedertäuferunruhen. Die Zeit war außerordentlich aufgeregt. Die lange von Klerus und Adel mißhandelten Bauern verstanden unter der christlichen Freiheit, in deren Namen Luther das Joch des römischen Papstthums zerbrach, auch die politische Freiheit und zerstörten die Klöster und Burgen des Adels. Die Führer aber, die sich ihnen aufdrängten, waren entweder phantastische Schwärmer, die sich wirklich einbildeten aus ihnen rede der heil. Geist, oder sie gaben es vor und setzten den heil. Geist, in dessen Namen sie alles Mögliche behaupten konnten, theils der römischen Hierarchie, theils der Autorität der Bibel entgegen, auf die sich Luther berief. Es ist kein Zweifel, daß die Fanatiker, welche Luther die Schwarmgeister zu nennen pflegte, ihn nicht wenig in seinem biblischen Buchstabenglauben befestigt haben, denn gegen alle die Ungeheuerlichkeiten, welche einerseits das Papstthum aus der sog. Tradition und andrerseits die Schwarmgeister aus dem angeblich in ihnen wirksamen heil. Geist schöpften, konnte in der That nur der Wortlaut der heil. Schrift helfen. In gewisser Beziehung standen die Schwärmer dem Calvinismus näher als dem Lutherthum, denn es entsprach einigermaßen der calvinischen Prädestination, wenn sie sich einbildeten, sie allein seyen die von Gott Auserwählten und vom heil. Geist gleichsam Besessenen.

Bei vielen dieser Schwärmer findet sich als charakteristisches Merkmal, daß sie, als die vom heil. Geist Erfüllten dadurch selbstverständlich über alles Fleisch erhaben seyen, also auch unbedenklich im Fleisch sündigen könnten, ohne daß es ihren Geist anfechte oder verunreinige. Daher die merkwürdige Einführung der Vielweiberei in dem von Johann v. Leyden im Jahr 1535 zu Münster in West-

phalen gegründeten neuen Reiche Gottes. Diese Vielweiberei hat sich in neuerer Zeit bei den frommen Mormonen in Nordamerika wiederholt. Desgleichen ist bekannt, in wie viele Fleischessünden die überfrommen sog. Mucker gefallen sind. Aus Irrenhäusern weiß man, wie nahe der religiöse Wahnsinn mit dem erotischen verwandt ist. Schon im 13. Jahrhundert zogen die sog. „Brüder und Schwestern des freien Geistes“ umher, die schon ganz der freien Liebe huldigten. Sie behaupteten, durch das Gesetz des Geistes über jedes andere Gesetz erhaben zu seyn und sich alles erlauben zu dürfen, wozu sie der Geist treibe.

Viele Schwärmereien gingen aus der Vorstellung hervor, daß die Welt bald untergehen, Christus zur Erde zurückkehren und auf derselben das tausendjährige Reich beginnen werde. Die das glaubten, hießen Chiliasten oder Millenarier. Die Vorstellung war schon unter den Jüngern Jesu selbst aufgekommen und ging aus einer heißen Sehnsucht nach seiner Wiederkehr hervor. Sie erneuerte sich aber lebhaft vor dem Jahr 1000 nach Christi Geburt, weil man glaubte, an diesem Zeitabschnitt werde Christus wiederkommen. Viele Menschen bereiteten sich damals auf die große Katastrophe vor, tausende pilgerten nach Jerusalem, um dort zu sterben und im neuen Jerusalem wieder zu erwachen. Das Jahr ging ruhig vorüber und die Welt dauerte fort. Aber der Glaube an ein baldiges Weltende kehrte auch später immer wieder und zwar vorzugsweise bei christlichen Sekten, die sich entweder verfolgt sahen und sich nach Befreiung sehnten, oder bei solchen, die sehr hochmüthig waren, den heil. Geist allein gepachtet zu haben glaubten und sich als die allein Auserwählten betrachteten, welche Christus nach Vertilgung der ganzen übrigen bösen Menschheit in sein Reich aufnehmen werde.

Ein gewisser Abt Joachim in Calabrien, der 1202 gestorben ist, hinterließ ein Buch, worin er drei Weltalter annahm. Das erste des Vaters habe mit Christo aufgehört, das zweite des Sohnes werde im Jahr 1260 endigen und dann das dritte des heil. Geistes beginnen. Ein Theil der Franziskaner huldigte dieser Ansicht, die sich freilich nicht lange behaupten konnte, und wartete vergeblich auf das sog. ewige Evangelium des heil. Geistes. Dieser seltsame

Glaube hatte aber seinen Grund nur in dem Abscheu frommer Mönche vor der weltlichen Ueppigkeit des Papstthums.

Besonnener dachten die frommen Katholiken, die unter dem Druck des habsburgischen Despotismus und in beständiger Furcht vor der Inquisition in Spanien sich ganz in die Stille zurückzogen und ohne sich Illusionen über ein baldiges Weltende hinzugeben, nur im Bewußtseyn, daß ihr eigenes Ende sie bald erwarte, sich auf dasselbe und auf den Eingang in das ewige Leben vorbereiteten. Diese Frommen vom Jahr 1575 nannten sich Illuminaten, weil sie das Licht nicht in der Jesuitensonne draußen, sondern im eigenen Innern fanden, im Gebet und Absehen von allem Aeußern. Weil sie aber in dieser innerlichen Vereinigung mit Gott die äußerlichen Sakramente verschmähten, fielen sie troß ihrer Privattugenden der grausamen Inquisition anheim. Wahrscheinlich wegen des germanischen Blutes, das noch in den Spaniern rollte, ließ sich diese Innerlichkeit der Gottesminne nicht ganz ausrotten. Sie kehrte im 16. Jahrhundert in Holland in der Sekte des friedseligen Menno und im sog. Quietismus wieder, der Religion des sanften Spaniers Molinos.

Schon der heil. Augustinus hat einmal gesagt: „Ich suchte Gott sehnsüchtig überall auswendig, da fand ich ihn auf einmal in meinem Innern; wer möchte doch an allen Ecken der Welt und an allen Straßen suchen, was er in sich selbst hat!“ Darauf beruft sich Molinos und vergleicht sich mit Noah, der mitten im ungestümen Meere der Sündfluth in einem Schifflein verschlossen ohne Segel und ohne Ruder sich den Wellen und dem Willen Gottes überließ. Ein andermal sagt Molinos, man müsse alles, was man an Erkenntniß in sich aufgenommen, auslöschen und seine Seele wie ein weißes Papier leer halten, damit Gott darauf schreibe. Vollkommene Passivität sey das erste Gebot. Man müsse schweigen, nicht nur mit dem Munde, man müsse auch jede Willensregung tödten und dürfe nicht einmal mehr denken, damit allein Gott in uns wirken könne. Diese Tödtung des freien Willens wurde auch hin und wieder in der lutherischen Kirche beliebt, hier aber so, daß er durch den Glauben ersetzt werden sollte, was nicht ganz mit

Molinos übereinstimmt, sofern dieser Spanier Gott nicht vorschrieb, was er in seiner Seele wirken sollte, der lutherische Glaube dagegen schon eine ganz besondere, vorgeschriebene Form und Einschränkung hatte. Nur der sächsische Theosoph Valentin Weigel lehrte noch am Ende des 17. Jahrhunderts: „Wem Freude nicht ist wie Betrübniß, der hat Gott nicht lieb. Freue dich nicht, wenn du selig wirst, betrübe dich nicht, wenn du verdammt wirst, so bleibst du in Gott unbeweglich.“

Mit einer solchen furchtsamen, sich verbergenden und nur defensiven Tugend wollten sich die sog. Quäker in England nicht begnügen, sondern muthig die christliche Bruderliebe im praktischen Leben durchführen. Fox gründete diese Sekte im verhängnißvollen Jahr 1649, in welchem die Engländer ihren König hinrichteten und Cromwell die schreckliche Republik regierte, und in welchem Deutschland verblutete und in rauchenden Trümmern eben das Ende des dreißigjährigen Krieges erlebte. Grade damals zur Zeit, wo der Haß in der germanischen Race seine schaudervollsten Triumphe feierte, gründete jener fromme Engländer die Adelphen oder die Gesellschaft der Bruderliebe, denen die gemeine Welt den Ekelnamen der Quäker gab. Die Religionskriege hatten leider bewiesen, wie sehr die Religion der Liebe in ihr Gegentheil verkehrt worden war. Fox wollte sie in ihrer ursprünglichen Reinheit wieder herstellen und verfuhr ganz folgerichtig, sofern er alle kirchlichen Aeußerlichkeiten und alles Dogmengezänk verwarf und das wahre Christenthum nur in der Nachahmung Christi in der Tugend, im Seelenadel, in der Menschenliebe erkannte. Man müsse, sagt er, Christum in seinem eigenen Innern, in einem innern Lichte, im Licht vom Lichte Gottes finden, ganz in Uebereinstimmung mit unserm altdeutschen Prediger Eckhart. Da die Quäker aber keine der bestehenden Kirchensatzungen gelten ließen, wurden sie hart verfolgt und da sie den Krieg verabscheuten und keine Soldaten werden wollten, als feige Memmen verlacht, bis William Penn ihnen auf seinem reichen Erbe jenseits des Meeres ein Asyl eröffnete, in dem nach ihm benannten Pennsylvanien. Sie setzten sich durch ihre Frömmigkeit und Humanität bald in Achtung; die große Menschenmenge zu bekehren, gelang ihnen aber nicht, denn es kann kein Frieden auf Erden seyn.

Es wäre sehr zu verwundern gewesen, wenn in der deutschen Reformation nicht auch eine specifisch arianische Erinnerung aufgelebt wäre. Es geschah auch, aber mit geringem Erfolg. Eine allzu lange Zeit war vorüber gegangen, der ursprüngliche Arianismus der deutschen Volksstämme vergessen. Die Lostrennung vom römischen Dogma konnte keine vollständige seyn, es kostete Kampf genug, nur das Gröbste davon abzuschütteln. Zufrieden, die Marien- und Heiligenanbetung beseitigt zu haben, tastete man die Dreiheit der göttlichen Personen nicht an. Zufrieden, die Werkheiligkeit beseitigt zu haben, ließ man doch die Rechtfertigung durch den Glauben und durch das alleinige Verdienst Christi bestehen und gab dem Willen noch immer seine Freiheit nicht zurück. Ja sogar schränkte man den Willen noch enger ein, weil man über die Werkheiligkeit empört war und dem Menschen nicht mehr gestatten wollte, eigenes Verdienst zu haben. Auch mußte der lutherische Glauben einigermaßen die römische Werkheiligkeit ersetzen. Man mußte ein Mittel haben, mit der bequemen Sündenvergebung der alten Kirche concurriren zu können. Die größtentheils in grobe Sinnlichkeit versunkenen Fürsten würden die Reformation schwerlich unterstützt haben, wenn ihnen die neuen Kirchen die Nachfolge Christi in einem durchaus sittlichen Wandel und in einer Erhebung der Seele über alles Gemeine zur Pflicht gemacht hätten. Dann wären sie lieber katholisch geblieben, hätten für ihre Sünden Ablaß gekauft oder sich mühelos durch ein kleines Ceremoniell absolviren lassen. Wenn man aber nur Glauben von ihnen verlangte und über den sittlichen Wandel wegsah, kamen die vornehmen Sünder auf der protestantischen Seite eben so wohlfeil weg, wie auf der katholischen.

Daß damit nun die Reformation ihr letztes Ziel noch nicht erreicht habe, hat vielen edlen Menschen jener Zeit eingeleuchtet, aber unter dem schrecklichen Terrorismus der Parteien wagten es nur wenige, mit ihrer bessern Ueberzeugung hervorzutreten, und die wenigen, die es wagten, wurden fast durchgängig hart verfolgt, von den katholischen Inquisitoren lebendig verbrannt, von den protestantischen wenigstens geköpft. Wer auch gar nicht ein neues Dogma aufstellen wollte, sondern nur einfach das Wesen des Christenthums

in die Nachfolge Christi, in die christliche Liebe zu den Mitmenschen, in den reinen Wandel setzte, wurde wenigstens, wie der edle Caspar v. Schwenckfeldt, als ein Schwärmer verachtet, vertrieben, verhöhnt.

In Italien, Ungarn und Polen wirkte das reformatorische Streben, als es von Deutschland aus hier eindrang, in einer andern Richtung hin und kam merkwürdigerweise dem Arianismus nahe. Es war begreiflich, daß in diesen der Türkei näher liegenden Ländern während der großen Bewegung der Reformation der Gedanke auftauchen mußte, die Entstehung des Islam habe kein anderes Motiv gehabt, als denselben Ekel vor der griechisch-römischen Verhunzung des Christenthums in Vielgötterei und Götzendienst, wie ihn jetzt wieder die Reformationspartei empfand. Besonders unter den Calvinisten, die in den südlichen Ländern mehr Anklang fanden als die Lutheraner, kam die Meinung auf, man müsse sich den Muhamedanern, als uralten Feinden des römisch-griechischen Pfaffenthums, ein wenig nähern und Sympathien bei ihnen gewinnen. Zumal in den Nothzeiten blutiger Verfolgung durch die spanischen und deutschen Habsburger sahen sie im Feind ihres Feindes einen Freund. Daher das Motto der holländischen Geusen: Lieber türkisch als päpstlich! In Ungarn befanden sich die der Reformation Zugeneigten in furchtbarer Klemme zwischen den Türken und den scheußlichen Ketzerverfolgungen der deutschen Habsburger und die letztern wurden ihnen so unerträglich, daß sie mehr als einmal die türkische Herrschaft vorzogen. Die Fürsten von Siebenbürgen hielten damals einigermaßen zwischen beiden die Waage, zum Theil mit polnischer Hülfe. Daher kam es, daß grade hier die sog. Antitrinitarier oder Unionisten Raum fanden und es bis zur Bildung einer förmlichen Kirche brachten. Man nannte sie auch Socinianer, weil der Italiener Socini ihre Lehre articulirte. Der Hauptgedanke darin war: es gibt nur einen Gott in einer einzigen und nicht in drei Personen. Dasselbe hatte auch Muhamed gelehrt.*) Christus galt dieser Sekte nur als ein Mensch,

*) Wie sehr die Massen geneigt sind, immer in die heidnische Vielgötterei zurückzufallen, zeigte sich auch im Islam. Muhamed hatte die

unbeschadet seiner Heiligkeit, da die göttliche Kraft sich in ihm offenbart habe. Die Persönlichkeit des heiligen Geistes hielt sie für etwas ganz Ueberflüssiges, sofern es gar nicht möglich sey, Gott und seinen Geist von einander zu trennen. Das alles erinnerte nun sehr an den ältern Arianismus. Die Sekte fand aber nur eine Zeitlang auf dem christlichen Gebiete Duldung und auch nur in Siebenbürgen und Polen, im ganzen übrigen Gebiet der Christenheit wurde sie mit fanatischem Ingrimm verfolgt und zwar nicht nur in den katholischen Ländern, sondern auch in den protestantischen, weil man hier zwar die katholische Werkheiligkeit verwarf, aber an den drei Personen der Gottheit, am alleinigen Verdienst Christi und an der ausschließlichen Rechtfertigung durch den Glauben festhielt und hauptsächlich aus politischen Gründen festhalten zu müssen glaubte, um die Kluft zwischen der neuen und alten Kirche nicht noch weiter aufzureißen.

Es hatte so viele Mühe gekostet, dem Kaiser und den mit ihm verbündeten katholischen Fürsten endlich die Anerkennung einer Gleichberechtigung der lutherischen und calvinischen mit der katholischen Kirche im Reiche abzunöthigen, daß die Fürsten und Consistorien der beiden neuen Kirchen es auf's ängstlichste vermieden, und, wenn sie ihren Fortbestand behalten wollten, es auch vermeiden mußten, neue Sekten aufkommen und die Glaubenseinheit noch weiter stören zu lassen. Aus diesem politischen Grunde allein erklärt es sich, warum Calvin selbst den Socinianer Servet in Genf als Ketzer lebendig verbrennen ließ, an Grausamkeit wetteifernd mit der spanischen Inquisition. Auch fast alle andern Anhänger des Socini wurden in protestantischen, wie in katholischen Ländern hingerichtet. Wäre diese Verfolgung aus politischen Gründen nicht über die Socinianer gekommen, so würden sie ohne Zweifel wegen

---

Dreieinigkeit, wie auch den Heiligen- und Bilderdienst der verderbten Griechen auf die Anbetung des einen wahren Gottes zurückgeführt, hinterdrein aber verehrten die Muhamedaner vielmehr ihn, als Gott selbst, erfanden den Cultus von neuen Heiligen und beteten an deren Gräbern. Dagegen mußte erst wieder die neue Sekte der Wechabiten kämpfen und den einfachen Glauben an einen Gott wiederherstellen.

der Reinheit und Sittlichkeit ihrer Lehre viel mehr Anhang gefunden haben. Man weiß wenigstens von vielen Theologen der Reformationszeit, daß sie zu ihnen neigten, aber ihre Meinung nicht öffentlich kundzugeben wagten. Das gemeine Volk dafür zu gewinnen, war freilich schwierig, denn dieses war zu sehr gewöhnt an eine wohlfeile Sündenvergebung und an eine bequeme Rechtfertigung durch die katholischen Werke, durch den lutherischen Glauben und durch die calvinische Prädestination.

Ich kann nicht umhin hier einiger längst vergessenen Männer zu gedenken, die es damals auch in Deutschland wagten, an den Arianismus der ältesten deutschen Volksstämme zu erinnern und zwar in der Pfalz, in welcher überhaupt zur Reformationszeit ein sehr reger geistiger Kampf war. Unter Kurfürst Friedrich III. lebten im Beginn der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts Johann Sylvan, Superintendent in Ladenburg, und Neuser, Prediger in Heidelberg, denen sich Vehe, Diaconus in Lautern, zugesellte, äußerlich der hier herrschenden calvinischen Kirche angehörig, aber der Lehre des Arius noch mehr als der Calvins zugeneigt. Sie fanden noch mehrere Anhänger, wurden aber verdächtigt und faßten den Plan, nach Siebenbürgen zu flüchten, dessen Fürst Johann Sigismund seinen Gesandten Beckheß im Jahr 1570 zum Reichstag nach Speyer schickte, was die Pfälzer Socinianer veranlaßte, sich an ihn zu wenden. Neuser ließ sich verführen, an die Möglichkeit einer Allianz des Sultans mit den Protestanten zu glauben, und grade der Arianismus schien ihm die natürliche Vermittlung zwischen dem Islam und der deutschen Reformation werden zu können. Er schrieb also selbst an den Sultan, sein Brief aber wurde aufgefangen und er mußte nun als Flüchtling umherirren, während seine Gesinnungsgenossen Sylvan, Vehe und Suter daheim eingekerkert wurden. Neuser selbst ließ sich abermals täuschen, als ob man ihm daheim verzeihen würde, kehrte in die Pfalz zurück, wurde ebenfalls eingekerkert, entkam aber nach England, ging von da in die Türkei, soll dort Muhamedaner geworden seyn, sich aber nicht befriedigt gefunden haben und endlich von Würmern zerfressen unter Gebrüll gestorben seyn. Wahrscheinlich eine Uebertreibung, denn er hatte bös-

artige Feinde. Die arianische Richtung wurde für so gefährlich gehalten, daß man, indem man dem armen Sylvan den Prozeß machte, von allen Theologen- und Juristenfakultäten sowohl in den lutherischen als calvinischen Staaten Gutachten über ihn einforderte, infolge deren er im Jahr 1572 auf dem Marktplatze zu Heidelberg enthauptet wurde. Vehe und Suter wurden als minder bedeutende Mitschuldige nur des Landes verwiesen. *)

Es fehlte zur Reformationszeit auch nicht an einer rigoristischen Sekte, die den sittlichen Gehalt des Christenthums allem andern voranstellte und mit Feuer und Schwert die Laster vertilgen wollte. An solchen Schreckensmännern hat es auch früher während großer kirchlicher Krisen nicht gefehlt. Schon die Donatisten in Afrika, schon die Husiten in Böhmen glaubten die christliche Religion bestehe einfach in der Bezwingung und Vernichtung alles Sündhaften auf Erden. Auch Savonarola, der unglückliche Reformator von Florenz, schlug diesen Weg ein, entriß den muntern Florentinern alles, womit sie sich das Leben froh gemacht hatten, allen Putz und Schmuck, alle Luxusgegenstände, alles was zu Spiel und Tanz gedient hatte, sogar die musikalischen Instrumente, schichtete sie zu einem großen Scheiterhaufen zusammen und ließ sie verbrennen. Nach der Reformation fielen die Puritaner in England auf dasselbe Verfahren und verboten alle und jede Lust des Lebens, schafften allen Putz ab, verschlossen alle Vergnügungsorte, alle Theater und ließen dem englischen Volke keine andere Straße mehr offen, als zwischen einem Betsaal und Schlachtfelde. Das war nun gut gemeint und die Uebertreibung des Luxus und der Sinnenlust hatte eine solche vorübergehende Züchtigung auch wohl verdient. Dennoch gingen die Forderungen der Puritaner an die menschliche Gesellschaft viel zu weit, wollten ihr auch jede erlaubte Freude rauben und stellten ein Extrem dar von solcher Unnatur, daß ihre Herrschaft nicht lange dauern konnte.

Die Hauptsache war auch hier die Verirrung vom wahren

---

*) Das Nähere über diesen interessanten Prozeß findet man in Schuchs Kirchengeschichte von Ladenburg. Heidelberg 1843.



Wege, den Christus seiner Gemeinde vorgezeichnet hatte. Christus verlangte vom Menschen, nicht wie Moses blinden Gehorsam, sondern freie Ueberzeugung, den rechten Gebrauch des ihm von Gott verliehenen freien Willens. Auch das Gute hat für den, der es übt, keinen Werth, wenn er es nicht freiwillig übt. Wer die Menschen zur Tugend peitschen will, behandelt sie eben nur wie Vieh oder macht sie zu Heuchlern. Der Terrorismus der Tugend ist so gut ein Abweg als der des Aberglaubens, denn beide machen grausam und widersprechen der christlichen Liebe. Nirgends läßt sich deutlicher erkennen, daß es ohne Freiheit keine Tugend, daher auch kein wahres Christenthum geben kann.

Einen merkwürdigen Gegensatz gegen den schrecklichen Pharisäismus der selbstgerechten Puritaner bildete hundert Jahre später in demselben England die Angstbank der Methodisten, die sich convulsivisch in Bußgedanken wanden, seufzten, heulten und wahnsinnige Geberden machten, bis die Gnade bei ihnen zum Durchbruch kam und sie aus armen Sündern auf einmal Heilige wurden.

Im Allgemeinen blieb inzwischen die germanische Race der angeborenen Ruhe und Mäßigung treu und leidenschaftliche Ausbrüche blieben auch in ihren Sekten immer nur seltene Ausnahmen.

V.

Irenische Versuche.

Das Natürlichste und Vernünftigste wäre gewesen, daß alle Deutschen in ihrem Nationalinteresse gegen die Romanen zusammengehalten hätten, weil es unmöglich war, länger zu zweifeln, daß die Italiener das kirchliche Ansehen lediglich als Mittel brauchten, um Deutschland auszuplündern, zu knechten und zu verhöhnen. Auch ihr Gewissen, ihr sittliches Gefühl, ihre wahrhaft christliche Frömmigkeit und ihre gesunde Vernunft mußten ihnen sagen, das

römische Papstthum ist nicht das rechte Christenthum. Aber ein großer Theil der Fürsten und des Volks hielt aus Interesse, aus Furcht oder aus Trägheit an der katholischen Gewöhnung und namentlich am Kaiser fest, der nun einmal nichts von der Reformation wissen wollte, und manchen schreckten auch wohl die Auswüchse der Reformation im Bauernkriege und in den Schwärmereien der Wiedertäufer ab. Sofern es nun nicht möglich war, alle Deutschen in der Opposition gegen Rom zu vereinigen, so hätten sich wenigstens die sehr zahlreichen Anhänger der Reformation zu einem gemeinsamen Verfahren verständigen können und sie würden dann stark genug gewesen seyn, sich wenigstens mit dem katholischen Deutschland auf einen vertragsmäßigen Friedensfuß zu setzen und den brudermörderischen Krieg von Deutschen gegen Deutsche zu vermeiden.

Das gelang aber nicht, denn die katholische Partei wollte das ganze Deutschland wieder unter sich bringen und abwechselnd hofften auch die lutherische und die calvinische Partei ihrerseits zur Hegemonie in Deutschland zu gelangen. Aber die beiden letzten Parteien handelten einander zuwider und konnten also auf einen entscheidenden Sieg über die Katholiken nicht rechnen, während auch die katholische Partei nicht stark genug war, die gewaltige Strömung der Reformation in ihrer Quelle zu ersticken, sondern sie nur einzudämmen vermochte. Da es sich nun einmal so verhielt, fehlte es trotz der leidenschaftlichen Aufregung der Zeit nicht an besonnenen Männern, welche den blinden Fanatismus der Parteien zu beschwichtigen suchten und einen modus vivendi ausdachten und bevorworteten, der den streitenden Parteien wenigstens erlaubt hätte, als deutsche Stammgenossen in äußerlichem Frieden zusammenzuleben, den Streit nur mit geistigen Waffen auszufechten und nicht Bruderblut zu vergießen. Unter den Theologen, welche diese Friedensgedanken hegten, stand Melanchthon, unter den Fürsten Kurfürst Joachim Nestor von Brandenburg voran. Eine Zeitlang schien es, als könne der Frieden erhalten, oder der schon gestörte wieder hergestellt werden, namentlich nach dem Augsburger Religionsfrieden, nachdem Karls V. Bruder Ferdinand aus Eifersucht gegen seinen

Neffen, den spanischen Philipp, sich den Protestanten genähert hatte. Allein, obgleich es sogar dahin kam, daß die Vertreter des Protestantismus zum Concil von Trient eingeladen wurden, so gingen doch die Interessen der tonangebenden weltlichen Mächte zu weit auseinander, als daß eine aufrichtige Versöhnung möglich gewesen wäre.

Kaiser Ferdinand I. hätte sich gern von Spanien losgerissen und eine selbständige deutsche Politik eingehalten, wobei ihn sogar Herzog Albrecht von Bayern unterstützte, wie denn das Haus Wittelsbach das enge Zusammenstehen der deutschen Habsburger mit den spanischen als nächster und schwächerer Nachbar Oesterreichs sehr ungern sehen und daher gern mitwirken mußte, beide Habsburger Linien auseinander zu halten. Sowohl Ferdinand als Albrecht drangen beim Concil auf eine wahre und ernstliche Abstellung der Mißbräuche und der Papst bewilligte im Jahr 1564 den Unterthanen Ferdinands den Kelch unter der Bedingung, daß sie im Uebrigen Katholiken bleiben sollten. Allein Philipp II. duldete keine solche Concession und die Jesuiten waren äußerst rührig, seine Ansicht durchzufechten, unterstützt von der großen Mehrheit der spanischen und italienischen Bischöfe auf dem Concil. Da nun auch den zum Concil eingeladenen Protestanten nur bewilligt wurde, gehört zu werden, nicht aber mitzustimmen, so kehrten sie begreiflicherweise dem Concil den Rücken und der gute Wille des deutschen Habsburgers und des Wittelsbachers vermochte keine Einigung mehr zu erwirken.

Des Kaisers Sohn und Nachfolger Maximilian II. nahm den Sühneversuch noch einmal auf und war sehr geneigt, die kirchliche Reform in seinen Kronländern durchzuführen, da schon Böhmen, Schlesien, Mähren, Oesterreich ob und unter der Enns fast ganz lutherisch geworden waren. Es lag ihm alles daran, das deutsche Reich zusammen zu halten durch eine neue Glaubenseinheit und zwar im lutherischen Sinn, weßhalb er auch den Kurfürsten von der Pfalz dringend ermahnte, den Calvinismus fahren zu lassen und sich mit den Lutheranern zu vereinigen. Wäre das geschehen, so würde er auch wohl die Lutherisirung Oesterreichs vollendet haben

und ganz Deutschland wäre dann lutherisch gewesen. Aber es glückte ihm nicht, den Eigensinn des Pfälzers zu besiegen, eine Einigung zwischen den Anhängern Luthers und Calvins zustande zu bringen, und unter diesen Umständen gelang es dem Cardinal Hosius, ihn zur alten habsburgischen Politik zurückzuführen und ihm begreiflich zu machen, wenn er auf dem lutherischen Wege fortginge, würden ihn Spanien, Italien und Frankreich als Feind behandeln, ohne daß er an den protestantischen Fürsten einen verläßlichen Rückhalt fände.

Beide, Kaiser Ferdinand I. und Max II. bedienten sich zu ihren irenischen Versuchen seit 1562 des Niederländers Cassander, eines gelehrten katholischen Laien, der sehr triftige Einwendungen gegen die Einseitigkeit des lutherischen Bekenntnisses machte, aber auch die vielen Mißbräuche in der katholischen Kirche verdammte, den Cölibat abschaffen, den Laien den Kelch und die deutsche Kirchensprache bewilligen wollte, die Hostienwunder verwarf rc. Er konnte begreiflich nichts ausrichten und kam sogar auf den Index der in Rom verbotenen Bücher, doch hat er sich ein ehrenvolles Andenken bewahrt als Bekenner eines gewissen idealen Katholicismus, weßhalb er auch oft citirt wurde, wo es galt Schattenseiten des Katholicismus zuzudecken.

Gleichzeitig machte sich Thamer, Professor in Marburg, um die Versöhnung der Parteien verdient. In einem Werke, welches er 1564 herausgab, unterwarf er die katholische Werkheiligkeit und die lutherische „alleinige Rechtfertigung durch den Glauben" einer gleich scharfen Kritik, ermahnte beide Theile, fallen zu lassen, was unchristlich, und nur das zu pflegen, was wahrhaft christlich sey, also nicht äußere, todte Werke, sondern Werke der Liebe, keinen todten Glauben, sondern einen in Werken der Liebe thätigen Glauben. Denn nur an den Früchten könne man den rechten Glauben erkennen, wie es im Hebräerbriefe 6, 10 heißt: Gott ist nicht ungerecht, daß er vergesse eures Werks und Arbeit der Liebe. Ein reines Herz und Werke der Liebe seyen allein das Kennzeichen des wahren Christen. Aber mit solchen Ideen durfte man der damaligen Zeit nicht kommen. Sie erregten nur die Wuth beider Parteien. Die

protestantischen Zänker aber machten es dem armen Thamer am ärgsten, so daß er am Ende aus Ekel vor ihnen und um sich aus ihrer Nähe zu retten, katholisch wurde.

Im Jahr 1640 erschien ein äußerst verständiges Buch eines angeblichen Hyppolitus a lapide, vom ältern Chemnitz verfaßt, über den Zustand des deutschen Reichs, worin offen gesagt wurde, alles Uebel komme von den Fürsten her, deren Herrsch- und Habgier die Religion nur zum Vorwand nehme. Das Hauptübel für Deutschland aber sey das Haus Habsburg, welches schon Macchiavelli die Unglücksfamilie für Deutschland nannte. Aber nicht minder hätten sich auch die protestantischen Fürsten an der deutschen Nation versündigt durch Zerreißung des Reichs und durch ihren Particularismus, dem der Glaubenshaß und Glaubenszwang nur als Mittel dienen müsse. Es wäre besser, sie alle wären fort und der kahl gerupfte deutsche Reichsadler könnte wieder gesund und kraftvoll seine Federn schütteln.

Auch dem wohlwollenden König Wladislaw von Polen war es sehr darum zu thun, die Glaubensparteien in Deutschland zu versöhnen, denn ihre Gegensätze griffen auch tief in Polen ein. Er veranlaßte daher im Jahr 1645 ein Religionsgespräch zu Thorn, welches aber erfolglos blieb, weil die fanatischen Lutheraner nichts von Vernunftgründen und nichts von Bruderliebe wissen wollten. Als Vertreter dieser letztern glänzte Calixtus von Helmstedt. Derselbe wollte die katholische Kirche als solche nicht aufgeben, nur von ihren Mißbräuchen reinigen und glaubte, wenn dies geschähe, brauchten die Lutheraner und Calvinisten sich auch nicht abzusondern. Die Katholiken wollten aber grade ihre Mißbräuche beibehalten und die lutherischen Theologen die Vortheile, die ihre Fürsten durch die Reformation bereits erlangt hatten, nicht aufgeben. Die Rechtfertigung durch den Glauben allein diente ihnen zum Vorwand, um jede Mahnung zur christlichen Bruderliebe mit Hohn zurückzuweisen. Sie nannten die Versöhner nur Synkretisten, d. h. Religionsmischer und blieben bei ihrem Extrem gegenüber dem papistischen, während Calixtus von beiden Extremen wollte zurückführen zum wahren evangelischen Christenthum.

Bei diesem Religionsgespräch zu Thorn sagte der polnische Castellan Goriansky ein großes Wort: Das Ziel sey nicht blos der Frieden, sondern auch die Wahrheit. Man müsse nicht dahin streben wollen, einen Compromiß zwischen zwei gleich sehr im Irrthum befindlichen Parteien zustande zu bringen, sondern vielmehr zwischen den Irrthümern die Wahrheit ungefährdet durchzuführen und zu retten. Aber gerade von der Wahrheit des sittlichen Ideals, welches Christus der Menschheit aufgestellt hat, wollten die Zeloten rechts und die Zeloten links nichts wissen, weniger freilich aus theologischer Zanksucht, als aus Servilismus, weil sie entgegengesetzten Interessen der Fürsten dienten.

Aus Ekel an diesem Treiben im lutherischen Lager wurden nicht wenige Lutheraner lieber wieder katholisch. So der Marburger Professor Hunnius, so der feine Holstein, der die Unfläterei, die auf den lutherischen Universitäten unter Professoren und Studenten nach dem Muster der Höfe eingerissen war, nicht aushalten konnte und der eine etwas feinere Gesellschaft in Italien und Frankreich aufsuchte. So auch die Königin Christine von Schweden aus demselben Grunde. So auch jenes Holsteins Neffe Lambeccius, der als Bibliothekar in Wien berühmt wurde. So der Schlesier Scheffler, unter dem Namen Angelus Silesius bekannt, einer unserer seelenvollsten Dichter.

Eine besondere Aufmerksamkeit verdient das Haus Hohenzollern, welches in Deutschland zuerst und wiederholt am consequentesten den religiösen Frieden zu erhalten suchte, leider aber in jener Zeit der Reformationskämpfe nicht Macht genug besaß, um sein Friedensprincip zum herrschenden zu machen. Das kurfürstlich brandenburgische Haus der Zollern hielt die confessionelle Friedenspolitik schon vom Anfang der Reformation an ein, hatte sich daher weder zum Lutherthum noch zum Calvinismus bekannt, sondern zwischen beiden Parteien vermittelt, wie auch zwischen sämmtlichen protestantischen Fürsten und dem katholischen Kaiser. Das war die allein richtige Politik vom deutschen Standpunkt aus. Es kam vor allem darauf an, daß durch die Religionshändel das deutsche Reich nicht in Stücke brach. Aus Furcht vor einer Ueberwältigung durch

den allzu mächtig gewordenen habsburgischen Nachbar hatte sich der Herzog von Bayern nicht nur dem schmalkaldischen Bunde der Protestanten angeschlossen, sondern auch mit Frankreich und dem ganz vom Sultan abhängig gewordenen Ungarkönig Johann Zapolya Verbindungen angeknüpft. Kurfürst Joachim Nestor von Brandenburg machte ihm deshalb schwere Vorwürfe und mahnte ihn, sich nicht mit Nichtdeutschen gegen Deutsche einzulassen.

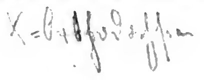
Joachim Nestor's Nachfolger seit 1535, Kurfürst Joachim II., vermochte nicht mehr zu verhindern, daß sich die Reformation auch über ganz Brandenburg ausbreitete, denn sie war eine volksthümliche Sache. Um sich nun nicht von seinem Volk zu trennen, trat er 1539 zum Lutherthum über. Sein katholischer Schwiegervater, König Sigismund von Polen, nahm ihm das sehr übel, aber Melanchthon schrieb für den Kurfürsten eine Rechtfertigung, worin er hervorhob, es sey Pflicht in dieser Zeit, Pflicht gegenüber Gott, dem Reiche und den nicht immer zurechnungsfähigen Unterthanen, die beiden Extreme, die zur unheilvollen Spaltung führten, zu vermeiden, die Reformation zu vertheidigen gegen die anerkannten Mißbräuche des Papstthums, aber auch innerhalb der Reformation die Ausschreitungen und Parteiungen zu vermeiden, die ihr so sehr zum Schaden gereichten. Das vernünftigste Votum, welches in jener Sturmzeit abgegeben worden ist. *) Als bald darauf der schmalkaldische Krieg ausbrach, blieb der Brandenburger Kurfürst neutral, trat aber nach der Entscheidung bei Mühlberg sogleich als Vermittler auf und hauptsächlich seinem Eifer gelang es, den Frieden herzustellen und das augsburgische Interim zustande zu bringen.

Sein Nachfolger Johann Sigismund wurde im Jahre 1613 calvinisch, was man ihm von lutherischer Seite sehr übel nahm. Allein er war in zweierlei Beziehung vollkommen gerechtfertigt, denn einmal konnte er das jülich'sche Erbe am Niederrhein nur ansprechen, wenn er sich dem dort schon herrschenden Calvinismus anschloß, wie sich sein Vater dem bereits in Brandenburg volksthümlichen Lutherthum angeschlossen hatte, und zweitens konnte er seine patriotische

*) Seckendorf III. 75.

Neutralitätspolitik nicht augenfälliger bethätigen, als wenn er innerhalb seines Territoriums Lutheraner und Calvinisten vollkommen gleich berechtigte und das erste Muster eines paritätischen Staates aufstellte. Eine außerordentliche Kühnheit und Neuerung in jener Zeit, in welcher der Grundsatz cujus regio ejus religio herrschte und jedes Land nur einen Glauben haben durfte, nämlich den seines Fürsten. Zu seiner Rechtfertigung ließ der Kurfürst sein Glaubensbekenntniß veröffentlichen, welches ganz dem von Melanchthon entsprach. Er erklärte nämlich, er werde die Gewissen seiner Unterthanen in Glaubenssachen achten, wenn auch der Glaube verschieden, wenn derselbe nur einzig und allein auf das Wort Gottes gegründet sey. Das allein verlange er. Widersprechen sich auch die Auslegungen der heil. Schrift, stritte man sich darüber und kämen Irrthümer vor, so lasse sich das mit der Zeit wohl bessern. Gott selbst werde den Cours und Lauf der Wahrheit schon leiten, er vermöge es ja ohnehin allein, und mit Lästern, Schmähen, Diffamiren, Haß und Neid der Calvinisten und Lutheraner unter einander komme man nicht zum Ziele. Mit Schwachgläubigen solle man Geduld tragen 2c. In Folge dessen erließ der Kurfürst 1615 eine auch von seinem Sohn unterzeichnete Erklärung, worin er jedem seiner Unterthanen frei stellte, sich ganz so, wie es ihm sein eigenes Gewissen vorschreibe, zur lutherischen oder calvinischen Kirche zu halten.

Gegen dieses sehr vernünftige Edikt wüthete und tobte zwar der kursächsische Hofprediger Hoë als Ultra-Lutheraner, aber vergebens. Als auch ähnliche Fanatiker in Königsberg lärmen wollten, wurden sie durch die brandenburgischen gleichfalls lutherischen Stände beschämt, welche dem Kurfürsten zustimmten und sein System zu würdigen wußten. Während in allen andern Staaten nur immer eine einseitige und unbarmherzige Orthodoxie jede andere religiöse Meinung verdammte, unterdrückte und grausam ausrottete, konnten in den brandenburgischen Staaten gute Christen friedlich nebeneinander leben, wenn sie auch im Dogma nicht buchstäblich übereinstimmten. Darin lag für das Haus Zollern eine große Vorbedeutung. Es war seinem Jahrhundert mit Vernunft vorangeeilt.



Auch noch König Friedrich I. von Preußen beschäftigte sich mit der Frage des religiösen Friedens und dachte zunächst an eine Union der lutherischen und calvinischen Kirche, wobei er auch den großen Philosophen Leibnitz und den freisinnigen Abt Molanus zu Rathe zog. Die Herren aber sahen bald ein, daß eine förmliche Union, ein zwangsweises Zusammenschmiedenwollen den Haß nur wieder aufwärmte und den heftigsten Widerstand hervorrief, ließen es also gern bei der Parität bewenden, welche jeder Partei ihr Recht gönnte, ohne daß sie sich darum zu streiten brauchten.

Leibnitz betheiligte sich auch, und zwar eben so vergeblich bei dem Versuch, die Katholiken und Protestanten zu versöhnen. Das war zu der Zeit, in welcher Ludwig XIV. den Gallicanismus verschärfte und den Papst damit ein wenig drangsalirte, weshalb auch Bossuet mit Leibnitz in Verbindung trat. Dieser berühmte französische Theologe vertheidigte aber zu scharf die katholische Tradition gegen die von den Protestanten allein anerkannte Autorität der heil. Schrift. Nach 2. Thessal. 2. 15. habe der Apostel Paulus selbst die Tradition zur Norm erklärt und die schriftliche Ueberlieferung sey erst aus der mündlichen hervorgegangen. Die Frage entstand, wer Recht habe, wenn Tradition und Schrift nicht zusammenstimmen. Da sagte Bossuet: allemal die Kirche. Nun konnte man aber nicht eins werden, denn der Protestant kann nicht zugeben, daß die römische Kirche nie irre.

Das Haus Zollern nahm gegen die Glaubensfanatiker am Ende des 17. Jahrhunderts zwei höchst würdige Männer in Schutz. Der berühmte Spener, Hofprediger in Dresden, wagte den sächsischen Kurfürsten Johann Georg III. um Aenderung seines schlechten Lebenswandels zu bitten, wurde aber zornig von ihm fortgejagt, denn die rechtgläubigen sächsischen Hofprediger hatten bisher allen Kurfürsten, sie mochten noch so unflätig saufen und lüderlich seyn, die ewige Seligkeit zugesichert, der fromme Spener aber wurde als ein Pietist verachtet und verleumdet. Thomasius in Leipzig hatte sich damals öffentlich gegen die lutherische Satzung erklärt, die den bösartigsten Buben selig spricht, wenn er nur zu glauben vorgibt, und die edelsten Menschen verfolgt, die sich gegen einen solchen Glauben

sträuben. Auch er mußte wie Spener, Schutz beim ersten König von Preußen Friedrich I. suchen und fand ihn in Halle.

Unter dem Nachfolger dieses verständigen Fürsten, König Friedrich Wilhelm I., erfolgte wieder ein Versuch, die lutherische und calvinische Kirche zu vereinigen. Der sächsische Kurfürst war nämlich, um die polnische Königskrone erlangen zu können, katholisch geworden, und seit Karls XII. Ermordung war auch Schweden geschwächt und konnte den Protestantismus nicht mehr schützen. Im protestantischen Süddeutschland hegte man um so mehr Sorge um die Religionsfreiheit, als der frivole Herzog von Württemberg keine Kinder hatte und sein Land an seinen katholischen Vetter Karl Alexander kommen sollte, welcher später wirklich das Land katholisiren wollte. Solche trübe Aussichten veranlaßten 1720 den Tübinger Kanzler Pfaff und Professor Klemm, in Druckschriften eine Union der Lutheraner und Calvinisten zu ihrer beiderseitigen Stärkung gegen katholische Bedrohungen vorzuschlagen. Der lutherische Pastor Neumeister in Hamburg polterte zwar fürchterlich dagegen und nannte jede Concession des Lutherthums an den Calvinismus einen Ehebruch. Aber König Friedrich Wilhelm I., jetzt der mächtigste protestantische Fürst in Norddeutschland, fühlte sich verpflichtet, den Schutz des Protestantismus zu übernehmen, und ließ durch seinen Gesandten beim Reichstag in Regensburg dem corpus Evangelicorum die Union empfehlen. Da er sie hier nicht durchsetzen konnte, octroyirte er sie wenigstens seinen eigenen Unterthanen, nach seiner derben militärischen Art, ohne eine Widerrede zu dulden. Er wich damit sehr übereilt von der verständigen Politik seiner Vorfahren ab, die sich mit der Parität begnügt und gerade dadurch den Frieden der Confessionen gewahrt hatten, den die erzwungene Union gefährden mußte. Weil er aber persönlich mehr zum Calvinismus neigte, duldete er den lutherischen Altardienst, die Chorhemden, den Kirchengesang, nicht mehr und ließ die Altarkerzen durch Gerichtsboten auslöschen. Lutherische Pastoren, die nicht gehorchen wollten, wurden abgesetzt. Diesen Ungerechtigkeiten machte aber sein Sohn, der große Friedrich, sogleich ein Ende, als er zur Regierung kam.

Fünftes Buch.

Der Neukatholicismus nach dem Tridentinum.

I.

Die Päpste nach dem Tridentinum.

Auf dem Concilium zu Trient wurde die alte Kirche in die neue Form gegossen, wie sie am besten geeignet schien, um die Reformation von den noch katholisch gebliebenen Ländern abzuhalten. Es kam darauf an, nicht nur das sittliche Element der Reformation fern zu halten und alle Mißbräuche des Papstthums bestehen zu lassen, sondern auch das germanische Element, soweit es sich in der alten Kirche ausgeprägt hatte, auszumerzen und unter Herbeiziehung der Renaissance und der sog. klassischen Studien der katholischen Kirche ein ausschließlich romanisches Kleid zu geben. Die Hierarchie als solche war aber nur noch ein Schein, denn wesentlich hatte sich das Papstthum, um durch die katholischen Fürsten geschützt zu werden, zum Werkzeug ihrer despotischen Politik hergegeben und durfte seine alte Macht über die Seelen nur so weit ausüben, als die Bigotterie und Verdummung durch das Pfaffenthum dem Volk auch unbedingten Gehorsam gegen die Fürsten eintrichterte. Die katholischen Großmächte, die Habsburger in Oesterreich und Spanien, die Valois in Frankreich, diktirten dem Concil von Trient, was ihr Wille war. Die Päpste, die nun folgten, blieben alle in Abhängigkeit von den weltlichen Kronen. Von einer Usurpation eines Gregor VII., Innocenz III. oder Bonifacius VIII. konnte entfernt nicht mehr die Rede seyn.

Daher trat in Rom von nun an eine gewisse Bequemlichkeit und Behaglichkeit ein. Die Stadt war nicht mehr der Sitz einer

selbständigen und übermächtigen Regierung, sondern hier residirte nur noch ein geistlicher Minister der katholischen Großstaaten. Derselbe wurde aus einer Aristokratie römischer oder wenigstens italienischer Familien gewählt, nachdem die Häuser Habsburg und Valois sich über die zu wählende Person vereinigt hatten. Jene Familien bildeten gleichsam einen Samenbehälter, aus welchem regelmäßig ein Papst gefischt wurde. Sie verhielten sich ganz so, wie die Phanarioten in Byzanz. Diese griechischen Familien lieferten dem türkischen Sultan jederzeit den Patriarchen, wie er ihn haben wollte. Die Aehnlichkeit greift hier durch alles durch. Mittelst des Patriarchen und seiner Klerisei hielt der Sultan seine griechischen Unterthanen in sklavischem Gehorsam. Ebenso die Habsburger und Valois die ihrigen mittelst des Papstes und seiner Klerisei. Die Phanarioten waren theils alte und reiche griechische Familien, theils gelangten sie erst zu Reichthum, sofern einer aus ihrer Mitte Patriarch wurde und seine Nepoten begünstigte. So gesellten sich auch in Rom zu den alten Familien der Orsini, Colonna, Savelli, Conti ꝛc. die neuen päpstlichen Nepotenfamilien der Farnese, Borghese, Aldobrandini, Barberini, Ludovisi, Pamfili, Giustiniani, Chigi, Rospigliosi ꝛc.

Dieser ganze Complex von römischen Papstfamilien war eigentlich nur ein Complex von Sinecuren. Sie zehrten von altem Gewinn, der zugleich ein Wartegeld war, bis wieder einer der Familie zur Tiare und zum Genuß der päpstlichen Einkünfte auserkoren wurde. Wenn, wie man voraussetzte, der heil. Geist den Papst erkor, so hatte der arme heilige Geist doch keine freie Wahl und kam aus dem Zirkel jenes italienischen Verwandtschaftshimmels nicht heraus, einfach weil der Kaiser mit den Königen von Frankreich, Spanien und Neapel es ihrem politischen Interesse für angemessen erachtet hatten, den Papst in einem neutralisirten Terrain zu wählen. Jene römischen Familien standen nicht unmittelbar unter kaiserlicher oder französischer oder spanischer Hoheit, konnten also sämmtlichen katholischen Großmächten gefallen und allen zugleich dienen. Ein französischer Papst würde dem deutschen Kaiser, ein deutscher dem französischen König nicht gefallen haben.

Je weniger nun der Papst mit seinen Cardinälen, welche mit

schwachen Ausnahmen alle aus dem gemeinschaftlichen Samenbehälter stammten, wirklich zu regieren, sondern nur den Winken der katholischen Höfe zu gehorchen hatten, um so mehr pflegten sie den Schein der Autorität. Man bemerkte am päpstlichen Hofe und in den Palästen der Cardinäle und Nepoten eine zahlreiche Dienerschaft, ein höchst umständliches Ceremoniell, unglaublich viel Prunk und Aeußerlichkeit, eigentlich mehr morgenländisch als abendländisch. Diese Aeußerlichkeiten und Scheinheiligkeiten hingen aber auf's genaueste zusammen mit dem politischen Zwecke, dem das Papstthum im Interesse der despotischen Monarchen dienen mußte. Sie waren auf Verblendung des gemeinen Volkes berechnet, erregten Neugier, Erstaunen, Bewunderung, erfüllten die Sinne, beschäftigten die Phantasie und dienten daher, das Volk zu fesseln, angenehm zu unterhalten und von ernsterm Nachdenken abzubringen. Diese Methode, das Volk zu behandeln, war um so wirksamer, als man ihm die bloße Anschauung all des Prunks zur Tugend anrechnete. Die bloße Anwesenheit in Rom an gewissen Festtagen gewährte Ablaß, Erlaß der Sündenstrafe. Ebenso die Wallfahrten nach heiligen Orten, das Beten vor heiligen Bildern oder an bevorzugten Altären. Dazu wurde an den heiligen Orten Markt gehalten und man verkaufte dem einfältigen Volke hunderterlei nichtsnutzigen Kram als Amulette, Schutz- und Heilmittel, sogar als Zaubermittel. Dadurch zog man das Volk von jedem ernstern Nachdenken über göttliche Dinge ab, beschwichtigte sein Gewissen, machte ihm das Sündigen durch die wohlfeile Sündenvergebung leicht und bewirkte, daß demselben das Verbleiben in einer so angenehmen und nachsichtigen Kirche lieb wurde. Es fehlte nicht an Leuten, welche dieses Verhältniß des Papstthums zu den weltlichen Mächten richtig beurtheilten. So schrieb der gleichzeitige Stellatus, Papst Clemens vermöge den deutschen Luther nicht mit Gründen zu widerlegen, sondern nur durch spanische Armeen. Non disputando sed ferro mavult sua jura tueri. Auch sieht dieser Dichter die Hölle voller Päpste und Mönche. Noch energischer schrieb Franco im Jahr 1542 „An die infamen Fürsten dieses infamen Jahrhunderts“, wurde aber dafür unter Papst Pius V. gehenkt.

Damals schrieb Spagnolo, genannt Mantuanus, General des Carmeliterordens, ein Ehrenmann und achtungswürdiger Dichter, ein lateinisches Epos Alphonsus, worin er, Dante nachahmend, den König Alphons von Castilien durch die Hölle wandern läßt. Hier hört er dem Gespräch eines Papstes mit dem Teufel zu, der denselben martert. Der Teufel heißt Jupiter, der mit allen Lastern eines irdischen Königs sich anmaßte, bei den Heiden König der Götter zu seyn. Die Wahl grade dieses Jupiter zum Teufel, der den Papst zu züchtigen hat, ist sehr sinnreich, denn auch der Papst maßte sich mit allen Lastern eines weltlichen Prinzen an, der Statthalter Gottes zu seyn. Der Papst erscheint in seinem Gespräch als einer, der, um sich in irdischer Wollust zu sättigen, die Kirche zum Werkzeug der Mächtigen macht und diesen Mächtigen alles Heilige, ja Gott selber feil macht, wie Judas den Heiland verkaufte.

— — Petrique domus polluta fluenti
Marcessit luxu. — — —
Sanctus ager furibus, venerabilis ara cinaedis
Servit, honorandae divum Ganymedibus aedes
— — — venalia nobis
Templa, Sacerdotes, altaria, sacra, coronae,
Ignes, thura, preces, coelum est venale, Deusque.

Philipp II. von Spanien baute in seinem berühmten Escoreal die Kirche nicht nur mitten in seinen weltlichen Palast hinein, sondern stiftete in dieser Kirche, in der er begraben liegt, auch eine ewige Messe für seine Seele. So dehnte er seine königliche Allmacht und den Zwang, den er der Kirche angethan, auch noch bis in die Ewigkeit aus. Derselbe Philipp wohnte feierlich mit seiner Familie und dem ganzen Hofe, den Autodafés bei, zusehend, wie die Ketzer lebendig verbrannt wurden, erhob sich dabei vom Sitze und zog das Schwert, indem er schwur, die heilige Inquisition mit aller seiner Macht zu unterstützen und die Ketzer zu vertilgen. Er genügte damit nur seiner weltlichen Herrschgewalt und die Inquisition, wie auch der Papst und die ganze Klerisei dienten ihm nur als Mittel. Das aber war

die Schmach und Schande der römischen Kirche, daß sie sich zum Mittel für solche Zwecke hergab.

Die Fürsten ließen sich von der Kirche bis zur Unverschämtheit huldigen und insbesondere mußte die bildende Kunst dazu dienen, dem unterthänigen Volke, die innige Allianz der Kirche mit der weltlichen Dynastie zur Anschauung zu bringen. Beispielsweise betrachte man das berühmte Bild von Mignard, das größte Frescobild in ganz Frankreich in der Kuppel von Val de Grace. Hier wird die Königin Anne d'Autriche von Frankreich, welche die Häuser Habsburg und Bourbon gleichsam zu einem verband, von der heil. Anna in den Himmel eingeführt und feierlich von den göttlichen Personen und Heiligen empfangen, um förmlich unter ihnen aufgenommen zu werden, wie nach heidnischen Vorbildern die Ariadne in den Olymp.

In diesen Bildwerken, die man in großer Zahl in den Palästen und Kirchen der Habsburger und Bourbons findet, ist das besonders charakteristisch, daß der heidnische Olymp und der christliche Himmel zugleich jenen Dynastien schmeicheln, gleichsam um ihre Gunst buhlen und ihnen Dienste zu leisten wetteifern. Die Völker haben sich an diese Bildnerei gewöhnt und die Kunstgeschichtschreiber ihren Werth als Kunstwerke gepriesen, aber es gibt nichts Unnatürlicheres und Gottloseres, als diese Vermengung des Heidnischen und Christlichen im Knechtsdienst des Despotismus.

In Venedig hatte die weltliche Regierung einen Priester gerichtet, einen Mönch, der ein elfjähriges Mädchen mißbraucht und dann umgebracht hatte. Das sah Papst Paul V. als einen Eingriff in die geistliche Gerichtsbarkeit an, glaubte sich auf seine Macht verlassen zu können, und belegte den Staat Venedig mit Bann und Interdikt. Venedig protestirte, wurde von dem scharfsinnigen Sarpi in genialer Weise vertheidigt und achtete nicht auf das Interdikt. Dem Papst fehlten die Waffen, um Venedig zum Gehorsam zu zwingen. Ihn aber in diesem Handel zu unterstützen, fiel seinen mächtigen Beschützern, den Habsburgern und Bourbons, gar nicht ein. Es machte ihnen Spaß zuzusehen, und daß der Papst sich

vor Venedig beugen mußte, bewies ihnen nur, wie viel tiefer er sich vor ihnen selbst beugen müsse.

Auf allen protestantischen Schulen und in hundert Lehrbüchern wird den armen Jungen gesagt, Philipp II. sey ein Sklave und Werkzeug der Kirche gewesen, da sich die Sache doch gerade umgekehrt verhielt. Derselbe König ließ denselben Herzog von Alba nicht blos gegen die empörten und ketzerischen Niederländer, sondern auch gegen Rom, gegen den Papst marschiren, um die einen, wie die andern seiner despotischen Willkür zu unterwerfen. Alles, was er that, that er nicht aus kirchlichem Fanatismus, sondern aus Staatsraison. Die katholische Begeisterung, welche Gott allein dienen wollte und nicht die königliche Livrée anzog, war ihm ganz ebenso zuwider, wie die protestantische Begeisterung. Deswegen mußte die spanische Statthalterschaft in Mailand dem heil. Karl Borromäus allen Tort anthun. Schon die Reformationskriege, der dreißigjährige Krieg, legten die Ohnmacht des Papstes klar zu Tage. Als Haupt der katholischen Kirche und bei der Voraussetzung seiner Autorität, mußte er unter allen Umständen eine Allianz des katholischen Königs von Frankreich mit den deutschen Protestanten, mit den Schweden, noch vielmehr mit den Türken verhindern. Aber das hat er nie gethan. Als im westphälischen Frieden die katholischen und protestantischen Fürsten ihren Streit endlich ausglichen und der Papst dagegen protestirte, bewies er grade dadurch seine Ohnmacht und machte sich nur noch lächerlich.

Obgleich die deutschen Habsburger von jeher zu den Romanen und zum Papst gehalten hatten und das deutsche Nationalinteresse, wie oben schon erörtert ist, hintansetzten, nahmen die Päpste doch immer, so oft die französischen Könige Angriffe auf habsburgische Besitzungen machten, viel mehr für Frankreich als für den deutschen Kaiser Partei. Schon Karl V. wußte, daß der Papst, wo er konnte, gegen ihn die Partei Franz I., des französischen Königs ergriff. Als später Ludwig XIV. den Habsburgern das spanische Erbe entreißen wollte, stand ihm wieder der Papst bei und diesmal mit besserem Glück, als unter Franz I., denn Frankreich hatte es damals nur mit dem schläfrigen Kaiser Leopold I. zu thun, dessen Minister von

ihm bestochen waren. Also diente auch der Papst dem übermächtigen Franzosen und bearbeitete während des spanischen Erbfolgekrieges Klerus und Volk in Spanien, daß es sich mehr dem französischen als dem deutschen Kronkandidaten zuneigte.

Aus demselben Grunde thaten die Päpste auch nichts, um die Monarchie der deutschen Habsburger sich ausdehnen zu lassen. Der alte Haß gegen die Deutschen und die Vorliebe für die Romanen haben sich in Rom niemals verleugnet. Wie wichtig und heilsam wäre es für die abendländische Kirche gewesen, wenn sie sich, sobald die türkische Macht in Schwäche fiel, gegen Osten ausgebreitet hätte! Die deutschen Habsburger führten mit den Türken Krieg und ihr tapferer Feldherr, Prinz Eugenius, eroberte Belgrad und Bosnien. Der damalige Papst Clemens XI. schickte ihm zum Lohn einen geweihten Hut und Degen. Das war alles, was der Papst in dieser Sache zu thun wußte. Ganz andere Anstrengungen hatten die Päpste im Mittelalter gemacht, um zur Zeit der Kreuzzüge die Christenheit im Orient auszubreiten. Jetzt nahm sich das Papstthum der Sache nicht mehr an, denn es mußte Frankreich schonen, welches damals schon in Bezug auf die Türkei dieselbe Politik befolgte wie heute. Wie es sie nämlich heute gegen Rußland zu schützen sucht, so hat es sie damals gegen den deutschen Kaiser geschützt. Deutschland sollte an der untern Donau nicht mächtig werden, es sollte überhaupt nicht mächtig werden, weil es sonst vielleicht einmal deutsche Nationalpolitik zu treiben veranlaßt worden wäre. Dies zu verhindern, war ebenso die Politik der römischen Curie, wie die Frankreichs.

Als die spanische Linie des Hauses Habsburg ausstarb, entstand die Besorgniß für Frankreich, daß, wenn auch nicht ein deutscher Habsburger mit der deutschen Kaiserkrone zugleich die Kronen von Spanien und Neapel auf sein Haupt setzen würde, und wenn auch Spanien und Neapel unter einer jüngeren Linie des habsburgischen Hauses von Deutschland getrennt blieben, diese jüngere Linie doch zuviel deutsche Traditionen mitbringen würde. Frankreich machte daher ein Erbrecht durch die weibliche Linie geltend, um Spanien und Neapel für einen bourbonischen Prinzen zu erwerben. Hierbei

nun wurde es durch die römische Curie und durch die Jesuiten eifrig unterstützt, denn es galt abermals, germanische Ansprüche durch das Zusammenhalten der Romanen zu vereiteln und die deutsche Dynastie ganz aus Spanien und Italien zu vertreiben. Im Osten sollte sie nichts gewinnen dürfen, im Südwesten, was sie schon hatte, verlieren. Anfangs zwar schwankte Papst Clemens XI. noch hin und her und trat den Ansprüchen des Erzherzog Karl, der als Karl VI. später Kaiser wurde, eben so wenig entgegen, als denen seines Nebenbuhlers, der nachher als Philipp V. König von Spanien wurde. Weil sich aber die deutschen Habsburger in ihrem schweren Kampf mit Frankreich durch England und Holland unterstützen ließen und Karl sogar eine protestantische Prinzessin geheirathet hatte, entschied sich der Papst mit den Jesuiten bald für Philipp und unterstützten den französischen Anspruch mit allen Mitteln des katholischen Fanatismus. Von allen Kanzeln wurde den spanischen Bauern die Seligkeit verkündet, wenn sie einen Engländer oder Holländer meuchlings umbrächten, weil es verfluchte Ketzer seyen.

Auch erneuerte der Papst damals zu Gunsten Philipps V. die berüchtigte Kreuzbulle. Im Mittelalter hatten die Päpste denen, die das Kreuz nahmen, um gegen die Ungläubigen zu kämpfen, große Privilegien im Himmel zugesichert, d. h. Ablaß der Sünden, damit sie sicher in den Himmel kommen könnten. Jetzt erneuerte Papst Clemens XI. die Kreuzbulle zunächst für die französischen Truppen, welche die Wahl Philipps V. unterstützten, und für dessen ganzen Anhang in Spanien. Das stellte die Deutschen völlig den Heiden und Ungläubigen gleich, während Philipp's Vater, Ludwig XIV., dem der Papst in so hohem Grade willfahrte, mit den wirklich Ungläubigen, nämlich den Türken, ein enges Bündniß gegen die Deutschen geschlossen hatte, ohne daß die römische Curie und ohne daß die Jesuiten daran ein Aergerniß nahmen. So hat der angebliche Statthalter Christi in Rom als oberster Schiedsrichter stets die Waage gehalten, parteiisch zu Gunsten des Romanismus und zum Nachtheil des Germanismus. — Die gedachte Kreuzbulle wurde von allen Kanzeln empfohlen und allen Gemeinden zuge-

schickt. Jeder Spanier, der sich nicht einer Verfolgung durch die Inquisition aussetzen wollte, mußte, sobald er das siebente Lebensjahr zurückgelegt hatte, ein gedrucktes Exemplar der Bulle kaufen und mindestens zwei Reale dafür bezahlen, wenn er nicht mehr geben wollte. Jede Person mußte die Bulle im Jahr wenigstens einmal kaufen, Standespersonen öfter. Dem Inhaber der Bulle wurden alle und jede Laster und Verbrechen ohne besondere Beichte getilgt. Man empfahl den Ankauf der Bulle dem Mitleid der Reichen, weil der Arme, für den man eine Bulle kaufte, dadurch denselben Ablaß von allen Sünden empfing, als ob er die Bulle selbst bezahlt hätte. Ja man konnte die Bulle für schon Verstorbene kaufen, die dadurch aus dem Fegefeuer erlöst wurden.

Und alle diese ausschweifenden Mißbräuche, diese Anmaßungen der höchsten göttlichen Gewalt, wozu? Einzig um der Familie Bourbon ihre despotische Gewalt in Madrid und Neapel zu sichern, einzig um die romanischen Länder von der deutschen Familie loszureißen, welche sie bisher innegehabt hatte und der man, wenn sie auch noch so großen Verrath an der deutschen Nation beging, um sich dem Romanismus anzuschmeicheln, doch immer noch mißtraute.

Man darf wohl daran erinnern, daß den katholischen Völkern in der ganzen Runde der Welt vorgespiegelt wurde, wenn ein Papst stürbe, so werde sein Nachfolger unmittelbar durch den h. Geist gewählt, welcher unsichtbar über dem Conclave, wie einst über der Pfingstversammlung der Apostel und Jünger, schwebe und sich auf die Cardinäle niederlasse, so daß dieselben immer nur den rechten Statthalter Christi auf Erden wählen könnten und müßten. Eine ungeheuere Lüge und wahre Gotteslästerung, da bei jeder Papstwahl arge Intriguen im Spiele sind und alle Mittel angewendet werden, um die Cardinäle zu bestechen, daß sie nach dem politischen Interesse der einen oder andern der rivalisirenden Großmächte den Papst wählen, damit er der betreffenden Großmacht, der bourbonischen oder habsburgischen Dynastie zum Werkzeuge diene.

II.

Die heidnische Renaissance im engsten Bunde mit dem römischen Papstthum.

Die Concile von Constanz und Basel hatten das römische Papstthum doch einigermaßen erschüttert und ihm eine neue Sorge vor dem Widerstand der Deutschen erweckt. War es nun auch durch das enge Bündniß mit den Habsburgern einstweilen wieder geschützt, so griff es doch gern zu allem Neuen, was ihm einen dauernden Sieg des Romanismus über den Germanismus versprach.

Nur fünf Jahre nach Abschluß des Wiener Concordats wurde Constantinopel 1453 von den Türken erobert und viele Griechen von dort flüchteten nach Italien und brachten Handschriften altgriechischer heidnischer Philosophen, Dichter, Geschichtschreiber rc. mit, dergleichen auch schon von gelehrten Mönchen in Klöstern des Abendlandes gerettet und abgeschrieben worden waren, die indeß jetzt erst allgemeines Aufsehen erregten und von denjenigen Romanen, welche die Deutschen am tiefsten haßten, als ein neues Mittel benutzt wurden, dem Germanismus zu trotzen und seinen bisherigen Einfluß im Abendlande zu schwächen, wo nicht ganz zu verdrängen. Die neue Schwärmerei für das Studium und die Wiederbelebung des griechisch-römischen Geistes, der sog. classischen Wissenschaft und Kunst, begann an den Höfen kleiner italienischer Fürsten, der Medici, Malatesta, Este rc., welche schon bisher durch die Gunst Frankreichs und der Päpste unabhängig genug geworden waren, jedoch dem Namen nach immer noch zum deutschen Reiche gehörten und gern auch noch das letzte Band, welches sie an Deutschland knüpfte, zerrissen hätten. Sie nahmen also an ihren Höfen die verbannten Griechen auf und gründeten Akademien für italienische Gelehrte und Dichter, die den classischen Geschmack verbreiteten.

War nun dieser neue Geschmack auch ein heidnischer und schien insoferne eigentlich mehr gegen die christliche Kirche, als gegen den

Germanismus gerichtet zu seyn, so nahm doch der Papst keinen Anstand, ihn freudig zu begrüßen und auf alle Weise zu unterstützen. Denn er erkannte in ihm eine mächtige Waffe gegen die Deutschen. War ja doch das Papstthum selbst aus dem heidnischen Geiste der Romanen hervorgewachsen, eine Art Verjüngung des vergötterten Imperiums im alten Rom, und hatte nicht die römische Kirche in ihren Bildern und Gebräuchen schon so viel Heidnisches wiederaufgenommen? Ohne Zweifel bestand eine Wahlverwandtschaft zwischen dem echten alten Heidenthum und der heidnischen Gesinnung, die sich nur in christliche Formen maskirt hatte. Der große Reichthum an Geist, Wissen, Schönheitssinn und Kunsttalent, den das Studium der alten Welt zu Tage förderte, ließ das bisherige Christenthum sammt der einfältigen germanischen Tugend als Armuth erscheinen, und indem die Romanen schnell diesen Reichthum sich aneigneten und den classischen Geist als ihr Erbe und Eigenthum ansahen, glaubten sie auch wieder wagen zu dürfen, auf die Deutschen, wie auf rohe Barbaren herumzusehen. Zudem ließ sich hoffen, daß die Verführung des Sinnenreizes, der in der wiedererweckten classischen Kunst und Poesie lag, die Fürsten und Vornehmen im ganzen Abendlande berücken und daß dadurch das ohnehin schon durch die lateinische Kirchensprache bedingte geistige Uebergewicht romanischer Sprache und Denkart noch ungemein verstärkt werden würde. Da nun das Papstthum nie etwas anderes als die schärfste Zuspitzung des romanischen Racenstolzes gewesen war, so darf man sich nicht darüber verwundern, daß es die Renaissance zu seinem Schooßkind machte, wenn es auch auf den ersten Blick noch so widersinnig erscheint, daß der Statthalter Christi den heidnischen Olymp in seinen Vatican versetzte.

Während Rom diesen neuen Angriff auf den Germanismus machte, der deutsche Kaiser aber, Friedrich III., derselbe, der im Wiener Concordat Deutschland verrathen und die Reformation vereitelt hatte, die heidnische Renaissance auch seinerseits bewillkommte und in der Person des niederträchtigen Celtis, der in lateinischen Gedichten ovidische Unzucht pries, mit Lorbeern krönte und Deutschland gleichsam wehrlos der neuen Verpestung von Rom aus preisge-

geben war, erfand Johannes Guttenberg in Mainz die Buchdruckerkunst. Das war kein Zufall, sondern ein Verhängniß, ein Wink Gottes, daß deutscher Geist doch berufen sey, den römischen zu überwältigen und zu überleben.

Um jedes Mißverständniß zu vermeiden, verwahre ich mich gegen den Verdacht, ich wisse vielleicht den Werth der classischen Studien nicht zu schätzen. Ich habe mich selbst diesen Studien lange und einläßlich gewidmet. *) Man muß nur unterscheiden. Wenn wir Deutschen nicht uns selbst dabei vergessen, wenn wir der Pflicht, die wir der eigenen Nation schuldig sind, eingedenk bleiben, so gibt es daneben nichts Großartigeres und Rühmlicheres, als unsere allumfassende Weltkenntniß, unser Interesse für die Kunde aller Zeiten und Völker. Grade die Deutschen sind wegen ihres angeborenen Rechtsgefühls und wegen des gutmüthigen Wohlwollens, mit welchem sie andern Völkern entgegenkommen und fremdes Verdienst anerkennen, in vorzüglichem Grade befähigt, auch das classische Alterthum zu verstehen und zu würdigen. Ohne uns schmeicheln zu wollen, dürfen wir doch dreist behaupten, die Deutschen haben für gründliches Studium des griechischen und römischen Alterthums mehr geleistet, als Italiener und Franzosen. Ehre also den classischen Studien! aber man muß sie auch nicht überschätzen, man muß um ihretwillen nicht das Deutsche vernachlässigen, nicht in die Unvernunft einstimmen, mit welcher die Romanen es gewagt haben, uns im Vergleich mit ihnen Barbaren zu nennen. Die deutschen Humanisten des 15. und 16. Jahrhunderts sind allerdings in diese Unvernunft verfallen und auch jetzt noch gibt es pedantische Schulmänner in Deutschland, denen alles Christlich-Germanische nur barbarisch, das Heidnisch-Classische aber das Höchste dünkt. Die Schwärmer für das Classische in jener ersten Zeit der Renaissance waren zugleich die feigsten Fürstenknechte, Beschmeichler der Gewalt und Beschöniger der höfischen Unzucht. Sie vorzüglich waren es, die auf den deutschen Universitäten die Studenten zur Nachahmung der Höfe und unter classischen Beschönigungen zu der berüchtigten Sitten-

*) Die vorchristliche Unsterblichkeitslehre. Leipzig 1870.

verwilderung anhielten, die unter dem Namen der akademischen Schweinerei fortgedauert hat und die auf's gründlichste in einem Werk des Professors Tholuck von Halle geschildert ist. Diesem servilen Professorenvolke dienten die classischen Dichter immer nur, um in Bildern aus der griechischen Götterwelt die schmutzigste Unzucht zu maskiren und recht eigentlich den Koth zu vergolden.

Verfolgen wir jetzt den Weg der Renaissance. Unter den kleinen Fürsten Italiens hatten die durch Handel und Bankgeschäfte unermeßlich reich gewordenen und zu fürstlichem Rang emporgestiegenen Mediceer sich der Renaissance oder Wiedergeburt des Heidenthums am wärmsten angenommen und die Gelehrten und Künstler, welche diesem neuen Geschmack huldigten, auf's reichlichste unterstützt. Man brachte die Sprachdenkmäler des classischen Alterthums in Menge zusammen, übersetzte sie, commentirte sie, ahmte sie nach. Man grub aus dem Schutt altrömischer Städte heidnische Statuen aus und betete sie beinah schwärmerischer an, als christliche Bilder, weil man sie als heiliges Erbe der Väter ansah. Wir neuen Römer, das war die Parole, sind immer noch die alten Römer. Ein Mönch aus dem vornehmen Hause Colonna schrieb den sog. architektonischen Roman, worin er im Geist das ganze altheidnische Rom mit seinen prächtigen Tempeln und Götterbildern wieder aufgerichtet sah, und schließlich führte ihn seine Phantasie zur Insel der heidnischen Liebesgöttin, wo die irdische Geliebte, der er als Mönch hatte entsagen müssen, wieder mit ihm vereinigt wurde. Durch solche Beispiele wird ein helles Schlaglicht in die kirchlichen Zustände des damaligen Rom geworfen.

Und führte nicht, als die berühmte Gruppe des Laokoon aufgeführt wurde, wie schon oben erwähnt ist, Papst Julius II. selbst bei dem Feste den Vorsitz, wobei eine größere Begeisterung herrschte, als je beim Auferstehungsfest des Herrn in der Osterzeit. Man feierte die Auferstehung des altrömischen Heidenthums.

Am meisten aber schwärmten die Künstler für diese Neuerung. Im Herzen Heiden, brachten sie in ihren Kirchenbildern Verspottungen des Christenthums an. Auf einem Bilde des berühmten Malers Spagnoletto ist das Martyrium des heil. Bartholomäus

dargestellt. Der Heilige wird lebendig geschunden. Absichtlich hat der Maler den Moment gewählt, in welchem dem Heiligen schon Kopf und Oberleib abgeschunden sind, und ihn mit Absicht so scheußlich gemalt, daß jedes Auge sich schaudernd davon abwendet und unwillkürlich auf eine weiße Statue des Apollo fällt, die der Maler dem Heiligen vor die Füße gelegt hat als einen von Christenhand umgestürzten Heidengötzen. Nun hat aber Spagnoletto's Pinsel diesem Apollo eine wunderbare Schönheit verliehen, gegen welche die Häßlichkeit des christlichen Märtyrers grell absticht. Der Maler wollte damit ausdrücken: wie häßlich ist doch euer Christenthum und wie schön war dagegen unser altes Heidenthum!

Der neurömische Katholicismus war in das altrömische Heidenthum gleichsam verliebt und suchte es so viel als möglich aus allen seinen Gräbern wieder aufzuwecken. Antike Tempel, Ruinen und Bildwerke aller Art wurden fast noch mehr bewundert und geschont als christliche Kirchen und Bilder. Der päpstliche Palast des Vatican füllte sich mit vielen tausend Statuen, Büsten, Basreliefs und gemalten Bildern der altheidnischen Götter und Halbgötter, Nymphen und Faunen, Eroten 2c. an, und dieses Heidenthum verlieh der Stadt Rom fast noch mehr Ansehen, als seine christlichen Kirchen und Heiligenbilder.

Man bildet sich ein, man laufe in Rom als Ketzer Gefahr und als müsse es aus jedem Fenster des Vaticans von Bannstrahlen blitzen. Aber hinter diesen Fenstern stehen die Statuen der heidnischen Götter, der nackten lieblichen Venus, der nackten lieblichen Nymphen, der nackten üppigen Satyrn, und laden, weit entfernt, abschrecken zu wollen, zum derbsten und fröhlichsten Sinnengenusse ein. Mit einem Wort, Rom lebt wie ein Badeort von den Fremden, die Geld hinein bringen und denen es nicht um katholische Andacht, sondern um das Studium der Antike und um das fröhliche Leben zu thun ist. Diese werden nun gelockt und geliebkost. Ich habe in meiner Reise nach Italien, Stuttgart 1835 die erstaunliche Toleranz geschildert, mit der man in Rom selbst beim Hochamt des Papstes in der Peterskirche die Fremden, die englischen, deutschen, scandinavischen Ketzer und russischen Schismatiker mit

ihren Damen protegirt, ihnen die ersten Sitze im Umkreis anweist und durch ein Spalier von Schweizergarden das römische Volk von ihnen trennt, damit sie ungestört und unbelästigt von diesem Volk alles Ceremonial des heil. Vaters sehen können.

Noch heute stehen die Paläste vieler päpstlichen Nepotenfamilien in Rom und kann man darin die geschmacklose Pracht jener Zwitter bewundern, die halbe Fürsten und halbe Priester, halbe Heiden und halbe Katholiken waren. In ihren Sälen wechseln die Statuen und Büsten altrömischer Götter, Nymphen und Pane mit Gemälden der Renaissancezeit, und in diesen wechseln wieder Darstellungen aus der christlichen Geschichte und Legende mit solchen aus der heidnischen Götterwelt ab. Dazwischen haben sich jene Nepoten von den Künstlern Bilder malen lassen, in denen sie selbst in lächerlicher Weise beschmeichelt und fast vergöttert werden. Man sieht zum Beispiel im Palast Colonna den aus diesem Geschlecht stammenden Papst Martin V., der auf dem Constanzer Concil die Christenheit verrieth und die von ganz Europa verlangte Reformation vereitelte, von den allegorischen Figuren aller Tugenden umgeben. Man sieht in dem Palast Barberini ein großes Deckengemälde, auf welchem die allegorischen Tugenden das Wappen der Barberini zum Himmel emportragen in Gegenwart der Parzen, der Zeit, der Ewigkeit, desgleichen der heidnischen Göttin Minerva, welche Blitze auf die Titanen hinabschleudert. Man sieht in der Villa Ludovici ein Bild, auf dem oben eine Sonne glänzt, zu der ein Phönix emporfliegt; hinter diesem eine Fama mit der Trompete und dann ein Genius (der Familie Ludovici), der einen Lorbeerkranz und eine Krone dem Apollo und der Bellona anbietet. Man sieht in der Kirche St. Agostino das Grabdenkmal des Cardinal Imperiali. Hier hebt Fama den Deckel des Sarkophags und aus diesem fliegt ein Adler (das Wappen der Imperiali) empor.

In Bembo's Briefen lesen wir, daß Leo X. selbst einmal gesagt habe, er sey durch Beschlüsse der unsterblichen Götter Papst geworden. Die berühmten ersten italienischen Dichter der Renaissance, Sannazar, welcher die Maria, und der Bischof von Vida, welcher Christus in lateinischem Epos besang, ahmten beide nur den

Virgil nach und brauchten für christliche Personen und Begriffe lediglich Namen aus der antiken Mythologie. Der letzte nennt einmal die Hostie oder das ungesäuerte Brod der Eucharistie die reine Ceres, sinceram Cererem. Michel Angelo malte den heidnischen Charon als Todtenführer in seinem Kirchenbild vom Weltgericht.

Die Könige von Frankreich und die Herzoge von Burgund (welschen Geschlechts) begannen die Renaissance zuerst diesseits der Alpen einzuführen und vermischten anfangs an ihren üppigen Höfen noch auf eine sehr phantastische Weise die Romantik des germanischen Mittelalters mit der neuen Lust an den classischen Nuditäten. Beim Einzug Ludwig XI. in Paris ließen sich im Jahr 1461 schon drei völlig nackte Mädchen als Sirenen blicken. Beim Einzug Karls des Kühnen zu Lille im Jahr 1468 wurde dem Herzog zur Lust das Urtheil des Paris aufgeführt von drei nackten Frauenzimmern, einer ungeheuer dicken Venus, einer ungeheuer magern und langen Juno und einer kleinen und buckligen Minerva. Flögel, Geschichte des Groteskkomischen. S. 203.

Die katholischen Fürsten nahmen alle den Geschmack der Renaissance an und zwar zunächst König Franz I. von Frankreich. Der französische Hof, durch die Artusromane längst eingeweiht in den Haß gegen den Germanismus, begrüßte die neue italienische Mode mit Jubel und erkannte augenblicklich in ihr die wirksamste Waffe des romanischen Racenhasses und Racenstolzes. Franz I. verschrieb sich sogleich aus Italien berühmte Künstler wie Leonardo da Vinci, Andrea del Sarto, Bevenuto Cellini &c., die ihm Paläste bauen und mit Bildern der Renaissance ausschmücken mußten, was seine Nachfolger fortsetzten. Heute noch sieht man die Lustpaläste der französischen Könige, namentlich Fontainebleau und Versailles mit Heidenbildern so reich ausgestattet, wie es irgend die Paläste der heidnischen Kaiser in Rom gewesen waren. Auch die Habsburger in Spanien, Neapel und Wien, die Wittelsbacher in München und Düsseldorf huldigten diesem heidnischen Geschmack und selbst die geistlichen Kurfürsten und Erzbischöfe, deren prächtige Lustschlösser man heute noch anstaunt. Am bigottesten und am meisten fanatisch gegen die sog. Ketzer waren die Habsburger Karl V.

und Philipp II., aber auch sie huldigten der Renaissance und füllten ihre Paläste mit heidnischen Bildern. Der spanische Philipp, der persönlich den Autodafés beiwohnte, die Ketzer vor seinen Augen lebendig verbrennen ließ (sog. Ketzer, die oft die treuesten und reinsten Christen waren), ließ sich von Tizian seine Maitressen als antike Liebesgöttinnen nackt, und von Correggio die Buhlerei der Leda mit dem Schwan dreimal in drei aufeinander folgenden Situationen für sein Kabinet malen. Noch frecher verhöhnte Ludwig XIV. das Christenthum, denn um zu beweisen, daß er des Christengottes nicht bedürfe, ließ er sich in sein Schlafzimmer als den blitzenden Zeus malen, den allmächtigen Gott der Heiden.

Begreiflicherweise wetteiferten die Künstler, diesem heidnischen Geschmack der Machthaber zu dienen. Lebrun mußte zu Versailles als Vorbild für die Bourbons die Thaten Alexanders des Großen malen. An die eines christlichen Königs, etwa Karls des Großen oder Ludwigs des Heiligen wurde nicht mehr gedacht. Im Louvre malte Rubens das Leben der Maria von Medicis und stellte die Königin und ihren Hof im gewöhnlichen Costüme der Zeit dar, umgab sie aber mit lauter, zum großen Theil nackten Personen der heidnischen Mythologie. Parzen spannen ihr den Lebensfaden, Lucina assistirte ihrer Geburt, der ganze Olymp machte ihr Pathengeschenke. Hymen und Amor verbanden sie mit Heinrich IV. Das neue Königspaar fuhr sodann mit einem Löwengespann als Jupiter und Juno einher. Von christlichen Erinnerungen, vom Schutz der Engel und der höchsten Mächte des christlichen Himmels keine Spur. Heinrich IV. ist gemalt, wie er nach seinem Tode nicht in den christlichen Himmel, sondern in den heidnischen Olymp eingeht. Die Götter desselben leisten sodann seiner Wittwe Marie obligate Dienste. Indem sie über Meer fährt, umringen das Schiff nackte Tritonen. Im vollen Hofstaat empfängt sie eine Botschaft vom nackten Merkur. Im Costüm der Bellona zieht sie in den Krieg und mit ihrem Sohn versöhnt sie sich in Gegenwart des ganzen Olymps.

Im königlichen Palast zu Madrid sind Christusbilder, Muttergottesbilder, Heiligenbilder, allegorische Gemälde von der Herrlichkeit der römischen Kirche, von der Macht Spaniens, die einen heiligen

und ehrfurchtsvollen Eindruck machen sollen, ganz ungenirt vermischt mit üppigen Bildern aus der heidnischen Mythologie. Da sehen wir z. B. ein großes Bild von Poussin, auf welchem Nymphen in den verführerischesten Attitüden mit Blumenguirlanden um den Priapus herumtanzen. Auf einem andern großen Bilde ist das Autodafé vom Jahr 1680, dem König Karl II. mit seinem ganzen Hofe beiwohnte, die Verurtheilung und Verbrennung zahlreicher Ketzer dargestellt. Diese Mischung heidnischer Unzucht mit christlicher Scheinheiligkeit und Inquisitionsgrausamkeit kehrt wieder in dem wenig bekannten letzten Prozeß, den die abgeschwächte spanische Inquisition noch im Jahr 1784 vornahm. Ein Bettler in Madrid wurde angeklagt, Liebeszauber bereitet und verkauft zu haben. Derselbe bediente sich zu diesem Zauber solcher Mittel, wie sie schon im heidnischen Alterthum gebräuchlich und zum Theil von der schamlosesten Art waren. Vor dem Inquisitionsgericht kramte er offenherzig und sichtbar mit Lust alle diese Schamlosigkeiten und zwar vor einer großen Menge von Zuschauern und Zuschauerinnen aus. Die heilige Inquisition selbst behandelte die Sache nur wie einen ergötzlichen Scandal und verurtheilte den Bettler nur zu einer gelinden Strafe. Der Henker mußte ihn stäupen, aber so sanft, daß es ihm nicht weh that. de Bourgoing, Reise in Spanien, I. 215.

Der berühmte Dichter Camoëns hat in seinen Lusiaden die Vermengelung der altrömisch heidnischen und der neurömisch katholischen Mythologie bis zum Exceß getrieben. In der That ist nichts lächerlicher, als wenn z. B. Vasco de Gama die heil. Dreieinigkeit anruft und Venus zu seinem Schutze erscheint, oder wenn die Nymphen der bezauberten Insel seinen Rittern nach dem Ritus der katholischen Kirche angetraut werden.

Unter den deutschen Fürsten war es zuerst Herzog Wilhelm von Bayern, welcher seit 1579 den Geschmack der Renaissance an seinem kunstliebenden Hofe einführte und mit katholischer Bigotterie verschmolz. In Westenrieder's Beiträgen finden wir noch ein Frohnleichnamsfest beschrieben, welches er in München begehen ließ. Da kamen in der großen Prozession hinter Adam und Eva, den Patriarchen des alten, den Heiligen des neuen Bundes, sechszehn (sic)

Marien, Gott dem Vater und dem Sohne, den Aposteln, Pharisäern und Schriftgelehrten, Henkern und Hirten, Riesen und Pharaonen, Engeln und Teufeln, zuletzt auch noch die heidnischen Götter vor, alle von verkleideten Menschen dargestellt. — Im Anfang des 17. Jahrhunderts baute sogar der Erzbischof von Salzburg, Markus Sittich, das berühmte Lustschloß Hellbrunn mit einem Lustgarten von einer Stunde Umfang, worin sich der ganze Charakter des seit dem Tridentinum durch die Jesuitenschule und durch die Renaissance entwürdigten deutschen Episcopats kund that. In der Schloßkapelle war dem heil. Borromäo ein Altar errichtet, weil derselbe mit dem Geschlecht der Sittiche verwandt war. Auch das Familienwappen der Sittiche, ein Steinbock, war überall in zahlreichen Statuen und Bildern angebracht. Im Garten prangte eine allegorische Statue der Roma, womit zwar dem päpstlichen Rom gehuldigt werden sollte, unter der aber doch nur das altheidnische Rom gemeint war. Denn an den vielen Weihern des großen Gartens waren überall geschmackvolle Grotten angebracht, mit Muscheln und bunten Steinen tapezirt und mit Götterstatuen geschmückt. Nicht nur eine Neptungrotte mit obligaten Tritonen und Seeböcken, sondern auch eine Venusgrotte, eine Grotte der nackt gefesselten Andromeda, eine Grotte des Orpheus ꝛc. Um die Grotten her waren im Boden versteckte Spritzröhren angebracht, um die arglos darüber hinschreitenden Damen von unten her zu bespritzen, ein damals an den Höfen sehr beliebter Spaß. Der Garten enthielt ferner ein Theater der Diana und neben einer Statue der Weisheitsgöttin Minerva auch eine Narren- und Zwergengrotte mit lauter Fratzen.

Wie der Katholicismus durch die Renaissance verderbt worden ist, davon zeugt noch das berühmte Nonnenkloster di San Paolo in Parma. Man bewundert in demselben die Gemälde Correggios, erstaunt aber über das, was sie darstellen, nämlich die Göttin Diana, reizend und halb nackt auf einem Wagen von zwei weißen Hindinnen gezogen, aber auch die andern heidnischen Götter und Göttinnen, desgleichen Satyrn und Nymphen, so daß man die Vermuthung, Diana habe die Keuschheit der Nonnen bezeichnen sollen,

bald wieder muß fallen lassen. Wie kommen solche üppige Bilder in ein frommes Nonnenkloster? Antwort: durch die Mode und durch die sträfliche Zulassung solcher Scandale, die das römische Papstthum einzig deshalb duldete, um durch den Geschmack der Renaissance den keuscheren Geschmack der Deutschen, die Gothik zu verdrängen, aus tödtlichem Haß des Romanismus gegen den Germanismus. Eine vornehme Aebtissin, Johanna, aus reichem Hause, ließ alle diese kostbaren Bilder malen, über die ein eignes Werk geschrieben worden ist. Millin in seiner Reise durch die Lombardei II. 172 kann nicht umhin, über diese Verweltlichung eines Nonnenklosters zu spotten. Er nennt sie eine „galant religiöse Verbindung des Bischofsstabs mit dem weiblichen Fächer und des priesterlichen Rauchfasses mit dem Spiegel."

Im Kloster St. Antonio zu Macarellos in Portugal sind Bilder christlicher Heiligen und heidnischer Götter verwechselt. „So paradirte Venus oft als die heilige Jungfrau, Jupiter wurde als der heilige Petrus gezeigt, während Mars die Ehre widerfuhr, den heiligen Antonius vorzustellen. Jedermann behauptete, eine Statue mit dem Caduceus in der Hand und mit Flügeln an den Fersen sey Niemand anders, als der Engel Gabriel, und man würde Jeden, der dies bezweifelt hätte, für einen höchst gottlosen Menschen gehalten haben. Apollo mit seiner Harfe wurde stets als der König von Israel vorgestellt und der arme Pan, dieses ergötzliche Ungeheuer, galt für den König der Finsterniß. Kurz, der Irrthümer war kein Ende; aber was kam auch darauf an, die Frommen bekreuzigten sich vor jedem Bilde mit gleicher Andacht und gingen nie nach Hause, ohne von dem Schauspiel höchlich erbaut zu seyn." — Adam Friedrich, Bischof von Bamberg, geborner Graf von Seinsheim, welcher 1779 starb, hatte in seinen Schlössern und Gärten zu Bamberg und Würzburg an 1000 Statuen, aber nicht von christlichen Heiligen, sondern Figuren aus der classischen Mythologie. Nicolai, Reise I. 120.

III.

Die Verweltlichung der Kirchenbaukunst.

Wie schon die Tempel der alten Heiden, so sind auch die Kirchen in den christlichen Ländern dasjenige, was zuerst und am meisten in die Augen fällt, Land und Volk am bestimmtesten charakterisirt. Insofern ist es nun von welthistorischer Wichtigkeit, daß seit der Reformation und seit der Herrschaft der Renaissance und des tridentinischen Neukatholicismus die alten Kirchen niedergerissen oder wenigstens im Ausbau gehemmt und an ihre Stellen Kirchen in einem ganz neuen Style gebaut wurden. Die Baukunst folgte eben nur dem großen Gange weltgeschichtlicher Entwickelungen. In dieser war ein Wendepunkt eingetreten. In dem großen Racenkampfe zwischen dem Romanismus und Germanismus, der beinahe so alt ist wie das Christenthum, hatte der Romanismus trotz der Reformation mittelst der Renaissance einen neuen großen Sieg über den Germanismus erfochten und das sichtbare Zeichen davon war das Verschwinden der gothischen Kirchen und das Aufkommen der Kirchen neu romanischen Styls.

Dieser Styl war eine Fälschung des heidnischen altrömischen Baustyls, obgleich er dessen Grundformen beibehielt. Bei Kirchenbauten war in diesem Style nichts mehr auf einen heiligen Eindruck, sondern nur auf den Eindruck weltlicher Größe und Pracht berechnet. Der Grundgedanke des neuen Baustyls war ausgedrückt im Escoreal, dem berühmten Riesenpalast König Philipps II. in Spanien. Mitten in diesem ungeheuren Palast ist nämlich eine Kirche eingeschlossen und gleichsam gefangen gehalten. So dachten sich die katholischen Großmächte, die Dynastien Habsburg und Valois seit dem Compromiß, den sie mit dem Papstthum geschlossen hatten, die katholische Kirche als ihre Gefangene, als ihre Sklavin.

Der Renaissancestyl hält das Quadrat, den Zirkel und Halbzirkel als seine Grundformen fest. Er baut nur Würfel mit run-

den Kuppeln und Fenstern und mit halbrunden Thoren und Fenstern, wodurch er sich wesentlich vom deutschen oder gothischen Styl unterscheidet. Muß man unbedenklich zugeben, daß für gewisse Gebäude zum profanen Gebrauch die gothische Bauart zu heilig und vornehm erscheint, so bleibt es doch gewiß, daß Kirchen im gothischen Styl ungleich mehr Heiligkeit und Würde zur Schau tragen, als solche im Renaissancestyle. Die viereckigen Kirchen gleichen mehr weltlichen Palästen als Gotteshäusern; die Kuppel ist unschön und entspricht am wenigsten der Tendenz zur Höhe, welche die Andacht haben sollte und deren Ausdruck die Kirche seyn muß.

Das rauhere Klima des Nordens und der Mangel an weißem Marmor gestatteten den Aufbau echt antiker Tempel diesseits der Alpen nicht, die Bauten der Renaissance blieben daher auch immer nur mehr oder weniger rohe und verzerrte Nachahmungen der antiken Architektur. Ich will hier nur einige Abirrungen verzeichnen, die am meisten in die Augen fallen.

Ungemein geschmacklos war der Kirchenbau, den man noch in Oberitalien findet, von doppelten Farben. Weiße und schwarze Steine wechseln da in Streifen oder Würfeln ab. Die geistreich seynsollende Bemerkung, man habe damit eine Versöhnung der Guelfen und Ghibellinen ausdrücken wollen, kann uns nicht hindern, diese Spielerei am Gotteshause unwürdig zu finden, denn der Anblick erinnert unwillkürlich an Hosen oder Bettziechen.

An sehr vielen Bauten der Renaissance bemerkt man ein einseitiges Vorherrschen der Façade, hinter welcher der übrige Bau vernachlässigt erscheint. Ein ungeheuer großes und reichgeschmücktes Portal verspricht ungleich mehr, als der kleine und simple Bau dahinter hält.

Am meisten hat sich die Renaissance an den classischen Säulenordnungen versündigt. Zwar kommen schon im alten Rom verkleinerte Säulen vor, die reihenweise in einer Wand eingemauert erscheinen und nicht mehr frei stehen; diese unnatürlichen und zweckwidrigen Einklebungen und Anklebungen von Säulen finden sich aber noch viel häufiger in den Bauten der Renaissance. Womöglich noch häß-

licher sind in diesen letztern Bauten die spiralförmig gewundenen Säulen, wie z. B. die, welche den Baldachin über dem Hochaltar der Peterskirche tragen. Dazu auch die Schnecken, der übertriebene Gebrauch der Spirallinie an den Kapitälen. An den antiken Säulen war die Schneckenform der Voluten viel einfacher und durch den scheinbaren Druck, welchen der Abacus unter der Last des Gebälks erleidet, natürlich motivirt. An den Renaissancebauten ist dagegen die übertriebene Schnörkelung durchaus unnatürlich. Guarini überlud die jonischen Säulen, wie man eine Dame mit allerlei Flitter herausputzt. Bei ihm ging die Kleinigkeitskrämerei, zu der er die erhabenste der Künste herabwürdigte so weit, daß er auch seine Kuppeln mit einer Menge kleiner Fenster wie mit Argusaugen betüpfelte.

Die Bedachung überhaupt ist dem Renaissancestyl überall schlecht gelungen. Dieser durchaus weltliche und unheilige Styl hatte nämlich die Tendenz, die Kirche zu erniedrigen und wenn man auch Kirchen in großer räumlicher Ausdehnung aufbaute, doch die Tendenz zur Höhe nicht mehr dabei vorwalten zu lassen, vielmehr den gothischen Thurm zu einer turban- oder schlafmützenähnlichen Kuppel herabzuwürdigen. Ueberhaupt wußte die Renaissance gar nicht, wo sie die Thürme hinthun sollte. Häßlicher als alles Bisherige waren die von den Jesuiten beliebten Zwiebelkuppeln auf dünnen Thürmen. Noch jetzt sieht man überall in katholischen Ländern solche die Landschaft entstellende Thürme stehen, als gehörten sie zu einem Kegelspiel. Nur hin und wieder kommen sehr hohe Thürme vor, in denen mehrere Zwiebeln übereinander gen Himmel streben, als wollten sie die gothischen Thürme verspotten. Dieser Geschmack, der nicht der Renaissance angehört, scheint durch die jesuitischen Missionäre aus China entlehnt worden zu seyn, wo übereinander gethürmte Dächlein einen Thurm vorstellen. Auch die gothischen Giebeldächer wurden erniedrigt, in Mansarden mitten abgeschnitten, mit vielen kleinen Fenstern, Ochsenaugen decorirt. Die erhabenen Dächer verloren sich immer mehr und das platte Dach wurde mit einem Geländer und vielen Statuen verziert.

Mit einem merkwürdigen Eifer verfolgten die Jesuiten und die

unter ihrem Einfluß stehenden Bischöfe die Gothik, rißen alle gothischen Kirchen nieder und ersetzten sie durch neue Kirchen im neuromanischen Styl. Nur sehr große Dome und Münster, alte Zierden der Städte mußten sie stehen lassen; wenn sie aber noch nicht fertig waren, durften sie nicht mehr ausgebaut werden, oder verunstaltete man sie durch Restaurationen im neuen Styl. In diesen Zerstörungen des Gothischen verrieth sich der tiefe Racenhaß der Romanen gegen die Deutschen. Es ist gewiß merkwürdig, daß die alten gothischen Kirchen in den lutherischen Ländern mehr Schonung erfuhren als in den katholischen. Noch jetzt sind sie im lutherischen Sachsen und Altwürttemberg zahlreicher erhalten als im katholischen Franken und Oberschwaben, in den protestanischen Reichsstädten besser als in den Residenzen der katholischen Bischöfe und Fürstäbte.

Ueber die katholischen Kirchenbauten im Jesuitenstyl sagt Alfred Reumont in seinen Römischen Briefen (I. 365) sehr wahr, die des 17. Jahrhunderts sehen einander alle ähnlich, die des achtzehnten sind gar nicht anzusehen. Auch das Innere der Kirchen wurde seit der Renaissance durch übelangebrachten Prunk und Schmuck überladen, verunstaltet, ohne mehr den heiligen Eindruck der ältern Kirchen zu machen. So hat man die Altäre vervielfältigt und geschmacklos herausgeputzt. In jede Kirche gehört nur ein einziger Altar, denn nach dem ersten Gebot gibt es nur einen Gott und soll es keinen zweiten neben ihm geben. Wessenberg verlangte wenigstens, daß, wenn sich in der Kirche auch mehrere Altäre befänden, doch der Hauptaltar immer nur den höchsten Personen der Gottheit und nicht einem untergeordneten Heiligen gewidmet seyn soll. Ferner muß der Altar durch edle Einfachheit imponiren und soll nicht mit Putz und Flitter überladen seyn. Retablo heißt in Spanien die architektonische Umkleidung und Ausschmückung der Altäre. Man hat damit seit der Renaissance einen übertriebenen und geschmacklosen Luxus getrieben. An den vier Ecken des Altars pflanzte man Säulen auf, die über dem Altar einen Baldachin trugen. Von dieser geschmacklosen Art sind die noch dazu gewundenen Säulen am Hochaltar der Peterskirche in Rom. Andre Altäre haben Säulen zur Seite und sind gleichsam in Nischen hineinge-

baut, oben überwölbt mit künstlichen Wolken und Engeln. Wieder andere sind mit einer Menge von Statuen verziert, daß man glaubt vor einem Theater zu stehen. Außer den silbernen Leuchtern auf dem Altare stehen noch vor dem Altar und an seinen Seiten kolossale Candelaber von gleichem Metall 2c.

Gut gemeint sind die Votivbilder, die massiven meist verkleinerten Nachbilder solcher Körpertheile, welche erkrankt durch Fürsprache eines Heiligen geheilt seyn sollen, geformt in Gold, Silber, Wachs oder auch Gemälde, welche die Rettung durch den Heiligen aus einer Gefahr darstellen. Wenn sich darin auch eine rührende Dankbarkeit ausspricht, so ist doch der Anblick solcher Bilder oft ekelhaft und scandalös, z. B. der von Kröten, welche bekanntlich die Gebärmutter bedeuten und von Wöchnerinnen geopfert werden.

Indem man die Kirchen mehr palastähnlich machte, wurde es auch erst möglich, daß in solchen angeblichen Kirchen auch ein förmliches Boudoir für die Dame des Hauses eingerichtet werden konnte. Oder wurde nicht das berühmte Wunderbild der Mutter Gottes zu Loretto (ehemals wenigstens, ob jetzt noch, weiß ich nicht) täglich neu eingekleidet, jeden Tag neu wie eine eitle Königin oder Hofdame? In einer Kirche zu Sevilla besaß ehemals ein solches Bild 365 verschiedene Halsbänder von Diamanten und Perlen und täglich wurde ihm ein anderes angelegt. Auch zu Saragossa wurde eine Marienstatue täglich von vornehmen Damen mit einem neuen Anzug bekleidet. Sehr häufig werden auch in den Sakristeien die bunten Prachtgewänder der Priester zur Schau gestellt und wird mit ihrem Reichthum geprahlt. Gleich fürstlichen Schatzkammern öffnet man die Ansammlungen von goldnen und silbernen, reich mit Edelsteinen geschmückten Reliquienkästen, Kirchengefässen, Bischofsmützen; Krumstäben 2c. Das alles ist nicht evangelisch. Mit solchen eitlem Tand beluden sich Christus und die Apostel nicht. Auch kleideten sie sich wie natürliche Menschen, während die häßlichen Bischofsmützen, Tonsuren und Mönchskutten nur zu sehr an die Baalspfaffen und Bonzen erinnern.

Nicht minder unpassend wie die Garderoben und Toiletten sind die Gräber und Grabdenkmäler in den Kirchen. Die Kirche soll

weder ein Wohnzimmer, noch ein Grab seyn. Die Gräber sind Denkmäler irdischer Eitelkeit oder servile den Mächtigen und Reichen dargebrachte Huldigungen. Persönliche Auszeichnungen gehören nicht in die Kirche, denn vor Gott sind wir alle gleich. Aber genau in dem Maaß, wie die weltliche Fürstenmacht anwuchs, das Papstthum nur noch den katholischen Großmächten zur Unterdrückung der Völker geistliche Waffen leihen mußte, häuften sich auch überall in den Kirchen die Grabdenkmäler und Statuen der Fürsten an, so daß es aussah, als sey nicht mehr Gott, sondern das weltliche Fürstengeschlecht Herr des Hauses. Das Volk sollte dadurch gewöhnt werden, die Andacht vor Gott mit der vor den Fürsten zu verbinden. So wurden die Kirchen Sitze menschlicher Hoffahrt und Eitelkeit.

Wenn man über die bayerische Ebene fährt und von fern die Stadt München sieht, so fallen zuerst die beiden dunklen Frauenthürme auf, die aus derselben hervorragen. Diese Thürme und die Frauenkirche dazu können zum Maßstab dienen, wie die ältere Gothik und demuthsvolle Andacht vor Gott durch die Renaissance verbunden mit der Eitelkeit des weltlichen Fürstenthums verdrängt wurde. Die Frauenkirche stammt aus dem 13. Jahrhundert und wurde 1468 von Meister Heinrich von Straubing in schönem gothischen Style umgebaut, die Thürme blieben aber unvollendet, weil die große Katastrophe der Reformation hereinbrach und die bayerischen Fürsten der Politik der Habsburger und Valois folgend, sclavisch dem neuen Romanismus huldigten und alles Germanische, was aus dem frühern katholischen Mittelalter erhalten war, mit demselben Eifer und Haß, wie die Reformation verleugneten und verdammten. Nimmermehr hätten die Jesuiten, hätte die welsche Praktik des Neukatholicismus geduldet, daß die beiden Thürme der Frauenkirche im Styl dieser Kirche gothisch ausgebaut worden wären. Man setzte den unvollendeten Thürmen die häßlichen Birnen- oder Zwiebelformen auf, die sie noch jetzt tragen und die man schon damals „die welschen Hauben" nannte. Diese Form ist die charakteristische des Jesuitenstyls, wiederholt sich daher in allen Neubauten katholischer Kirchen und verunziert die Dörfer überall im südlichen



Deutschland. Diesem schlechten Geschmack entsprechend wurde auch das Innere der Frauenkirche umgebaut, alles Gothische darin, zumal der schöne ältere Altar, hinausgeworfen, wie auch die alten schön geschnitzten Kirchenstühle, und durch gemeine Rundbögen, durch einen eben so riesenhaften als geschmacklosen Altar im Zopfstyl und durch Statuen der fürstlichen Familie ersetzt. Im Uebergang zum Renaissancestyle kamen unter andern Ungeheuerlichkeiten auch die großen Christophe auf, kolossale Statuen, dergleichen auch einer vor die Frauenkirche gestellt wurde. Man sah solche damals überall in und vor den Kirchen, auf Märkten, an Thoren ꝛc. Nach der Legende war der heil. Christoph ein Ferge, der die Leute über das Wasser trug, und der stärkste und größte aller Männer. Als ihn aber einmal das Christkind bat, vermochte er es nicht, denn das Kind war ihm zu schwer. Der schöne Sinn dieser Legende wurde nun von den Papisten in dem Sprichwort mißbraucht: „Christus trägt die Welt, aber der heil. Christoph trägt Christum." Darin lag der geheime Sinn, der Papst oder die römische Kirche sey der heil. Christoph und das Wasser sey die zweite Sündfluth oder die Reformation. Aus diesem Grunde wurde die Riesenfigur des Heiligen überall ein Sinnbild des Triumphs der römischen Kirche.

Im Uebergang vom Renaissance- zum sog. Roccocostyl, in der Zeit, in welcher die Gottesmutter in den Kirchen frisirt und gepudert und mit einem Reifrock bekleidet wurde und hölzerne Engel aus hölzernen Wolken überall ihre fleischfarbenen Gliedmaßen ausstrecken, kamen auch die kirchlichen Komödien in Flor. Man zog Figuren des Heilands und der Gottesmutter an Stricken zur Kirchendecke empor, als führen sie gen Himmel. Man ließ eine weiße Taube als heil. Geist von der Decke herunterfliegen. Man ließ Hostien, Blumen, flammendes Werg von der Decke herabregnen. Man ließ den Judas oder auch den Lucifer von der Decke herabstürzen und unten vom Pöbel zerreißen oder verbrennen. Dergleichen Schauspiele sah man auch in der Frauenkirche zu München, wie in unzähligen andern Kirchen. Man schleppte den Inhalt der Kirchen sogar auf die Straße hinaus. In den Prozessionen spielten die tragbaren Riesenaltäre, die spanischen Retablos, eine große

Rolle, eine ungeheure Anhäufung von pyramidalisch aufsteigenden Figuren, wie solche in den indischen Pagoden, an den Pfeilern der indischen Grottentempel häufig vorkommen, weshalb man vermuthen darf, die grotesken und schwülstigen Gebilde seyen erst durch jesuitische Missionäre in die Mode gebracht worden.

IV.

Ueber die Peterskirche in Rom.

Ich habe diese weltberühmte Kirche selbst gesehen und den Eindruck, den sie auf mich machte in meiner „Reise nach Italien" 1835 in Folgendem niedergelegt: dieser Bau ist für die weite katholische Welt, was der Tempel von Jerusalem für die Juden war, doch nirgends wird die Erwartung so sehr getäuscht, als hier. Ich stimme vollkommen mit Fernow überein, der es zuerst gewagt hat, die Geschmacklosigkeit dieses Gebäudes nachzuweisen. Der Hofraum vor der Kirche mit dem ägyptischen Obelisk (der schlecht zu einer christlichen Kirche paßt) und den zwei schönen Fontainen, umgeben von zwei prachtvollen Säulengängen (aber in häßlicher Hufeisenform) kann eine ungeheure Menschenmenge fassen und nimmt sich doch nicht sonderlich aus, weil seine Größe mit der der Kirche im Mißverhältniß steht. Neben der großen Kirche erscheint er noch zu klein. Diese ungeheure Kirche erscheint aber selber wieder zu klein, weil ihre Form mit ihrer Größe im Mißverhältniß steht. Bei sehr großen Massen verlangt man eine erhabene Form, so wie bei sehr kleinen eine niedliche. Die Peterskirche macht überall nur den Eindruck eines Vierecks und ein Viereck ist nie erhaben. Aus diesem oben glatten Viereck steigt in der Mitte die berühmte Rotunde auf, die genau so groß ist, wie das Pantheon. Mehr zu thun als die alten Römer und das Pantheon vom Boden hinauf in die Luft zu stellen, war der Ehrgeiz der geschmacklosen neuen Römer. Nun

steht das Pantheon in der Luft, aber es erscheint klein und ärmlich, denn es steht im Mißverhältniß zu dem großen Viereck der Kirche. Es ist viel zu klein für dieses ungeheure Viereck. Es sitzt darauf wie der Affe auf dem Bären. Wenn man nicht sehr weit von der Peterskirche entfernt ist, kann man vor dem großen Viereck die kleine Kuppel gar nicht sehen. Die beiden runden Formen, die des Vorhofs unten und die der Rotunde oben, sind in einem viel zu kleinen Maßstab gehalten im Vergleich zu dem riesenhaften Viereck, mit dem sie verbunden sind; und außer diesem Mißverhältniß der Größe ist wohl auch schon die Verbindung der runden Form mit der viereckigen an sich nicht schön.

Um die Geschmacklosigkeit zu vollenden hat man auch das Innere der Kirche anstatt architektonisch blos plastisch und pittoresk geziert. Das Auge wird nicht auf schöne Linien und Wölbungen des Baues, sondern auf kolossale Marmorfiguren und Mosaikbilder gezogen. Diese Figuren sind groß, aber sie scheinen es nicht. Die Künstler haben darauf studirt, mit den größten Mitteln die kleinste Wirkung hervorzubringen. Da tritt man in die Kirche und sieht einen Engel an einem Seitenpfeiler. Man glaubt, es sey ein gewöhnlicher kleiner Engel, wie in andern Kirchen, aber man hat weit zu gehen, bis man dort ist, und dann findet man, daß das vermeintliche Kind ein Koloß ist. Darüber soll man nun erstaunen. So sieht man oben in der Kuppel höchst geschmacklos unter lauter Mosaikbildern kleine goldne Sterne. Diese bunten Spielereien passen gar nicht zur Größe des Gebäudes und nehmen sich nur kleinlich aus. Da erzählt man, ein solcher goldner Stern habe so und so viele Fuß im Durchmesser und sehe doch von unten nur so klein aus, und da soll man das Maul aufsperren vor Erstaunen. Die ganze ungeheure Kirche ist aber nichts als eine solche Spielerei; sie ist so groß, daß man den Straßburger Münster hineinstellen kann, ohne daß die Spitze desselben die Decke der Kuppel berührt, und doch erscheint sie klein. Um den Eindruck der Höhe zu vernichten, hat man einen unbegreiflich geschmacklosen Aufsatz von vier Broncesäulen mit einem Baldachin mitten in die Kirche hineingestellt, so geschnörkelt wie das Werk eines Zuckerbäckers. Um auch den Eindruck der Weite zu

vernichten, hat man an die breiten Wände kolossale, zum Theil nackte und höchst wollüstige (für eine Kirche durchaus unanständige) Figuren hineingesteckt, deren Größe den umgebenden Raum verkleinert, ohne daß sie selbst einen erhabenen Eindruck machen. Dicht am allerheiligsten Stuhle des Apostel Petrus liegt eine nackte Figur der Religion. So weltlich ist hier alles. Unter den Verzierungen an den ungeheuren Broncethüren des Haupteingangs sieht man die Leda in der Umarmung des Schwans dreimal abgebildet.

Bald nach mir bereiste Fenimore Cooper Italien und ergoß sich in Bewunderung des Riesenbaues der Peterskirche. Ich widerlegte ihn in meinem Literaturblatt von 1838, Nr. 68. Nichts fand er erhabener, als daß die Figuren, die er von fern für klein gehalten, in der Nähe kolossal groß waren. Dies ist aber eine architektonische Verkehrtheit, denn die Kirchenbaukunst, die etwas Großes und Erhabenes schaffen will, muß vielmehr darauf ausgehen, den Eindruck der wirklichen Größe noch durch künstliche Mittel zu steigern und selbst Kleines scheinbar groß zu machen. Die Peterskirche mit ihrer gemalten Rotunde ist uns immer wie eine kolossale Porzellantasse vorgekommen, und nicht wie eine Kirche, und Herr Cooper scheint die naive Aeußerung seines Söhnchens „ist denn das eine Kirche?“ nicht einmal verstanden zu haben.

Fürst Pückler-Muskau stimmte in seinen „Jugendwanderungen“ 1835 mit mir überein. Er schrieb nämlich: „Wenn Bramante (oder Michel Angelo) wirklich gesagt hat: ‚Ihr bewundert die Kuppel des Pantheon auf der Erde, ich will sie in die Luft setzen‘ so hat er, wie das nicht selten geschieht, blendende Worte gesprochen, die im Anfange frappiren, bei näherer Beleuchtung aber doch nicht Stich halten, denn Manches kann auf der Erde sehr bewundert werden, was in der Luft sehr unvortheilhaft placirt wäre. Wenn z. B. ein, mit noch weit größern Mitteln Ausgerüsteter zu uns sagte: ‚Ihr bewundert die Pyramiden auf der Erde, ich will sie in die Wolken setzen‘, und dann auch wirklich die Pyramiden auf die Spitze des Cimborasso oder Montblanc wieder hinbaute, wo die ungeheuren Massen nur noch wie Schilderhäuser erscheinen würden, — müßten wir da nicht zwar über das schwierige Unternehmen er-

staunen, aber doch gestehen, daß die Pyramiden auf der Erde einen weit imposanteren Anblick gewährten, als die unserm Augenmaaß Entrückten in den Wolken? Die für die Architektur so unglückliche Kreuzesform, die endlose Menge von Pfeilern, Gewölben, Kuppeln, abgesonderten Kapellen, zurücktretenden Nischen, hervorstehenden Altären und Grabmälern, größtentheils mit unzähligen, höchst schlecht gearbeiteten Zierrathen dicht bedeckt, die bald in Arabesken, Schnörkeln, Symbolen und Wappen bestehen, bald in Basreliefs, Tauben, Engeln und Päpsten, oder in kleinen und großen Figuren der Heiligen und Kirchenväter — dies Alles zusammen genommen macht ein so getheiltes und verworrenes Ganze, daß man hier nie einen an Einheit und Größe dem ähnlichen Eindruck erhalten kann, mit dem der erste Anblick des Pantheons so unwillkürlich als mächtig überrascht. Diese Ueberladung an Ausschmückungen und das daraus entstehende moderne Ansehen der Kirche, verbunden mit ihrer Größe, bewegen oft ihre Bewunderer, mit Enthusiasmus auszurufen: sie seyen eben so erhaben als elegant! Wenn man indeß überlegt, was eine elegante Erhabenheit oder eine erhabene Eleganz ist, so geräth man in Versuchung, diese Lobeserhebung für ein Epigramm zu halten."

Professor Greverus sagt in seinen Reisen in Italien 1840 Folgendes: „Der Styl im Innern ist in Kreisbögen und Kuppel römisch, die fürchterlich massigen Pfeiler aber, welche das Gewölbe stützen, gehören nicht allein keinem Style an, sondern verderben jeden. Eben so ist die Façade ein Monstrum der Baukunst. Acht (oder mit den Eckpilastern zehn) ungeheure korinthische Säulen von 7 bis 8 Fuß Durchmesser tragen einen Oberbau, der, irre ich nicht, noch bedeutend höher ist, als die Säulen, in verschiedenen Gliedern. Durch diesen aller Kunst der Alten hohnsprechenden Oberbau wird die aufstrebende Bewegung der Säulen ganz und gar paralysirt oder ertödtet und verliert alle Bedeutung, indem das Negative, die Masse oder das Phlegma in der Façade vorwaltet. Auf den vier mittleren Säulen ruht ein falsches Giebelfeld (Pseudo-Aëtoma), welches von der Attike (wenn ich das obere Bauglied oder Geschoß mit den Fensterhöhlen so nennen darf) überragt wird, also keine Bedeutung hat, sondern als leere Zierde dasteht. Endlich hat Ma-

derno die ganze manierirte Façade durch zwei kleine kuppelförmige Glockthürme gekrönt, die neben der großen Kuppel wie zwei kleine Schlafmützen neben der dreifachen päpstlichen Bischofsmütze sich ausnehmen und ganz vortrefflich das in der Façade vorwaltende Princip der Ruhe und der Trägheit persifliren. Man hätte nach diesem Aeußersten nicht glauben sollen, daß es möglich wäre, noch mehr Phantastik, Perrücke und Frisur anzubringen; aber was Keiner konnte, das gelang dem Bernini. Er fügte die berühmte vierfache Colonnade hinzu, die ihre beiden gekrümmten Arme wie Krebsscheeren ausstreckt, und wahrscheinlich das biblische Cogite intrare versinnlichen soll. Andere wollen die mütterlichen Arme der Kirche in ihnen symbolisirt erblicken! In diesen Arkaden spricht sich freilich ein Princip der Bewegung aus, aber ohne Ruhe, und verfällt dadurch in den Fehler der Unruhe, der schroff mit dem der Trägheit in der Façade kontrastirt. Die Unruhe aber wird durch die Krümmung zuwege gebracht, die nirgends Perspektive, und allenthalben einen Wald von Säulen gewährt. Fehlerhaft in Hinsicht des Gebäudes aber scheinen mir diese Portikus gedacht, weil sie den leeren Raum anfüllen, der großartige Gebäude, im Verhältnisse zu ihrer Größe umgeben soll, damit sie durch den Kontrast gehoben werden. Dazu kommt, daß diese Arkaden selbst etwas seyn wollen, und wenn sie etwas sind, den Eindruck des Gebäudes schwächen. Ganz dem Sinne des Werks angemessen endlich, Ueberladung, Geziertheit, Charakterlosigkeit und Frisur zur Schau tragend, ist der von jenen Armen umspannte Platz, mit seinem Obelisk, den Springbrunnen, und dem keilförmigen, weiß und schwarzen Pflaster, wiewohl die Springbrunnen an und für sich, besonders bei Sonnen- und Mondenschein, ein schönes Schauspiel gewähren. Wir kehren zum Innern zurück. Der durch alle diese äußeren Kunstfüßigkeiten vergiftete, hoffnungslos kleinmüthig gewordene Sinn wird beim Eintritt in die das Vestibulum bildende Halle wieder erquickt und mächtig gehoben. Einen großartigern, edlern Raum habe ich nie gesehen. Höhe und Länge scheinen unermeßlich; sie werden durch die geringere Tiefe gehoben und gewähren eben dadurch den Charakter einer erhabenen Halle. Aber dieses vortreffliche Vestibulum bereitet

wieder auf das Innere der Kirche im verkehrten Sinne vor. Man will natürlich den Eindruck gesteigert haben, und er wird verringert! Die Halle scheint höher als die Gewölbe der Kirche, deren ungeheure kubische Räumlichkeit sich durch die ungeschlachten plumpen Pilaster der augenblicklichen Schätzung ganz und gar entzieht. Nur wenn eine große Anzahl Menschen in ihr versammelt sind, gewinnt man den Maßstab wieder, und man sollte daher Sonntags oder Freitags in den Fasten die Kirche zum ersten Male betreten. Die Menge der auf dem Boden wie Ameisen wimmelnden Menschen gewährt dann am sichersten die Idee der ungeheuren Ausdehnung des hier mit Mauern umspannten Raumes. Aber diese Ueberzeugung ist dann eine mathematische und hat nichts mit dem Gefühl der Erhabenheit und Majestät gemein, welches mir, wie so vielen andern unbefangenen Besuchern der Peterskirche, fremd war. Auch die Kuppel verfehlte bei mir ihrer vollen Wirkung; sey es, daß meine Seele nun einmal hartnäckig geworden war, oder daß die in der untern Kuppel angebrachten Fenster dem Eindruck schadeten. Diese scheinen mir den in derselben befindlichen Bildern zu Gefallen angebracht; da eine Beleuchtung des Raumes durch blos von oben einfallendes Licht dem umgekehrten Abgrunde, wie Frau von Staël die Kuppel nennt, mehr Perspektive und eine magische Unergründlichkeit verleihen würde. — Die innern Verzierungen der Kirche entsprechen mehr oder weniger dem Baustyl derselben. Allenthalben Pracht, Glanz und Affectation, anstatt Einfachheit, Schönheit und Wahrheit."

Dieses Urtheil ist vollkommen wohlbegründet und bietet einige neue Momente dar, die man nicht vergessen darf, um die gesunde Kritik, die zuerst Fernow geltend machte, und auf die nachher noch mehrere Leute von unbestochenem Auge eingegangen sind, noch zu schärfen.

Auch A. v. Reumont konnte nicht umhin, in seinen neuen römischen Briefen, ein der Peterskirche sehr ungünstiges Votum abzugeben. „Die alten edeln Basiliken waren christliche Kirchen aus den vorgefundenen heidnischen Elementen christlich konstruirt. Aber der neurömische Styl, dessen große Mutter die Peterskirche ist, führt mit Bewußtseyn das Christliche wieder in's Heidnische zurück, und

zwar in dem weltlichen Palaststyl; denn es kostet Mühe, die neurömischen Kirchen von den Palästen und das neue Rom von Versailles zu unterscheiden. — Die ungeheuren Prachtgebäude Roms, die in diesem Style gebaut sind, gehören fast sämmtlich dem sechszehnten und siebenzehnten Jahrhundert an. Seitdem ist wenig mehr gebaut worden, weil es an Geld fehlte. Daher konnte sich auch kein neuer besserer Baustyl ausbilden. Nur außerhalb Rom sah Italien noch in jüngster Zeit einige neue Kirchen entstehen, allein im alt verdorbenen Geschmack."

Der gute G. H. v. Schubert ließ sich in seiner „Reise nach dem südlichen Frankreich und Italien" wieder zu einer Bewunderung der Peterskirche hinreißen. Er spendet (zweite Auflage II. 148) diesem Bauwerke das höchste Lob und stellt es dem gothischen gegenüber, wie das sichtbare Herabsteigen des Göttlichen zur Erde dem betenden Hinaufsehen zum Himmel von der Erde aus. „Mir scheint es nämlich immer, als wenn jene eigentliche Kunst, welche der Geist im Menschen schafft, zwar in allem ihren Thun und Wirken den Menschen zu einem Göttlichen hinführen und an dieses erinnern wolle, aber dieses vorbildliche Hinführen zu dem, was ewig ist und beseligend, geschieht in zweifacher Richtung und Weise. Nach der einen (gleichsam weiblichen) bemüht sich der schaffende Geist der Kunst, die Flamme der Andacht und des innigen Sehnens nach dem Leben, das von oben ist, in seinen Gebilden darzustellen, und sucht durch jene Flamme in der Seele des Betrachtenden die gleiche Glut der Andacht zu entzünden; nach einer anderen, allerdings durch steilere Höhen gehenden Richtung will die Kunst das Leben, das von oben ist, das Anbetungswürdige und Göttliche, unmittelbar in der ganzen Fülle der unvergänglichen Kraft nnd Schönheit vor das betrachtende Auge stellen und durch dieses unmittelbare Annahen des Hehren die Seele beugen und erheben. Auch in der Baukunst scheint mir diese doppelte Richtung offenbar; die erstere in jenen altgothischen Kirchen, in denen weniger die augenfällige Schönheit und Pracht, als der tiefe Sinn der Andacht, der in der Anordnung aller einzelnen Theile sich aussprach, das Gemüth zum Fluge des Gebetes erhob, die andere in Tempelgebäuden, welche

durch die Uebermacht ihrer Schönheit ein sichtbares Abbild der unsichtbaren Urschönheit darstellen." Diese Uebermacht der Schönheit findet nun Schubert im Bau der Peterskirche. Wir sind anderer Ansicht. Die Peterskirche hat uns mit ihrer in den Himmel gestreckten und doch schweren und steifen Kuppel, mit ihren ungeheuren Dimensionen, die doch nur die kleinste Wirkung hervorbringen, nur den Eindruck gemacht, wie eine Gruppe übereinander gestülpter Theetassen in vergrößertem Maßstabe. Wenn auch die ungeheure Größe den winzigen Menschen, der sie betrachtet, gleichsam physisch erschreckt, so bleibt doch die Seele dabei kalt, ja diese herzlose Verschwendung der großartigsten Mittel, um mit dem Anspruch, die Centralkirche der christlichen Welt zu bauen, doch nur eine so kleinliche Wirkung hervorzubringen, empört das religiöse Gefühl. In der Peterskirche ist auch nicht ein Zug, nicht eine leise Spur von Heiligkeit im architektonischen Ausdruck, alles ist daran weltlich empfunden und ausgeführt. Wir müssen hinzufügen, daß es den Charakter der gothischen Baukunst durchaus verkennen hieße, wenn man in ihm nur den Ausdruck der Sehnsucht zum Himmel, überhaupt nur etwas Subjectives sehen wollte. Wenn je von einer Kirchen-Baukunst das gilt, was Herr von Schubert von der römischen will gelten lassen, so ist es gerade umgekehrt die gothische. Nicht nur in der Symbolik ihrer Formen, auch in den tiefsten und bestimmtesten Eindrücken, die sie auf den Beschauer hervorbringt, bezeichnet sie die Gegenwart des göttlichen Geistes, dem sie zur Einkehr dienen soll. Was könnte objectiver seyn? In den großen gewaltigen Salon der Peterskirche muß dagegen erst die subjective Frömmigkeit der Menschen etwas Heiliges hineinbringen, was in seinen Formen keineswegs vorgezeichnet ist.

Den Italienern selbst ist es nicht entgangen, welch unheiliger Bau die Peterskirche ist. So sagt Cantu in seiner Weltgeschichte: „Der eifrigste Arbeiter an dem Riesenbau war Bernini, der den Unterbau der Kuppel mit seinen Bildsäulen schmückte und den mit krummen Säulen, Kuppeln und den mannigfaltigsten Schnörkeleien überladenen Hochaltar von der Höhe des farnesischen Palastes ausführte, die riesigste Gußarbeit der Welt und zugleich das traurigste

Denkmal der vollendeten Geschmacklosigkeit jener Zeit. Auch die St. Peterskanzel aus Bronce ist sein Werk, woran nur die theatralische Haltung der an sich so passend angebrachten Kirchenlehrer und ihre kokette Weise, die Riesenlast mit einem einzigen Finger zu stützen, zu bedauern ist. Vor allem war es der Jesuitenorden, der diesen barocken Baustyl für seine Kirchen massenhaft verwendete und dadurch eben so sehr zu seiner Blüthe beitrug, wie zu seiner Zeit die Franziskaner die Ausbreitung und Entwicklung des gothischen Styles gefördert hatten." Man muß sich in der That verwundern, daß der Jesuitenorden diesen schon an sich unschöneren, aber noch viel weniger für kirchliche Zwecke geeigneten, durchaus unheiligen Baustyl so sehr begünstigte. Dieser Baustyl hatte die Bedeutung einer weltlichen Livrée, welche die weltlichen Fürsten der Kirche aufnöthigten. Der Fürst trat in die Kirche wie in seinen Palast, jeder heilige Schauer war daraus gewichen. Wenn früher ein Fürst in den gothischen Dom trat, wurde er von diesem heiligen Schauer ergriffen, fühlte er tief, er sey im Gotteshause und demüthigte sich. Gleichwohl war der Baustyl der Zeit angemessen, in der einmal die Kirche und ihre Diener unter die weltliche Gewalt erniedrigt waren.

Speyer in seinen Bildern italienischen Landes und Lebens II. 9 sagt von der Peterskirche: „In dem Gedanken — den größten Dom der Christenheit, ja — in Dimensionen — das größte Werk christlicher Kunst zu betreten, lag etwas, was das Herz mit hochschlagender Ungeduld erfüllte. Da kommt die Theaterfaçade und zerstört alles. Beim Anblick der Kirche selbst schwindet alle Andacht, aller Schwung unserer Stimmung. Die Kuppel steht bekanntlich so weit zurück, daß sie sich nirgends übersehen läßt. Die Vorderseite ist geschmacklos und trotz der heiligen Statuen oben auf der Balustrade profan und unkirchlich. Ich fand die Kirche größer, als ich sie mir gedacht, und doch fühlte ich mich unbefriedigt. Der ganze Bau, innen durchaus in dem zopfigen Style des 17. Jahrhunderts aufgerichtet, paßt nicht zu unsern Begriffen von Religion und Gottesverehrung. Es fehlt an allem hier, was uns nach oben emporziehen, was uns von der Erde ablösen könnte."

Die geistreiche Gräfin Ida Hahn-Hahn, die eine sehr eifrige Katholikin geworden ist, sah doch die Peterskirche in Rom mit großem Mißfallen. Sie bemerkt darüber in ihrem liebenswürdigen Buche „Jenseits der Berge" Folgendes: „Baute sich diese Kirche so hoch auf wie der babylonische Thurm, dennoch bliebe sie niedrig. Für die Seele ist St. Peter eben so klein, als für das Auge groß. Und dann weht in ihm eine niedrige Servilität; er huldigt dem Lutherthum. Die Reformation war aufgetreten ein Panier schwingend, worauf die Worte standen: Licht über den Erdkreis! St. Peter mit seinen hunderttausend Fenstern sieht aus, als wolle er dies Licht so recht in Strömen von allen Seiten empfangen und den Seinen mittheilen. Diese knechtische Falschheit empört mich."

Dickens, der geistvolle englische Dichter, sagt in seinen italienischen Reisebildern II. 27 und 30, trotz ihrer Größe habe ihm die Peterskirche keinen heiligen Eindruck gemacht und er sey in englischen Kirchen viel gerührter gewesen. „Die Peterskirche macht keine religiöse Wirkung. Es ist ein ungeheures Gebäude, ohne einen einzigen Punkt, auf dem der Geist verweilen könnte, und er wird müde durch das ewige Herumschweifen. Die Kirche könnte eben so gut eine weltliche Bestimmung haben."

Der französische Marschall Marmont, Herzog von Ragusa, sagt in seiner sicilianischen Reise Seite 3 von der Peterskirche: „Der gothische Styl wäre mit der Kirche mehr im Einklang gewesen. Düster, ernst führt er zum Nachdenken, zur Betrachtung, zur Ruhe. In St. Peter zeigt ein lästiger Glanz vor allem den Prunk der Welt und der Künste; unsere Religion verschmäht diese strahlenden Freuden."

An der Peterskirche ist der künstlerische Werth eigentlich etwas Gleichgültiges; von welthistorischer Bedeutung ist nur der politische Zweck, dem der Bau dienen sollte und heute noch dient. Die Peterskirche (ich muß es der Wichtigkeit der Sache wegen, die man noch nie recht erkannt hat, hier wiederholen) wurde die Burg des romanischen und mit der heidnischen Renaissance verkuppelten Neukatholicismus gegen die von Deutschland ausgegangene Reformation. Papst Leo X. setzt das heidnische Pantheon als Kuppel über den Kreuzbau

der Peterskirche, in der unverkennbaren Absicht, damit symbolisch anzudeuten, daß das Christenthum des finstern Mittelalters jetzt durch ein neues Heidenthum, durch die lichtstrahlenden Götter der alten classischen Welt überwunden seyn solle. Die Ironie dieses Papstes übertraf alles, was die Weltgeschichte in dieser Gattung aufzuweisen hat, denn bekanntlich ließ er die Peterskirche, die ihm als Zwing-Uri, der deutschen Nation dienen sollte und die heute noch als das Symbol romanischer Todfeindschaft gegen Deutschland dasteht, fast ausschließlich von den ungeheuern Geldsummen erbauen, die er den einfältigen Deutschen durch den berüchtigten Ablaßkram abschwindelte.

V.

Die Paganisirung der bildenden Kunst.

Man muß den Kirchenbildern seit der Renaissance, ganz abgesehen von ihrem Kunstwerth, eine große Wichtigkeit zuschreiben, weil sie es hauptsächlich gewesen sind, durch welche das heidnische Element im romanischen Neukatholicismus sich am deutlichsten ausgeprägt hat. Was man auch sagt, die Bilder seyen nicht der Anbetung dargeboten worden, so ist es doch Thatsache, daß man sie wirklich angebetet hat und heute noch anbetet, daß es eine Menge ausdrücklich als wunderthätig anerkannte Bilder gab und gibt, die sich ganz so verhalten, wie die Götterbilder des classischen Heidenthums. In ihnen hat sich wirklich die Vielgötterei des Heidenthums gespiegelt. Wie es einst verschiedene Gottheiten gab, zu denen man betete, um von irgend einer Krankheit geheilt, aus irgend einer Gefahr gerettet zu werden, oder in einem bestimmten Falle Glück zu haben, so gelten auch jetzt noch die Heiligen für solche Schutz- und Hülfsgottheiten und man kniet betend vor ihren Bildern.

Das classische Heidenthum spiegelt sich aber auch in einer an-

dern Beziehung in den Bildern ab und zwar erst seit der Renaissance. Früher hatten die Kirchenbilder weniger Kunstwerth, waren steifer, ärmlicher, aber die Künstler hatten sich doch immer bemüht, einen heiligen Ausdruck hineinzulegen. Ihre minder kunstgeübte Hand wurde ihnen doch von wahrer Andacht und Ehrfurcht vor dem Heiligen geführt. Und grade das war es, was seit der Renaissance verloren ging, worauf man mit Geringschätzung heruntersah. Man wollte die Kunst als solche wieder auf die Höhe erheben, welche sie im classischen Alterthum eingenommen hatte, und den göttlichen und heiligen Personen des christlichen Glaubens dieselbe körperliche Majestät, Schönheit, athletische Kraftäußerung, denselben mannigfaltigen und leidenschaftlichen Ausdruck und auch den verführerischen Liebreiz geben, wie den olympischen Göttern, Heroen und Heroinen. Es kam nicht mehr darauf an, etwas eigentlich Heiliges zu malen und die Seele zu frommer Andacht zu stimmen, sondern nur noch den Effect der Bewunderung hervorzubringen, der Bewunderung des Künstlers wegen der Energie oder Grazie seines Meißels oder Pinsels, wegen des Imposanten und Ausdrucksvollen seiner Gruppen und Figuren, wegen ihrer bezaubernden Körperschönheit, wegen der Meisterschaft in der Beleuchtung und Färbung.

Baukunst und bildende Künste folgten alle der neuen Richtung und nicht ohne Begeisterung der Künstler, denn für diese ging ein unermeßliches Feld der Thätigkeit auf, wie zur Zeit des Perikles in Athen, des Augustus und Hadrian in Rom. Allen stand als Muster voran der berühmte Michel Angelo, dessen sich Papst Leo X. als Hauptwerkzeug bediente, um die Kirche zu paganisiren, indem er die kirchliche Kunst soviel als immer möglich der antiken Kunst ähnlich machte. Passarge in seinen Fragmenten aus Italien S. 35 erkennt im Wirken dieses berühmten italienischen Künstlers den Genius des classischen Alterthums, der mit Riesenkraft durch die Barbarei des Mittelalters, d. h. des Christenthums und des Germanismus hindurchbricht, also eine Art von Welterlöser. Dies ist die vollkommen richtige Auffassung, wie sie zur Zeit Leos X. in Rom vorherrschte. Auch sammelte dieser Papst nur deßhalb die noch im Schutt altrömischer und griechischer Städte erhaltenen Sta-

tuen, Basreliefs und Wandbilder des heidnischen Alterthums, damit sie den von ihm reich besoldeten neuern Künstlern zum Muster dienen sollten.

Michel Angelo war der hauptsächlichste Wiedererwecker des antiken Geschmacks sowohl in der Baukunst, als Plastik, als Malerei, ein großer Genius, ein mächtiger Schöpfer in drei Kunstgebieten. Allein mit ihrem künstlerischen Zauber war doch die Renaissance etwas Unnatürliches. Sie vermochte nicht ganz mehr die antike Welt zu verjüngen, sie trat in die christliche Welt ein, ohne sie verdrängen zu können, und so mischte sie Heidnisches und Christliches widernatürlich zusammen. In Michel Angelo selbst herrschte ein ernstes Streben vor und er faßte alles großartig auf. Aber in seinen erhabenen Gestalten, die er der christlichen Tradition entnahm, herrschte doch die antike, heroische und athletische Auffassung vor und war das specifisch christlich Heilige verschwunden. Durfte nun die Kirchenmalerei in dieser männlichen Richtung in die heidnische Bildnerei zurückgreifen, so war bald auch in der weiblichen Richtung die Ausschreitung in's sinnlich Reizende entschuldigt. Sobald die männlichen Propheten und Heiligen herkulische Arme und Beine in gewaltsamen Gruppen ausstrecken durften, konnte bald auch kokette und schmachtende Grazie der heiligen Frauenzimmer nicht fehlen. Welche Berechtigung auch das Kunstschöne an sich überall haben mag, so kommt doch hier das Verhältniß der Kunst zur Kirche in Betrachtung, welches kein natürliches mehr war. Bildwerke wie die bezeichneten paßten nicht in die Kirchen, für welche sie doch gemalt wurden.

Raphael, der gefeiertste Maler der Italiener, hatte wahren Sinn für das Heilige, wurde aber vom Zeitgeist mit fortgerissen. Nur in seinen frühern Werken finden wir noch die liebliche Heiligkeit seiner ältern Meister, aber nur zu bald wurde er in den Begeisterungstaumel für die neue, von den Päpsten allein noch befohlene und beförderte Kunst hineingerissen. An die Stelle des Interesses, welches allein dem Heiligen gebührt, trat ein ausschließliches Interesse für die Kunst, wie sich dasselbe in der berühmten Künstlergeschichte von Vasari mit übersprudelnder Lust und dem Uebermuth

ausspricht, welcher sich der Künstler von jeher bemeistert hat, wenn eine neue Kunstperiode hereinbrach und reiche Monarchen sie förderten. Man dachte mit Vasari damals in Rom nur an den Künstler und sein Kunstgeschick, der Inhalt und Zweck der Bilder war ihm völlig gleichgültig, ein Satyr grade so viel werth, als ein Christusbild, eine nackte Venus grade so viel, als ein Marienbild, und eine allegorische Schmeichelei, worin päpstliche Nepoten oder kleine italienische Tyrannen vergöttert wurden, grade so viel, als eine Verklärung Christi oder Anbetung des Lammes.

Raphael stand an der Scheidewand des Mittelalters und der neuern Zeit. In seiner frühern Periode zu Perugia war er noch ganz in der Heiligkeit der ältern italienischen Kirchenmalerei befangen; sobald er aber an den päpstlichen Hof gezogen wurde, warf er sich mit Begeisterung der heidnischen Renaissance in die Arme. Er gab damit ohne Zweifel kein gutes Beispiel, denn das Christenthum war eine höhere Stufe welthistorischer Entwicklung, als das altrömische Heidenthum, und wenn man das Christenthum vernachlässigte, um nur noch inbrünstig der heidnischen Verlockung nachzugehen, so war das kein Fortschritt der Menschheit, sondern ein Rückschritt. Allein dem jungen Raphael gereichte vieles, ja alles in seiner Umgebung zur Entschuldigung. Er ist bekanntlich nicht alt geworden, war immer mit seiner Kunst beschäftigt und darin unglaublich fleißig, kam auch nie aus Italien hinaus, hatte also weder Zeit noch Veranlassung, die Welt und die Menschen in einem weitern Horizonte zu kennen, und ermangelte aller historischen Erfahrung und Kenntniß. Von Natur vorzugsweise nur für Auffassung und Darstellung des Schönen geschaffen, mußte er nothwendig von der Schönheit tief ergriffen werden, die ihm theils in den wiederaufgefundenen antiken Kunstdenkmälern, theils in der toscanischen und römischen Race entgegentrat. Konnte ihm die tiefe Corruption des römischen Hofes auch nicht entgehen, so war er doch durch Dankbarkeit an den heidnischesten der Päpste Leo X. gebunden und konnte, ganz in seine Kunst versunken, sich nicht wohl zur Rolle eines strengen Sittenrichters, wie Savonarola, berufen fühlen. Genug, wenn er die eigene Unschuld nie verscherzte und in allen seinen, wenn auch heid-

nischen Stoffen und Ideen zugewandten Werken niemals sinnlich ausschweifte, so daß die keusche Anmuth seiner Galatea nicht unwürdig der lieblichen Heiligkeit seiner Madonnen zur Seite steht.

Leo X., Raphaels gnädiger Gönner, war ein lebenslustiger und frohsinniger Mediceer, lebte und webte mitten in der Christenheit, als nomineller Stellvertreter Christi auf Erden, nur im classischen Heidenthum und dachte an nichts anderes als an diese seine Liebhaberei. Sein geheimster Vertrauter und Sekretär war Cardinal Bembo, der die Liebeslieder Petrarcas herausgab und selbst mit einer schönen jungen Maitresse drei Kinder zeugte, woran damals in Rom Niemand Anstoß nahm. Als Oberhirt der Christenheit beschäftigte sich Leo X. mit seiner Heerde nur soweit, als nöthig war, um sie zu scheeren. Der von ihm ausgegangene Ablaßkram hatte keinen andern Zweck, als dem Mediceer Geld und immer wieder Geld zu seinen classischen Vergnügungen und Prahlereien herbeizuschaffen. Daß die Geduld der Deutschen dabei reißen, daß die frommen Deutschen dem heidnischen Frevel in Rom nicht länger ruhig zusehen würden, hätte sich Leo freilich nicht träumen lassen, aber als ein fröhlicher Lebemann setzte er sich auch darüber hinweg, grämte sich lediglich nicht dabei, noch regte sich irgend in ihm ein christliches Pflichtgefühl. Er fuhr vielmehr fort, Geld zusammenzuraffen, um das große Werk zu gründen, das seinen Namen unsterblich machen sollte. Das war der Riesenbau der neuen Peterskirche, der alle Gebäude der Welt an Größe und Pracht übertreffen sollte und in dem er den Grundgedanken der mediceischen Politik verewigen wollte. Es ist übrigens bekannt, daß der perfide Gedanke, das Pantheon über das Kreuz zu stellen, von Michel Angelo ausgeführt worden ist und nicht von Raphael, obgleich dieser anfangs mit der Oberleitung des Baues betraut war.

Dem edlen Raphael ist es nie eingefallen, des Christenthums zu spotten, wenn er auch immer tiefer in die einseitige Vorliebe für den classischen Geschmack versank. Man hat noch ein ausführliches Schreiben Raphaels an Leo X. in Bezug auf die classischen Kunstdenkmäler aus dem letzten Lebensjahre des großen Malers. Darin heißt es: „Es dürfte daher, heiliger Vater, nicht zu den letzten Ge-

danken Ew. Heiligkeit gehören, Sorge zu tragen, daß das Wenige, was von der altehrwürdigen Mutter des Ruhmes und des italienischen Namens übrig ist zum Zeugniß für jene göttlichen Geister, die allein schon durch das Andenken an sie die Menschen unserer Tage zu allem Guten anreizen, nicht von böswilligen und unwissenden Leuten beschädigt werde, wie bisher jene Geister, die mit Aufopferung ihres Lebens so großen Ruhm der Welt, diesem unsern Vaterlande und uns gebracht, nur zu vielen Mißhandlungen ausgesetzt gewesen sind." Nachdem Raphael den Untergang der schönen Heidenzeit mit ihren Kunstwerken beklagt hat, fährt er fort: „Hierauf begann, gleichsam die Kläglichkeit zu mehren, der Styl deutscher Architektur sich einzuführen, der — wie man noch sieht — im Ornament himmelweit entfernt ist von der schönen Weise der Antike und der Römer, die außer dem Gebäude selbst noch die schönsten Gesimse, Friese, Architrave, Säulen, Capitäle und Vasen und überhaupt alle Ornamente auf das schönste und vollkommenste hat. Und die Deutschen, deren Geschmack noch jetzt an vielen Orten beibehalten wird, stellen oft eine kleine zusammengekrümmte und schlecht ausgeführte Figur und andere phantastische und formlose Thier- und Menschengestalten als Tragsteine unter die Balken. Doch hat diese Baukunst noch einigen Sinn, indem sie ihre Motive aus den noch nicht gefällten Bäumen nimmt, deren in einander verschränkte Aeste ihnen die Form ihres Spitzbogens gegeben. Und obschon dieser Ursprung nicht gänzlich zu verwerfen, ist er doch schwach, da Hütten aus verbundenen, nach Art der Säulen aufgerichteten Pfosten mit ihrem Giebel und Dach, wie Vitruvius den Ursprung der dorischen Ordnung beschreibt, eine größere Haltbarkeit haben, als die Spitzbogen mit ihren zwei Mittelpunkten. Und überdies hat nach mathematischem Gesetz ein Halbkreisbogen, von dem jeder seiner Radien nur nach Einem Mittelpunkt geht, eine größere Tragkraft; der Spitzbogen aber außer seiner Schwäche auch noch den Mangel an Wohlgefälligkeit für unser Auge, das die vollkommene Kreislinie liebt, und man sieht, daß die Natur selbst gleichsam keine andere Form sucht."

Förster bemerkt dazu mit Recht: „Es mag uns auffallen, daß

in Raphael's Augen die Bauwerke aus der letzten Kaiserzeit denselben architektonischen Werth haben, als die Tempel und Triumphbogen aus der Zeit des Augustus und Titus; daß er es für eine leichte Sache erklärt, antike Gebäude von denen einer spätern Zeit zu unterscheiden, während doch bekanntermaßen grade in dieser Beziehung so viele falsche Annahmen traditionell geworden waren; daß er die ganze Periode romanischer Baukunst entweder unberührt läßt, oder nur mit der sog. gothischen vermengt; auch mag die sehr unbestimmte Bezeichnung der verschiedenen Baustyle, die er jedoch für ganz genügend hält, befremden, die Bemerkung über die Entstehung des Spitzbogens und der dorischen Ordnung vor seinen kunstgeschichtlichen Studien eine sehr hohe Achtung nicht einflößen: — der Brief, soweit er hier mitgetheilt worden, hat eine andere, in den künstlerischen Charakter Raphaels tief eingreifende Bedeutung. Wir sehen ihn hier mit ganzer Seele sich in die Kunst des Alterthums versenken, vor deren Herrlichkeit jede Erinnerung an die nachfolgende christliche Zeit und deren aus der Religion hervorgegangene Werke verschwunden ist, so daß er zwischen der antiken und modernen Kunst nur eine Periode der Barbarei kennt."

Daß diese Auffassung Raphaels eine sehr einseitige ist, versteht sich von selbst. Ihm, der Schönes in so reichem Maaß zu schaffen wußte, wollen wir aus dieser Auffassung umsoweniger einen Vorwurf machen, als er in seinen Werken die Achtung vor dem specifisch Christlichen niemals außer Augen gesetzt hat, wie er auch am Heidnischen niemals das Widerchristliche auffaßte. Ein sehr charakteristisches Zeichen der Zeit aber ist sein Brief, weil man daraus erkennt, wie blind der päpstliche Hof bereits in die Renaissance versunken war und wie das damalige Papstthum den großen und wesentlichen Antheil des germanischen Europa und vorzugsweise der deutschen Kaiser am Schutz und Ausbau der Kirche des Mittelalters gänzlich vergessen zu haben schien. Ohne die vom h. Bonifacius eingeleitete und von Karl dem Großen durchgeführte Verbindung des Kaiserthums mit dem Papstthum hätte sich das letztere gar nicht behaupten können. Daß die abendländische Kirche nicht unterging, daß sie glorreich das ganze Mittelalter hindurch bestand und daß die Päpste

in ihrem unabhängigen Kirchenstaate sicher leben konnten, das verdankten sie einzig und allein den eben so heldenmüthigen als frommen Deutschen. Welchen schnöden Undanks unterfing sich nun jener zehnte Leo, daß er der Deutschen vergaß oder ihrer nur noch gedachte, um sie als vermeintliche Barbaren zu verachten und mit schamloser Habgier auszupfänden!

Auch hatten die Deutschen der römischen Kirche nicht blos mit ihren Schwertern gedient, sondern auch mit ihrem Geiste. Davon wußte und verstand ein in der unzüchtigen Schule des Heidenthums aufgewachsener Mediceer nichts, denn seine ganze Seele steckte, wie sein Vatican, voll von antiken Götzenbildern. Wie hätte ein lüderlicher Prinz aus dem Hause Medicis, tief versunken in die Wollust classischer Verführung, auch nur eine Ahnung haben sollen von der tiefen Gottesminne in der deutschen Kirche des Mittelalters, von der Ideenfülle der deutschen Mystik und der deutschen Baukunst und von der heiligen Unschuld der deutschen Legende und Hymnologie?

Wie Raphael von der mediceischen Politik mißbraucht wurde, davon hier nur ein Beispiel. Man hat über die im Louvre befindlichen Bilder von Raphael gestritten und mancherlei davon gefabelt, was jetzt urkundlich widerlegt ist. Diese Bilder dienten zur Bestechung des König Franz I. von Frankreich, damit er zu einer Schandthat Leos die Augen zudrücke. „Auf die unverantwortlichste Weise hatte Leo den rechtmäßigen Fürsten von Urbino, Herzog Friedrich, welchem Raphael (vgl. den Brief an seinen Oheim Sciarla, von ganzem Herzen zugethan war, durch eine päpstliche Bulle seines Landes für verlustig erklärt, und dafür einen Neffen von sich, Lorenzo de' Medici, als Herzog eingesetzt. Die Erbitterung in Italien über diese Gewaltthat war allgemein, aber — ungefährlich, bis sie der König von Frankreich benutzte und mit Waffengewalt unterstützte. Dieser Gefahr zu begegnen, bot sich in der Kunstliebe des K. Franz ein wirksames Hülfsmittel, und Raphael ward erlesen, sie zu befriedigen. Die schuldige Rücksicht auf seinen mächtigen Gönner auf dem päpstlichen Thron, zu welcher sich noch die zweite auch zu seinem künftigen Schwiegeronkel, dem Cardinal da Bibiena, gesellte, der mit der Ausführung der Bulle von Leo nach

Urbino gesendet wurde, mußten ihn wohl zur Nachgiebigkeit zwingen, konnten ihm aber in keinem Fall die bittern, ja peinlichen Empfindungen ersparen bei dem Gedanken, selbst mitwirken zu müssen für die Befestigung ungerechter gegen sein von ihm hochverehrtes Fürstenhaus ausgeübter Handlungen; zumal er noch selbst Zeuge seyn mußte der Demüthigung und der vergeblichen Bitten der Herzogin Elisabeth, die nach Rom gekommen war, um Leo's Herz zu rühren. Freilich ward ihm die Genugthuung, daß K. Franz durch diese Geschenke für Lorenzo de' Medici gewonnen wurde, so daß er dem Usurpator sogar eine Französin, Madelaine, Tochter des Jean de la Tour-d'Auvergne, zur Gattin gab, die Mutter der berühmten Katharina von Medicis geworden."

Man darf für die ganze, noch nicht einmal geschlossene Sphäre der Kunst nicht einen einzigen Künstler, und wäre er noch so groß, zum Maßstab nehmen. Für die kirchliche Baukunst hat Raphael kein Verständniß gehabt und dieser Mangel wirkt auch einigermaßen auf seine malerische Auffassung des Heiligen ein. Es ist nicht zu leugnen, daß in seinen Albaneserinnen, wie sie lächelnd mit Kindern spielen, der heilige Ernst des Kirchenbildes zu sehr hinter dem Liebreiz des Genrebildes zurücktritt. Fast alle seine Nachfolger haben bewiesen, daß dieser Kunstweg immer weiter von der Kirche abgeführt hat, und wenn nicht die frommen Spanier und seit Overbeck auch deutsche und französische Maler die Heiligkeit, die noch die Bilder von Perugia auszeichnete, wiedergefunden hätten, so würde es gar keine Malerei mehr geben, die man noch christlich nennen könnte und die zu einer tiefen Andacht zu stimmen vermöchte.

Auch noch in der Periode, in welcher Raphael der Renaissance verfiel, entsagte er keineswegs dem christlich Heiligen, sondern stellte es in hoher Schönheit dar, wenn auch freier und mit einer hin und wieder schon gefährlichen und jedenfalls aus dem Kirchenstyle heraustretenden Hinneigung zum Naturalismus. Wer einigermaßen den tiefen Ernst des Heiligen begreifen gelernt hat, kann gewiß nicht in allen Madonnen Raphaels mehr als eine menschlich schöne Mutter, gewiß nicht in allen seinen Jesuskindern mehr als ein natürlich spielendes Kind sehen. Mehrere seiner heiligen Conver-

sationen lassen sich nur für die Hausandacht vornehmer Familien rechtfertigen, nicht aber für den Gottesdienst in der Kirche. Der große Raphael selbst geht zwar nie über die Linie des Schicklichen hinaus, aber die Natürlichkeit, die er in seine Heiligenbilder hineintrug, mußte seine Nachfolger nothwendig verleiten, noch natürlicher seyn zu wollen, und nachdem einmal Raphael die schönen jungen Bäuerinnen vom Albanergebirge in Kirchenbilder eingeführt hatte, kamen an der Hand minder taktvoller Maler bald auch die Hetären von Rom und andern italienischen Hauptstädten unter der Maske einer liebeschmachtenden heil. Magdalena, heil. Bibiena, heil. Teresa ꝛc. hinein, und ließen berüchtigte Päpste, Cardinäle und Bischöfe ihre Maitressen als Madonnen in die Kirchen malen, um über das Volk, welches sie anbetete, zu hohnlachen. Bei aller Bewunderung für die Kunstfertigkeit der Maler muß man doch sagen, es kann keine tiefere Verletzung des reinen religiösen Gefühls geben, als solche Kirchenbilder der Renaissancezeit. Anstatt heilige Schauer der Ehrfurcht vor der Gottheit und eine tiefe Andacht zu erwecken, flößen sie nur ein Wohlgefallen an menschlicher Anmuth oder gar sinnliche Gelüsten ein. Und ganz so wie mit den weiblichen Heiligen jener Kirchenbilder der Renaissance verhält es sich mit den männlichen Athleten, wie sie Michel Angelo in die Kirchenmalerei eingeführt hat, mit jenem Herkules, der uns für Christus, mit jenen Titanen, die uns für Propheten, und mit jenem Adonis, der uns für den heil. Sebastian ausgegeben wird.

Wer die göttliche Komödie des Dante und die schönen Autos des Calderon kennt, wird Gelegenheit gehabt haben, sich mit dieser Manier zu befreunden. Sie spricht uns aus Raphael's Bildern ganz besonders an, durch die Fülle von Geist in schöner Form. Nur einigemal hat sich Raphael vom mediceischen Modegeschmack hinreißen lassen, mit seinem Pinsel heidnische Autoritäten anzuerkennen, die ein christlicher Maler nie und nirgends anerkennen darf. Schon das war unüberlegt, daß er dem elenden Petrarca, dem gemeinen Wollüstling und Ehebrecher, der die zartesten Empfindungen der Entsagung nur heuchelte, dem schmutzig habgierigen Schmeichler der Großen, denselben hohen Rang einräumte, wie dem reinen

Dante. Daß er nun aber vollends den nichtswürdigen Kuppler Ovid, der die feinen Partien und nackten Orgien des Kaisers Augustus arrangirte, unter die größten Dichter und in den Himmel versetzt, ist ihm gar nicht zu verzeihen. Ueberhaupt ist dieses Bild Raphaels, der berühmte „Parnaß", von sehr zweifelhaftem Werthe, wenn auch noch so schön gemalt. Die ganze Verherrlichung der heidnischen Poesie war eines Raphael unwürdig, etwas Gemachtes und Unnatürliches im Dienst der schlechtesten Fürstenpolitik, welche den christlichen Ernst durch einen neuen heidnischen Epikuräismus verdrängen und das germanische Rechts- und Freiheitsgefühl in Tyrannei und Hofunzucht ersticken wollte. Die Gönner Raphaels waren die verabscheuungswürdigen Vorbilder Ludwigs XIV. Man kann den großen Maler nur bedauern, daß er in solcher Umgebung leben und wirken mußte.

In Raphael's unsterblichen Bildern spiegelt sich der ganze tiefe Contrast der altchristlichen und der neuheidnischen Kunst, denn erzogen in der Schule Peruginos zur heiligen Einfalt, jungfräulichen Reinheit und Lieblichkeit in der mittelalterlichen Kirchlichkeit, gerieth er am üppigen Hof der Mediceer in Florenz und der heidnischen Päpste in Rom in die Bezauberung der Renaissance hinein, und obgleich in seiner harmonischen Seele beide Kunstrichtungen sich verschmolzen und in seinen Bildern für das künstlerische Auge der grelle Gegensatz verwischt erscheint, so bleibt nichtsdestoweniger dieser Contrast der größte, der jemals in der Kunst vorkam.

Unter den Nachfolgern Michel Angelos und Raphaels prägten sich in der italienischen Kirchenmalerei die heidnischen Motive immer bestimmter aus. Das Heilige verlangt vor allem Ruhe. In der Malerei der Renaissance aber drückte sich immer mehr und mehr Unruhe aus, lebhafte, stürmische Bewegung der männlichen Figuren und Gruppen, wurden die leidenschaftlichen und theatralischen Mienen und Geberden und in den zahlreichen Marterbildern der Ausdruck der gräßlichsten Henkerslust und des jammervollsten Leidens herrschend. Damit contrastirte dann in den weiblichen Bildern die feinste Koketterie und selbst in Scenen und Figuren, die nur Andacht hätten erwecken sollen, raffinirte Wollüstelei. Was sich der Himmel in jener Zeit alles von den Künstlern gefallen lassen mußte, zeigt

unter andern auch das reizende Porträt der berüchtigten Lucretia Borgia von Tizian. Der große Maler hat das Bild dieser gräßlichen, blutschänderischen, giftmischenden Messalina der neueren Zeit in der frömmsten Situation vor der heiligen Familie gemalt, als deren besonderen Schutzes sie sich zu erfreuen haben sollte. Dafür malten denn auch andere Maler wieder die wirklich fromme und heilige Theresia in der Situation einer trunkenen Bacchantin. So stellte Bernini die heilige Theresia zu Rom in der Kirche St. Maria della Victoria in einer rein sinnlichen Verzückung dar, wie sie von einem Engel, der völlig dem heidnischen Amor gleicht, mit einem Pfeil im Herzen verwundet wird. Auch Caccia malte in Turin diese Heilige in eben so üppiger Verzückung. Hier ist es das Jesuskind selbst, welches den Pfeil abdrückt, und der heil. Joseph lächelt über den losen Streich des Kindes. Ein ganz ähnliches Bild von Santerre sieht man in einer Kapelle zu Versailles.

Wenn aber auch die Kirchenbilder nicht in so arger Weise der christlichen Heiligkeit entsagten, wie in diesen Fällen, so forderten sie doch durchgängig nicht das Herz zur Andacht, sondern nur das Auge zur Bewunderung der Schönheit und des Kunstalentes auf. Das italienische Volk hat nirgends das Begaffen der Bilder durch ungläubige Ketzer unwürdig gefunden, sondern nur seine Eitelkeit dabei geschmeichelt gefühlt. Aber auch die ungläubigen Ketzer denken nicht daran, daß die Kirche eine Stätte der Andacht und keine Bildergallerie seyn soll.

Ein Artikel im Kunstblatt von 1843 Nr. 43 machte mit Recht darauf aufmerksam, welche frommen Künstler wahrhaft heilige Kirchenbilder in den deutschen Niederlanden gemalt haben, ehe die Spanier mit ihrer Inquisition und mit ihrem gräßlichen Alba dahin kamen. Philipp II. und der ganz von ihm abhängige Papst, die das Christenthum allein gepachtet zu haben sich anmaßten, deren Glauben der allein seligmachende seyn sollte, haben statt einer christlichen Kunst nur eine heidnische nach den Niederlanden gebracht und es ist seitdem hier kein frommes Bild mehr gemalt worden, was den ältern Bildern nur entfernt an Heiligkeit gleichkäme. Philipp II. selbst ließ durch den berühmten Tizian seine Maitresse, die aus

Schiller's Don Carlos bekannte Prinzessin von Eboli, als nackte Venus für sein Boudoir malen, und hier verrichtete er seine Andacht, während 18,000 fromme Niederländer unter seinen Henkerbeilen bluteten.

Ueberhaupt wiederholte sich in der Zeit der Renaissance das uralte Bündniß der Wollust und Grausamkeit, wie es schon zur altrömischen Kaiserzeit ausgebildet worden war. Beide sind die unvermeidlichen Attribute der Tyrannei. Herrscher, die in Wollust schwelgen, gerathen immer auch in die Henkerslust hinein. Die alten Römer ließen sich an den Freuden der Tafel und des Bettes nicht genügen, sondern weideten beim Festmahl die Augen an blutigen Gladiatorenkämpfen. So kam auch, sobald der alte christlich germanische Geist des Mittelalters durch die romanische Renaissance verdrängt war, mit der Wollust der weltlichen und geistlichen Höfe zugleich auch die unmenschliche Grausamkeit der Carolina und der spanischen Inquisition auf. Diese Tendenz und Mode der Zeit spiegelte sich nun auch in der Kunst ab, daher die berühmte italienische Malerei zwischen der Wollüstelei des Giulio Romano und der Marterlust des Spagnoletto schwankt. Die römische Kirche verschmähte üppige und verführerische Bilder so wenig wie die gräßlichsten Henkerbilder. Die Maler spekulirten auf das Vergnügen, welches die romanische Race stets bei Nuditäten, beim Anblick von Blut und Wunden, bei Stiergefechten, Banditenstreichen, Meuchelmorden, Hinrichtungen und Leichen empfindet. Während solche Bilder zu hunderten und tausenden für die römischen Kirchen gemalt wurden, herrschte zugleich in Rom die schamloseste Liederlichkeit.

Die von berühmten Meistern in Hauptkirchen verfertigten Bilder wurden blos noch nach ihrem Kunstwerth geschätzt und bewundert, ob sie in christlichem Geist gedacht waren und zur Andacht paßten oder nicht. Für die geringern Kirchen wurden von mittelmäßigen Künstlern Bilder nach der Schablone irgend einer berühmten Malerschule schülerhaft gemalt. Für die Dorfkirchen endlich und für Stationen, Straßen und Brücken 2c. wurden die Heiligen völlig fabrikmäßig geliefert. Besonders hölzerne Statuen. Die größte

Fabrik der Art befand sich bisher in Neapel. Gregorovius, Wanderjahre III. 14 beschreibt sie. In einem langen tiefen Saale standen ganze Reihen schon fertiger Heiliger übereinander an den Wänden, alle von Holz und in jeder Größe, angemalt und geschminkt und wie Puppen herausgeputzt, in grellen Farben, vieles daran vergoldet und versilbert. Eine Menge Heilige waren als Märtyrer dargestellt, zerhackt, gespießt, gerädert, geschunden. Der Reisende dankte Gott, als er aus dieser Höhle der Kunst wieder herauskam an die freie Natur.

VI.

Zweck und Moral der Jesuiten.

Der Stifter des Jesuitenordens, Ignaz von Loyola, war ein edler Schwärmer und strenger Asket, seine Anhänger eiferten ihm nach und so kam der Orden bald in den Geruch der Heiligkeit und wurde sehr populär. Das veranlaßte nun die katholischen Großmächte und den Papst, nachdem sie den bekannten Compromiß geschlossen hatten, grade diesen Orden zum Werkzeug ihrer Politik zu machen. Große Heiligkeit empfahl ihn und erhielt ihm sein Ansehen fort, wenn er auch unter der scheinheiligen Maske der unheiligsten Politik zu dienen übernahm. Der berühmte Orden ist fast immer falsch beurtheilt worden, man mochte ihn von katholischer Seite zu hoch preisen, oder von protestantischer zu tief herabwürdigen. Vor allem hat man sich darin getäuscht, daß man ihm eine selbstständige, oder wenigstens eine nur vom Papst abhängige rein hierarchische Politik zuschrieb. Er diente der Hierarchie nur so weit, als die Hierarchie selbst nur noch dem Despotismus der katholischen Großmächte, der Häuser Habsburg und Valois diente. Es ist also ganz verkehrt, wenn man ihn dadurch zu charakterisiren glaubt, daß ihm für den heiligen Zweck kein Mittel zu unheilig gewesen sey.

Man muß den Satz geradezu umkehren und sagen, für ihren unheiligen Zweck bedienten sich die Jesuiten alles dessen, was für heilig gilt, zum Mittel. Mit einem Wort, sie dienten wie das ganze Papstthum seit dem Tridentiner Concil nur noch der dynastischen Politik, die Kirche war Magd und Kupplerin weltlicher Herrn geworden.

Zweitens täuscht man sich darin, daß der Jesuitenorden blos für ein hierarchisches oder auch weltlich monarchisches Princip ausschließlich gekämpft haben soll. Sein Grundprincip war Racenhaß, tödtlicher Haß des Romanismus gegen den Germanismus. Er machte es sich zur Aufgabe, nicht nur für alle Zukunft den germanischen Protestantismus, germanisches Verfassungswesen, germanische Volksfreiheit zu bekämpfen, sondern auch alle Spuren germanischer Einwirkung auf den Katholicismus im frühern Mittelalter auszutilgen, damit es den Anschein haben sollte, als sey der Katholicismus immer nur etwas spezifisch Romanisches gewesen und die dummen und rohen Deutschen hätten immer nur einen passiven, nie einen activen Antheil daran gehabt. Sehr richtig macht von Lianno (die Kirche Gottes und die Bischöfe, S. 37) der römischen Kirche „den curialistischen und jesuitischen Vandalismus" zum Vorwurf, mit dem sie, namentlich in Frankreich das Brevier, die Officien, den Ritus in armseligster Weise verschlimm-bessert, was schön und erhebend war, häßlich, gemein und albern gemacht hat. Man braucht aber nur zu wissen, wie viele der schönsten gothischen Kirchen in allen katholischen Ländern seit dem Tridentinum von den Jesuiten geflissentlich niedergerissen und in dem unwürdigen und häßlichen Renaissance- oder Zopfstyl umgebaut worden sind, ohne alle Noth und blos zu dem Zweck, den Katholiken in Deutschland die schönen und heiligen Formen der ältern germanisch katholischen Kirche vergessen zu machen. Daher auch die neuen Namen statt der bisherigen. Die Jesuiten wollten keine Klöster, keine Aebte und Mönche mehr haben, sondern tauften sie Profeßhäuser, Collegien, Residenzen, Präfekten, Officiale, Provinciale, Minister, Subminister, Consultatoren ꝛc. Um den deutschen Priesterstand gründlich zu romanisiren, hatte schon Ignaz von Loyola selbst, im Jahre 1552 in Rom das berüchtigte Colle-

gium Germanicum gegründet, als ein Seminar, in welchem ausschließlich Deutsche zu Priestern und für die Zwecke der römischen Curie erzogen wurden.

Die Jesuiten drängten alle ältern Orden zurück und sich vor. Aus einer großen Abzweigung der Franziscaner, den Capuzinern, machten sie sich dienstbare Geister, denn während sie selbst die aristokratische Welt einschulten, mußte der Cynismus der Capuziner die rohen Bauern bearbeiten. Den ältern Klöstern gelehrter, besonders deutscher Benediktiner liefen die von den Fürsten begünstigten Jesuitencollegien den Rang ab. Im dreißigjährigen Kriege benutzten die Jesuiten das Restitutionsedikt, um die den Reformirten wieder entrissenen Klöster, welche anderen Orden gehört hatten, dem ihrigen zu annektiren. Ihre Herrschsucht, ihr Uebermuth machten ihnen viele Feinde bei Kloster- und Weltgeistlichen, aber durch des Papstes und der Fürsten Gunst behielten sie die Uebermacht. Sie wählten die Sonne mit dem Namenszuge Jesu in der Mitte zu ihrem Ordenswappen. Das neue Licht der Jesuitensonne sollte nicht nur Gegenwart und Zukunft beherrschen, sondern sich auch die Vergangenheit unterthan machen. Der französische Jesuit Harduin schrieb unter der Autorität seines Ordens und der Curie ein Buch, worin er behauptete, der hebräische und griechische Text der heil. Schrift sey jünger als die lateinische, in der römischen Kirche allein giltige Vulgata, nämlich nur eine erst später von Ketzern angefertigte und gefälschte Uebersetzung jener Vulgata.

Uebrigens hat man sich auch der Täuschung hingegeben, die Jesuiten in Bausch und Bogen seyen böse Leute und alle im Complott gewesen. Das darf man nicht glauben, obgleich es oft behauptet worden ist. Die Obern des Ordens waren schlau genug, sich auch vortreffliche, wahrhaft fromme und evangelische Männer zu Mitgliedern des Ordens auszusuchen, besonders unter den guten Deutschen, welche sie in den Missionen brauchten, um Zutrauen einzuflößen und eine gewisse Heiligkeit im Orden nicht untergehen zu lassen. Diese guten Leute wurden nicht in die Geheimnisse des Ordens eingeweiht. Solche wurden vielmehr Italienern und Franzosen anvertraut, die ihnen als Ränkemacher und Beichtväter an den Höfen dienen mußten.

Wie der Orden zu dem Zweck gegründet war, durch alle erdenkbaren, kirchlichen Mittel die Völker zu unbedingtem Gehorsam gegen die Kirche und gegen die katholischen Fürsten zu erziehen, so war auch innerhalb des Ordens Gehorsam das erste Gesetz. Jeder Jesuit war sein Leben lang seinen Obern, dem Rector des Collegiums, dem Provinzial und schließlich dem General stricten Gehorsam schuldig und mußte alles thun, ohne zu fragen warum? Der geheime Befehl ging vom General aus, der allein das Ganze übersah, aber von seinen vertrauten Beiräthen, Provinzialen, Beichtvätern der Fürsten, Agenten und Spionen (Jesuiten à courte robe in weltlicher Verkleidung) vortrefflich bedient war. Bei den Novizen, die der Orden annahm, sah man schon immer darauf, daß sie talentvoll waren und sich für irgend eine den Zwecken des Ordens angemessene Bestimmung besonders eigneten, weshalb die Jesuiten für vornehmer galten, als die Mönche anderer Orden. Auch besaßen sie wirklich mehr Macht, weil aus ihnen die Beichtväter der katholischen Fürsten und Fürstinnen gewählt wurden und weil man ihnen in allen katholischen Staaten Universitäten und Schulen, die ganze Leitung des Unterrichts anvertraute. Der Orden hatte somit die festeste innere Organisation und ersetzte seinen Mitgliedern, was ihnen an freiem Willen abging, reichlich durch Macht und Ehre vor der Welt.

Den größten Einfluß übten sie auf die weltlichen Machthaber, wie auch auf deren Damen und Günstlinge als Beichtväter. Sie erfuhren alles, was an den Höfen, ja sogar was in den Seelen der Mächtigen vorging, konnten daher unbemerkt auch denselben mittheilen und beibringen, was sie von andern Höfen wußten und sich das Vertrauen ihrer vornehmen Beichtkinder erwerben, indem sie sich denselben nützlich machten, theils durch leichte Sündenvergebung, theils durch kluge politische Insinuationen. Thatsache ist, welchen großen Einfluß die Jesuiten, insbesondere auch durch ihr Einverständniß mit den kaiserlichen und königlichen Maitressen geübt haben. Ihr Zweck dabei war und blieb immer, das Interesse der katholischen Großmächte mit dem der römischen Curie zu vermitteln und auch dann, wenn Eifersucht zwischen den Häusern Habsburg und

Valois ausbrach, doch deren beiderseitige Freundschaft mit der römischen Curie zu unterhalten, und insgeheim auch Rom zu beeinflußen, und jeden Conflict zwischen Rom und jenen Großmächten zu vermeiden. Das ist ihnen auch mit großem Geschick gelungen. Der Gehorsam der Völker sowohl gegen die weltlichen Despoten als gegen die Kirche wurde in den katholischen Ländern so lange bewahrt, als der Orden gedauert hat.

Wenn das dynastische Interesse der Habsburger und Bourbons collidirte oder gar ein Krieg zwischen diesen katholischen Großmächten ausbrach, so war es regelmäßige Politik des Jesuitenordens, mehr dem Mächtigern zu dienen, als dem Schwächern. Im 16. Jahrhundert diente er also mehr den Habsburgern, insbesondere dem spanischen Philipp, dagegen im 17. Jahrhundert, als die Habsburger erschlafften, mehr den Bourbons und ganz besonders dem mächtig vorgreifenden Ludwig XIV. Diesem dienten sie gerade am eifrigsten, als er seine gallicanische Kirche von Rom unabhängig machte, während Oesterreich dem Papste treu und devot blieb. In Jesuitenaugen hat immer nur der Stärkere und Schlauere Recht. — Der Papst selbst hatte nur das Zusehen. Zwar gab es wohl auch einmal einen Papst, der sich zwischen den weltlichen Großmächten in seiner Ohnmacht unbehaglich fühlte und die Miene annahm, als wolle er sich von ihnen emancipiren, wie Sixtus V. und Urban VIII., der die berüchtigte Nachtmahlbulle erneuerte; aber sie wagten doch nie, mit irgend einem drohenden Ernst gegen die Kabinette aufzutreten, und noch viel weniger der Jesuitenorden, der immer den Höfen näher stand als dem Papst.

Daß von Jesuiten der Königsmord gebilligt wurde, z. B. von Mariana, worüber man einen großen Lärm erhob, entscheidet gar nichts. Die Jesuiten blieben dabei so servil als zuvor. Sie richteten ja Gift und Dolch nur gegen ketzerische Könige, wie Heinrich IV., Wilhelm von Oranien, die Königin Elisabeth &c. Frankreich wußte die Jesuiten zu schätzen und zu brauchen. Es lag im Interesse des französischen Hofes, den Jesuiten zu schmeicheln. Sonst wäre Frankreich der Reformation in die Arme getrieben worden. Nachdem schon Franz I. es räthlicher gefunden, der Reformation keinen Er-

folg in Frankreich zu gestatten und lieber, wenn auch als der Schwächere, mit dem mächtigen Hause Habsburg in der katholischen Hegemonie zu rivalisiren (weil offenbar der Katholicismus mit dem galloromanischen Bestandtheil der französischen Bevölkerung das Uebergewicht über den der Reformation zuneigenden Germanismus hatte), befestigte sich das katholische System in Frankreich vollends durch die berüchtigte Katharina von Medicis, die Italienerin. Diese Dame antwortete auf den Widerstand, welchen die Stände in Frankreich der Berufung der Jesuiten entgegensetzten, man müsse mit der Berufung eilen, weil die Jesuiten sonst eine feindliche Stellung gegen Frankreich einnehmen würden und später nicht mehr kommen würden, wenn man sie auch bäte. Lag in diesen Worten offenbar ein Hohn, so waren sie doch zugleich ein klarer Ausdruck jener französischen Politik, die nur mit Hülfe der Jesuiten den Habsburgern die Hegemonie im katholischen Europa bestreiten zu können hoffte. Die Stände widerstrebten, die Sorbonne widerstrebte. Pasquier deckte damals schon den ganzen Machiavellismus des Jesuitenordens auf. Diesen Orden aber schützte die Königin und ihre Partei. Die berüchtigte katholische Liga wurde im Jesuitencollegium der Stadt Paris gegründet. Aus ihr gingen die Mörder der Bartholomäusnacht hervor. Obgleich Heinrich von Bourbon, dem das Erbe der aussterbenden Valois zukam, anfangs Führer der Hugenotten war, sah derselbe doch nach seiner Thronbesteigung ein, der sinnliche Charakter der Franzosen neige mehr zum Katholicismus als zum Protestantismus, verbürgte daher den Hugenotten durch das Edikt von Nantes zwar ihre Religionsfreiheit, wurde aber selber katholisch, und nach seiner Ermordung wandten die Jesuiten alle Mittel an, seine Nachfolger noch mehr für die katholische Sache zu gewinnen und zwar hauptsächlich dadurch, daß sie ihnen erstens halfen im Sinne des altrömischen Despotismus ihre monarchische Gewalt von den Beschränkungen durch das germanische oder fränkische Ständewesen zu befreien, und zweitens sie zu einem systematischen Eroberungskriege gegen das deutsche Reich zu reizen. Nur unter dieser Bedingung vernachlässigten sie die Habsburger und wandten ihren ganzen Diensteifer den Bourbons zu.

Seitdem machten sich in Frankreich auch auffallend viele Cardinäle als erste Minister des Reichs bemerklich: Richelieu, Mazarin, Fleury, Dubois, zu denen man auch noch Alberoni, am Hofe der spanischen Bourbons, rechnen kann. Außer Fleury waren alle diese geistlichen Minister die ärgsten Intriganten und schmeichelten allen Lastern der Könige und ihren Maitressen, verbreiteten aber doch in den Augen des Volks einen heiligen Schein über Hof und Regierung.

Im Jahr 1614 versammelten sich die Stände von Frankreich nach alter Sitte in drei Curien, Klerus, Adel und Bürger (tiers état); hier wagte es der letztere Stand und zwar voran die Deputirten der Stadt Paris, den König vor den Jesuiten und dem päpstlichen Nuntius zu warnen, er möge diesen Fremden keinen Einfluß auf seine Regierung gönnen und die Jesuiten bestrafen, wenn sie ferner Königsmord predigten. Es war kurz nach der Ermordung Heinrichs IV. unter Ludwig XIII. Die unbedingte Hingebung des dritten Standes an das Königthum wurde nun zwar gern anerkannt und mit solcher Effronterie benutzt, daß man die Volksvertreter von da an bis zur Revolution überhaupt nicht mehr einberief. Den Jesuiten aber durfte nichts geschehen. Der tiers état wurde von den beiden andern Ständen überstimmt. Klerus und Adel konnten die Anmaßung des Bürgerstandes nicht ertragen und demüthigten ihn mehr als je zuvor. Ludwig XIV. wurde der mächtigste Monarch in Europa und die Jesuiten waren unter ihm mehr als je begünstigt, setzten die Aufhebung des Edikts von Nantes durch und mordeten oder vertrieben Hunderttausende von rechtschaffenen Reformirten, während gleichzeitig die bürgerliche Freiheit in Frankreich auf Null heruntersank und der königliche Hof mit seinen Huren und Buben, so wie der durch die Hofunzucht immer mehr verderbte Klerus und Adel sich alles mit dem Volk erlauben durften.

In demselben 17. Jahrhundert wurde auch der blutigste und längste Krieg, den Deutschland je erlebt hat und der in dreißig Jahren zwei Drittheile des deutschen Volks vertilgte, hauptsächlich durch die Intriguen der Jesuiten heraufbeschworen. Der Pfälzer

Kurfürst Friedrich würde niemals gewagt haben, den Kaiser zu bekriegen, wenn nicht dieser ganz von den Jesuiten erzogene Kaiser Ferdinand II. die von seinen Vorgängern bereits anerkannten Rechte der Protestanten in Oesterreich und Böhmen treulos verletzt hätte, was die Böhmen veranlaßte, den Pfälzer zu Hülfe zu rufen. Eben so wenig würde Gustav Adolf von Schweden jemals haben wagen dürfen, seine räuberischen Hände nach deutschen Provinzen auszustrecken, wenn nicht jener Kaiser eben so treulos die längst von Reichs wegen anerkannten Rechte der Protestanten auch im übrigen Deutschland nach den großen Siegen Tillys und Wallensteins verletzt hätte. Das berüchtigte Restitutionsedikt des Kaisers vom Jahre 1629 reclamirte die seit der Reformation säcularisirten Bisthümer und Klöster, wovon die Jesuiten die Haupttriebfeder waren. Denn die reclamirten Klostergüter sollten ihnen allein zufallen und nicht den Orden, denen sie früher gehört hatten. Auch den Episcopat verdrängten sie aus seinen alten Rechten durch ihre neuen kaiserlichen und päpstlichen Privilegien und durch das Monopol des Unterrichts. So mußte ihnen z. B. der Erzbischof von Prag weichen.

Auch in Oesterreich wie in Spanien und Frankreich dienten sie nicht sowohl dem kirchlichen als dem politischen Interesse der weltlichen Herrscher, dem Despotismus, und halfen daher auch in Oesterreich die bürgerliche und ständische Freiheit unterdrücken.

Bei alledem war es für die Jesuiten keine Kleinigkeit, die absoluten Monarchen und ihre männlichen und weiblichen Günstlinge immer bei guter Laune zu erhalten. Es genügte den Beichtvätern nicht, ihnen für alle Fleisches- und Schwachheitssünden Absolution zu ertheilen, sie mußten auch bisweilen Gewissen beruhigen und wenn eine Sünde der Fürsten den Ordenszwecken zum Vortheil gereichte, der Fürst selbst aber noch schwankte, ob er auch die Sünden begehen dürfe, denselben beruhigen. Das galt auch in minder wichtigen Fällen und bei minder mächtigen Personen, wenn die Sünde nur auf irgend eine Weise von Nutzen für den Orden und seine Zwecke war. Daher die berüchtigte Casuistik der Jesuiten, die Advokatur der Sünde, die sophistische Rechtfertigung der ge-

wissenlosesten Handlungen, eine förmliche Umkehr der Moral, der christlichen Gebote im Namen Jesu selbst. Die Jesuiten waren im Fall, in den Beichtstühlen von dieser Casuistik so häufigen Gebrauch machen zu müssen, daß sie dieselbe in ein förmliches Lehrsystem brachten, in Büchern, welche noch gedruckt vorliegen, in den Büchern zweier spanischer Jesuiten Escobar und Sanchez, und wovon auch vieles in dem Werk des deutschen Jesuiten Busenbaum enthalten ist.

Wenn man erwägt, daß das Lehrbuch des Escobar in 36 Auflagen gedruckt worden ist, so kann man nicht zweifeln, daß es auch viel im Gebrauch war. Die verhältnißmäßig unschuldige Sophisterei hieß der Probabilismus und war unter allen möglichen Auslegungen einer gebeichteten Sünde die mildeste. Um den Sünder zu entschuldigen, fand es der jesuitische Beichtvater probabel, vorauszusetzen, was er gethan, lasse eine milde Auslegung zu. Völlig diabolisch war dagegen die sog. directio intentionis, die Richtung der Absicht, d. h. der jesuitische Beichtvater belehrte das Beichtkind, es solle selber die gebeichtete Sünde entschuldbar finden, es solle nur annehmen, es habe nicht aus böser Absicht, nicht aus Eigennutz, nicht aus einem verwerflichen Grunde gehandelt, sondern einen ganz unschuldigen, ja sogar löblichen Grund gehabt. Wenn der Sünder z. B. seinen Vater umgebracht habe, so brauche er nur anzunehmen, er habe es nicht etwa gethan, um den Vater schneller zu beerben, sondern aus Liebe, damit der Vater früher selig werde. Oder wenn der beichtende Sünder Jemand zu einer Frevelthat bestochen habe, so solle er sich nur selbst überreden, er habe es nicht gethan, um aus der Frevelthat einen Vortheil zu ziehen, sondern nur, um sich an der Freude zu laben, die der Empfänger der Bestechungssumme empfinden würde.

Noch frecher war die sog. reservatio mentalis, d. h. der Vorbehalt in Gedanken. So, lehrt der jesuitische Beichtvater, kannst du ganz unschuldig einen Meineid schwören, wenn du in Gedanken hinzufügst: „Ich schwöre, daß ich hier vor Gericht sage, daß rc.“ Der Ehebrecher braucht nur zu sagen, er habe nur an das Vergnügen, aber nicht an die Sünde gedacht, so ist er entschuldigt. Endlich genügt es schon, wenn der Sünder sagt: „Ich habe nur

gesündigt, weil ich auf Absolution hoffte," oder „es reut mich, daß ich keine Reue empfinde."

Man kann sich denken, wie das an sich so preiswürdige Institut der Beichte durch ruchlose Beichtväter dieser Art entweiht wurde, und solche Scheußlichkeiten sind auch in einer Menge von Büchern aufgezeichnet worden. Die Beichtväter begnügten sich aber nicht damit, wo es ihr Vortheil erheischte, den Sünder frischweg für sündenlos zu erklären, sondern sie drohten auch nach Umständen einem ganz Unschuldigen, ihn bei der Inquisition einer Sünde anzuklagen, wenn er nicht thue oder gebe, was der Beichtvater von ihm verlange. Insbesondere wurden schöne Frauenzimmer so bedroht, um sich aus Angst den Lüsten des Beichtvaters preiszugeben. Es kamen Fälle vor, in welchen ganz unschuldige und wohlerzogene Mädchen erst durch unzüchtige Beichtväter verdorben wurden. Das vorige Jahrhundert enthüllte eine Menge Prozesse, in denen die Beweise dafür geliefert wurden, mit welcher faunischen Lust oft die Beichtväter das Vertrauen ihrer Beichttöchter mißbrauchten, so daß es zum Sprichwort wurde, die Beichte wirke umgekehrt, rein gehe das Mädchen an den Beichtstuhl und unrein komme sie davon zurück. Anstatt einfach die Beichte anzuhören, pflegten die gewissenlosen Beichtväter die frommen Mädchen auszufragen und ihnen dadurch erst Kenntnisse mitzutheilen, die ihnen bisher gefehlt hatten. Der Jesuit Sanchez hat in seinem Lehrbuch, das einen ganzen Folioband füllt, in Fragen an die Beichtkinder einen Vorrath von obscönen Vorkommnissen oder auch bloßen Möglichkeiten ausgekramt, als ob die Kirche nur ein großes Bordell wäre. Der Jesuit Benzi gab den Nonnen eine förmliche Anweisung, wie sie den Geschlechtstrieb auch ohne Zuthun eines Mannes befriedigen könnten.

Die laxe Observanz, welche die Jesuiten in ihren Beichten beobachten durften, wandte die römische Curie auch auf sie selber an. Ihre guten Dienste wurden dadurch belohnt, daß man bei ihren eigenen Lastern durch die Finger sah und ihnen alles erlaubt war, wenn es nur nicht zu einem öffentlichen Scandale führte. Auch wurden sie von den Gelübden entbunden, wenn sie in weltlicher Verkleidung (à courte robe) dem Orden geheime Dienste leisteten.

Ja es kam vor, daß sie Kraft des Gehorsams im Interesse der römischen Kirche und des Ordens Verbrechen begehen mußten. Eine Todsünde zu begehen, war nicht verboten, sofern sie von den Obern des Ordens in nomine Domini nostri Jesu Christi, vel in virtute obedientiæ (Epit. p. 273. Constitt. P. VI. Cap. 5.) befohlen wurde.

Merkwürdig erscheint, daß die Jesuiten zahlreiche Brüderschaften der Mutter Gottes unter den Laien stifteten und überhaupt den Cultus der Mutter noch höher trieben als den des Sohnes, damit sie recht liebreich erscheinen möchten.

Welche Verwirrung der sittlichen Begriffe durch die Jesuiten, gerade in der sonst so ritterlichen spanischen Nation hervorgerufen wurde, davon gibt sogar der für Ehre so sehr empfängliche Calderon Zeugniß. Das Christenthum ist durch und durch sittlich, kann niemals mit einem Gebote der Moral in Widerspruch kommen. Gleichwohl läßt Calderon in dem Auto Virgen del Sagrario eine unsittliche, unehrliche, schändliche Handlung von Christen durch die Gottesmutter selbst rechtfertigen und entschuldigen. König Alphons VI. belagert Toledo, worin sich die Mauren noch tapfer vertheidigen. Endlich kapituliren sie und König Alphons schwört feierlich, ihnen Religionsfreiheit zu gewähren und die größte Moschee der Stadt ihrem Gottesdienste zu belassen. Während seiner Abwesenheit bricht seine Gemahlin Constanza eigenmächtig den Vertrag, läßt die Moschee in eine christliche Kirche umwandeln und ein Bild der heil. Jungfrau darin aufstellen. Darüber ist Alphons nach seiner Rückkehr sehr erzürnt, aber die heil. Jungfrau selbst erscheint, umgibt Constanza's Haupt mit einer Strahlenkrone und belehrt den König, sie habe recht gethan, denn es sey eine Sünde, Ketzern Wort zu halten.

Sofern den Jesuiten die Aufsicht über das Unterrichtswesen in den katholischen Ländern zustand, richteten sie auch dieses lediglich für ihre Zwecke ein. In ihren Schulen war also keine Rede von unbefangener Forschung und von Sinn für Wahrheit. Was irgend dem päpstlichen und dem absolut monarchischen Interesse entgegen war, wurde verschwiegen oder verdammt, der Lehrstoff, wie alle öffentlichen Kundgebungen überhaupt der schärfsten Censur unterworfen. Da ihnen die classische Literatur unentbehrlich war, um

von ihrer Höhe herab alles Deutsche als Barbarei verächtlich machen zu können, in den Schriften der alten Griechen und Römer doch aber auch vieles vorkam, was entweder als gar zu unzüchtig, oder auch als zu freisinnig besser weggelassen wurde, veranstalteten die Jesuiten die sog. castrirten Ausgaben der Classiker. Auch schrieben und lehrten sie selbst nur lateinisch und hinderten damit unter anderm den Fortschritt der Germanisirung im österreichischen Kaiserstaat durch das verrufene Kirchen- und Husarenlatein. Es ist ihnen jedoch bekanntlich nicht geglückt, die deutsche Sprache und den deutschen Geist zu unterdrücken.

Ihr pädagogisches Prinzip stand dem modernen von Rousseau diametral entgegen. Wie dieser die vollkommen freieste Entwickelung des Menschen, so verlangten die Jesuiten von der Erziehung die engste Beschränkung des Menschen. Die von ihnen erzogene Jugend, das von ihnen geleitete Volk sollte nicht rechts noch links weiter sehen dürfen, als ihnen das jesuitische Scheuleder gestattete, d. h., das Volk sollte von Jugend auf in Dummheit verharren, oder die Dummheit sollte in dasselbe hineingeschult und hineingeschreckt werden. Es sollte gewöhnt werden, im dicksten Aberglauben zu verharren, blind zu glauben, was ihm die Pfaffen vorsagten, ohne je selber zu denken und zu urtheilen. Es war daher Grundsatz der Jesuiten, nachdem ihnen die katholischen Mächte trotz alles Widerspruchs von Seiten der Bischöfe, der Universitäten und der andern Mönchsorden die Oberleitung des gesammten Schulwesens in die Hand gelegt hatten, die Söhne der höhern Stände nur lateinisch und im italienisch-spanischen System, das gemeine Volk aber gar nicht zu unterrichten. Wer blos zum Dienen berufen sey, solle auch weder lesen noch schreiben lernen, sagt das Institutum Soc. Jesu II. 76. und setzt hinzu: satis ei erit, sancta cum simplicitate Christo servire.

Damit aber das dumme Volk immer bei guter Laune bleibe und nicht grüble und nachdenke und zu den Protestanten übertrete, machte man ihm das Gewohnheitssündigen im Fleisch in der Beichte leichter und bequemer als je früher, wurden die Jesuiten förmlich die Advokaten der Sünde und beschäftigten auch die Sinne des katho-

lischen Volkes viel mehr als früher durch Aeußerlichkeiten der Andacht, durch Bilder und geistliche Schauspiele. Mit dem Jesuitenorden kamen eine ganze Menge neue Wunder auf, so viele alte auch schon vorhanden waren, Jesuiten trachteten desfalls zu einem Monopol zu gelangen. Ihre Kirchen, ihre Schulen, ihre Heiligen, ihre Bilder, ihre Wallfahrtsorte, ihre Reliquien und Amulette sollten alle ältern übertreffen und verdrängen. Daher rissen sie die ältern gothischen Kirchen nieder und bauten neue, daher ersannen sie in allen Provinzen, in denen sie zur Herrschaft gelangten, neue Mirakel. Daher wollten sie in Oesterreich und Böhmen und überall, wo bereits protestantisch gewordene Länder wieder katholisch werden mußten, die säcularisirten Klöster nicht den Orden, den sie ursprünglich gehört hatten, zurückgeben, sich allein dadurch bereichern, alles über den jesuitischen Kamm scheeren, und wenn Kaiser Ferdinand II. im dreißigjährigen Kriege gesiegt und sein Restitutionsedikt in seinem ganzen Umfang hätte durchführen können, so würden nach völliger Unterdrückung des Protestantismus wahrscheinlich auch noch alle mittelalterlichen, noch aus der germanischen Zeit stammenden Kirchen, Orden und Institute weggetilgt und das ganze katholische Europa jesuitisch uniformirt worden seyn.

Indem die Jesuiten dem dynastischen Interesse der spanischen Habsburger und der französischen Könige dienten, die von den Ostgrenzen Europas am weitesten entfernt waren, wurden sie von diesen Königen, denen sie das Volk im Gehorsam hielten, auf alle Weise hochgeehrt. Bis zu welcher Uebertreibung dieser allerhöchst privilegirte Jesuitencultus ging, mag ein Beispiel darthun. Im Jahr 1622 erschien zu Roermond in Gelderland eine jetzt freilich längst vergessene „Apotheosis oder Canonisirung des heil. Ignatii von Lojola, Stifters der Societät Jesu, vorzustellen durch die Jugend des Collegii derselben Societät in Roermond am 10. Mai.“ In der ersten Handlung empören sich die Riesen gegen Gott und werfen „durch Hülfe des Betrugs, der Ketzerei und der Freiheit“ ganze Berge nach dem Himmel. Da flieht die Gerechtigkeit „sammt der Tugend und Wissenschaft“ gen Himmel, weil sie es auf der Erde nicht mehr aushalten können. Der deutsche Kaiser aber, die Könige von Spa-

nien, Portugal, Frankreich, Polen, die italienischen Prinzen, kurz alle katholischen Fürsten flehen den Ignatius um Rath und Hülfe an. Da schmieden die Tugenden im Himmel den Namen Jesu als Waffe für den Ignatius und in solcher Rüstung kommt er mit seiner Societät in die böse Welt, in welcher „Lutherus, Calvinus, Zwinglius, Menno, Beza und andere Erzketzer fressen, saufen und wohlleben." Erschrocken fahren sie auf und fliehen, die Ketzerei aber wird vom Glauben gefangen genommen. Da kommt die Gerechtigkeit vom Himmel herab, erfreut sich an dem Schlachtfelde, auf dem die Gottlosen niedergeschmettert liegen, und umarmt den triumphirenden Ignatius. Dazu singen alle Tugenden und Wissenschaften sein Lob. Auch der heidnische Herkules kann nicht umhin, er muß herbeikommen, sich gleichfalls an der Arbeit erfreuen, mit welcher, wie er sagt, Ignatius seine berühmten zwölf Arbeiten noch weit übertroffen habe. Nun kommt vollends die „Glory" vom Himmel herab, um „Ignatium von der Sterblichkeit zu erledigen und mit einem feurigen Wagen, als den andern Helias gen Himmel zu führen." Dabei neigen sich die Sterne und verkündigen den Eintritt des Ignatius in den Himmel und die Engel im Himmel singen zu seiner Ehre.

Damit könnte die Vorstellung zu Ende seyn, ist es aber nicht, denn nun tritt erst „die Zeit" auf und will nach Rom, damit der bereits im Himmel vollzogene Akt auch noch vom Papst bestätigt werde, weil er sonst ja nichts gelten könne, d. h. Ignatius soll in herkömmlicher Weise vom Papst heilig gesprochen werden. Aber der gar zu bescheidene Ignatius, obgleich er schon im Himmel ist, hält sich so großer Ehre, vom Papst in Rom canonisirt zu werden, für nicht würdig genug, hält die Zeit auf, will durchaus nicht, daß sie nach Rom gehe, und weiß sich endlich nicht anders zu helfen, als daß er sie einsperren läßt. Da sitzt nun die arme Zeit, jammert und ruft Hülfe vom Himmel herbei. Nun steigt die Glory abermals vom Himmel herab, begleitet von allen Tugenden und öffnet den Kerker der Zeit. Die letztere begibt sich nach Rom, wo die Canonisirung stattfinden soll. Unterdeß öffnet sich die Hölle und alle Teufel tanzen ihren eigenen Todestanz, denn ihre Macht ist

für immer dahin. Ein großes Begräbniß dieser teuflischen Macht im Geleit aller trauernden Laster und Unholde bereitet das andächtige Publikum auf die brillante Schlußscene vor. Die Stadt Rom hat durch die Canonisirung Ignatii einen neuen, den schönsten Schmuck erhalten und schickt Boten nach allen Welttheilen aus, um ihr Glück zu verkünden. Da huldigen alle Länder dem Heiligen und bieten ihm goldene Kronen an. Die Societät Jesu bedankt sich im Namen ihres Stifters für die ihm widerfahrenen Ehren und stellt alle Thaten und Wunder desselben dem Publikum in einer Reihe von Bildern vor Augen. Zuletzt aber kommt die vom König von Spanien gesandte goldene Statue des Heiligen auf einem Triumphwagen, den die Tugenden ziehen und die Liebe Gottes kutschirt. Hinter dem Heiligen steht die Glory und hält ihm die Krone der Unsterblichkeit über den Kopf. Hinter dem Wagen aber wird die gefesselte Sünde zum Spott herumgeführt und heult wie ein Hund.

Man kann dieses Spektakelstück als Muster des Jesuitengeschmacks betrachten, wie er sich in allen von den Jesuiten veranstalteten Festen und Schauspielen wiederholt hat.

Es versteht sich von selbst, daß der General und die obersten Leiter des Ordens allein das politische Verständniß bewahrten und daß diese klugen Menschenkenner sich ihre Organe auswählten, um als diplomatische Beichtväter den Höfen zu schmeicheln, als Gelehrte den Ruhm ihrer Schule zu verbreiten und als opferfreudige Missionäre mit dem apostolischen Heiligenschein ihr I. H. S. zu umkränzen. Diese Männer dienten nur als Mittel und die letztern waren in das politische Geheimniß nicht eingeweiht. Wir finden daher, namentlich unter den deutschen Jesuiten, die reinsten und achtungswürdigsten Charaktere, wie die Dichter Balde, Spee und Angelus Silesius, die Missionäre Verbiest, Schall, Tiefenthaler in China und Indien, Sepp in Südamerika. Der Tiroler Anton Sepp kam 1692 nach Paraguay und schildert in rührender Weise den heiligen Frieden dieser großen Mission. Man hatte ihn berufen, um die Musik unter den Indianern zu fördern, und so sehen wir ihn in seiner naiven Reiseschilderung unter den Indianern

sitzen, die seinem Spiel und Gesang wie dem christlichen Orpheus lauschen. Man muß also unterscheiden und nicht allen Jesuiten als solchen alles vorwerfen, was dem Orden zur Last fällt.

Erst gegen das Ende seiner Thätigkeit machte der Orden Versuche, sich eine gewisse selbständige Stellung zwischen dem Papstthum und den katholischen Großmächten zu erringen. Seine Missionäre sammelten in Paraguay die wilden Indianer um sich her, behandelten sie menschlich und regierten unter ihnen so musterhaft, daß sich hier ein von der spanischen Regierung unabhängiger Jesuitenstaat bilden konnte, der seine Grenzen den spanischen Colonisten mit Recht versperrte, weil dieselben durch ihre Habgier, durch ihre Laster und Gewaltthätigkeiten den Frieden des Missionsstaates nur gestört haben würden. Aber die Selbständigkeit des letztern mißfiel doch der spanischen Regierung. Sie trat daher Paraguay an Brasilien ab und duldete die endliche Vertreibung der Jesuiten aus diesem Lande, nachdem die bekehrten Indianer sich für ihre geistlichen Hirten ritterlich gewehrt hatten. Hier war das Recht jedenfalls auf Seite der Jesuiten, obgleich es auch wohl richtig ist, was v. Lang zu diesem Ereigniß bemerkt hat. „So schön und idyllisch das Bild des Priesterstaates in Paraguay war, so verwandelte sich doch unnatürlicher Weise die Rolle eines evangelischen Lehrers in die eines Pflanzers, die eines Pflanzers fortschreitend in die eines Kaufmanns und endlich in die einer mit weltlicher Macht zu regieren entschlossenen Handelsgesellschaft."

Eine Zeitlang hatten auch die Jesuitenmissionäre in China so großen Einfluß erlangt, daß man schon erwartete, sie würden dieses mächtige Reich zum Christenthum bekehren. Sie wollten aber, um diesen Zweck zu erreichen, dem Heidenthum in China wenigstens anfangs noch einige Concessionen machen. Auch das erregte den Verdacht in Europa, sie trachteten nach einer unabhängigen Macht. Da sie nun in ihren weit zerstreuten Missionen auch Handel trieben und große Reichthümer zusammenhäuften, so wurden sie darum beneidet und ihre Schätze fingen an die habgierigen Blicke geldbedürftiger Staatsmänner auf sich zu ziehen. Die katholischen Höfe waren nicht mehr so bigott wie früher; indem sie unter dem Segen der

Kirche und mit Erlaubniß der Beichtväter sich in allen Ueppigkeiten und Lastern des wiedererweckten Heidenthums gewälzt, wurde ihnen das Christenthum lästig und die bisherige Scheinheiligkeit lächerlich. Ludwig XIV. selbst ergötzte sich am Tartuffe, einem Lustspiel, welches die fromme Heuchelei der Jesuiten verspottete, und der Atheist Voltaire wurde der Liebling des französischen Hofes. Auch in Spanien, Portugal, Neapel, Oesterreich wurde die sog. Aufklärung Mode. Was brauchte man da noch Jesuiten? Der Compromiß mit Rom hatte sich überlebt. Man nahm den Jesuiten ihr Geld, jagte sie fort und zwang den gehorsamen Papst den Orden ganz aufzuheben.

Indessen war der Orden nur scheintodt. Die Exjesuiten arbeiteten als Lehrer, Beichtväter und in allerlei Lebensstellungen heimlich fort. Auch nahmen Neid und Eifersucht bei den andern Mönchsorden gegen die Jesuiten jetzt ein Ende. Namentlich die Dominikaner, die ihnen früher am heftigsten opponirt hatten, schloßen sich jetzt an sie an.

Eine neue Organisation nahm der Jesuitenorden mit Weglassung des bisherigen Namens in den Brüder- und Schwesterschaften zum Herzen Jesu an. Wie nach altem heidnischen Mythus Athene das Herz des von den Titanen zerrissenen Dionysos rettete, um ihn in neuer Gestalt wieder aufleben zu lassen, so zog sich die Gesellschaft Jesu jetzt in das Herz Jesu zusammen und hoffte auf die künftige Auferstehung, die denn auch wirklich schon während der Erschütterungen Europas durch die französische Revolution zuerst nur heimlich in Neapel und Polen, 1814 aber öffentlich erfolgte, denn Papst Pius VII. stellte in diesem Jahr den Jesuitenorden wieder her. Ein Extrem rief hier das andere hervor. Der Orden wurde durch die Aufklärung gestürzt, die Aufklärung führte zu den Greueln der Revolution, und aus Ekel und Schauer vor diesen Greueln wurde man wieder bigott.

In dieser Gegenüberstellung liegt das Problem der Zukunft. Es handelt sich um die zwei wichtigsten, zugleich kirchlichen und politischen Principe. Nach dem einen, dem jesuitischen, können die Völker niemals zurechnungsfähig, niemals mündig, sondern müssen immer wie Kinder gegängelt und in Zucht gehalten werden. Nach dem andern Principe, dem revolutionären, sind alle Menschen frei

und gleich und haben das Selbstbestimmungsrecht, wobei vorausgesetzt wird, jeder sey nicht nur gleich berechtigt, sondern auch gleich befähigt, und nur das sey Gesetz, was die Mehrheit beschließe. Nach dem einen Princip geht alle Gewalt von oben, nach dem andern von unten aus. Beide Principe auf die Spitze getrieben gehen der Wahrheit vorbei, daher man wie mit dem einen, so mit dem andern auf die Dauer allemal bankerott macht. Die Menschen sind nicht durchaus eine so träge, dumme und leichtgläubige Masse, daß sie nur von Jesuiten regiert werden könnten. Gegen diese Herrschaft und namentlich auch gegen die schlechten Mittel, deren sie sich zu ihrem Zweck bedienen, wird der Widerspruch nie aufhören. Eben so wenig aber wird jemals das Ideal einer Republik gleich befähigter und berechtigter Bürger zu verwirklichen seyn.

Eine der geistreichsten Auffassungen des Jesuitenordens war die des Franzosen Edgar Quinet nach dem Sturze der ältern Linie Bourbon. Derselbe ließ nicht nur das große Talent des Ordens, sondern namentlich auch das Verdienst seiner Missionen gelten. Aber er unterschied sehr scharf die Jesuitengenerale, Jesuitenbeichtväter und politischen Agenten des Ordens, bei denen die politische Leitung war, und die frommen Väter, Gelehrte und Missionäre, die geleitet wurden. „Was die Jesuiten mit einer Hand, sagt Quinet, im Namen des Evangeliums aufrichten, das zerstören sie mit der andern im Namen der Politik. Deswegen war auch das Blut ihrer Märtyrer unfruchtbar und wuchsen daraus nur Dornen.“ Ein Todeshauch geht immerwährend von dem Orden aus und daß der Orden aus seinem eigenen Grabe wieder auferstanden ist, hat diesen Todtengeruch nur verstärkt. Quinet bemerkt mit Recht: „Ueberall, wo eine Dynastie ausstirbt, sehe ich eine jener düstern Gestalten jesuitischer Beichtväter aus der Erde hervorsteigen und sich wie ein böser Geist hinter ihr erheben, um sie sanft und väterlich in den Tod zu ziehen: Den Pater Nidhart bei dem letzten Habsburger in Spanien, den Pater Auger bei dem letzten Valois, den Pater Peters bei dem letzten Stuart.“ Er vergaß hinzuzufügen, auch bei der Tochter des letzten Wasa, bei dem letzten König aus der ältern Linie Bourbon, und jetzt dürfen wir noch hinzufügen, den Pater

Claret, jesuitischen Beichtvater der vertriebenen Königin Isabella von Spanien und den des vertriebenen König von Neapel. Nur insofern ist Quinet's Urtheil einseitig, als er in der Arglist und Immoralität des Jesuitenordens einen ausschließlich italienischen Charakterzug erkennen will und es beklagt, daß die gleichsam ehrliche französische Politik erst durch die Jesuiten vergiftet worden sey. Die Wahrheit ist, daß die Jesuiten immer nur die gehorsamen Diener der dynastischen Politik der französischen Könige gewesen sind, niemals selbständig und maßgebend auf dieselbe eingewirkt haben, sondern immer nur Mittel für sie waren.

VII.

Die katholische Reaction im 17. Jahrhundert.

Da sich nun der nördliche Theil Deutschlands von Rom losgerissen hatte, der südliche fast ganz in den Banden Roms verblieben war, die germanische Reformpartei aber selber in mehrere Kirchen und Sekten sich spaltete, war nichts natürlicher, als daß Rom und die mit ihm verbündeten katholischen Mächte die Hoffnung faßten, die ganze Reformation wieder rückgängig und den Norden, wenn auch nur allmälig, wieder katholisch zu machen. Um diesen Zweck zu erreichen, verbanden sich die katholischen Großmächte, dem Jesuitenorden diese beabsichtigte Rekatholisirung der germanischen Welt zur besondern Aufgabe zu machen, ihm deshalb alle denkbaren Privilegien zu gewähren und mit Zustimmung des Papstes gewissermaßen die ganze Macht der Kirche in ihre Hände zu legen. Der Habsburger in Spanien, Philipp II., hatte die eigentliche Oberleitung dieser ganzen Reaktion gegen den Protestantismus und der Papst war ganz von ihm abhängig, wie auch die deutschen Vettern in Oesterreich es waren. Die Bourbons in Frankreich wollten freilich die habsburgische Macht nicht vergrößern, hielten es aber ihrem

Interesse und den romanischen und katholischen Sympathien, wie sie nun einmal in Frankreich vorherrschten, für angemessen, die Hegemonie im katholischen Europa wenigstens mit Habsburg zu theilen, und gingen darauf aus, die Jesuiten soviel als möglich auf ihre Seite zu ziehen, was ihnen auch schon im 17. Jahrhundert gelungen ist. Daher wetteiferten sie, die Jesuiten zu begünstigen, und rotteten die Protestanten in Frankreich selbst mit Feuer und Schwert aus. Auch adoptirten sie den politischen Despotismus jenes spanischen Philipp, den berüchtigten dominatus absolutus, bekämpften mit der deutschen Reformation zugleich auch die politische Freiheit und unterdrückten alle Reste altfränkischer Volksrechte und ständischer Vertretung, die sich in Frankreich noch erhalten hatten, wie die Habsburger dasselbe in Spanien und in Oesterreich thaten. Und zwar folgerichtig. Denn beides, die Kirchenverbesserung und die Wahrung der Volksrechte waren germanischer Natur. Der Romanismus konnte sie von politischer wie von kirchlicher Seite nur durch ihr Gegentheil, Despotismus und Hierarchie, zu überwältigen hoffen. Dem spanischen Philipp bot die Entdeckung und Eroberung der neuen Welt jenseits des atlantischen Oceans ungeheure Goldschätze zur Führung des Kampfs in Europa und sogar eine gewisse Aussicht auf die Weltmonarchie dar. Daher sein grenzenloser Uebermuth.

Gleichwohl geriethen seine Unternehmungen, Dank sey es der ausdauernden Tapferkeit der calvinischen Holländer und Engländer, in's Stocken. Da aber Calvinisten und Lutheraner sich nicht vereinigen konnten, nahmen die Jesuiten im Anfang des 17. Jahrhunderts den Plan des spanischen Philipp wieder auf und hofften ihn diesmal durch einen Druck auf die deutschen Lutheraner leichter durchsetzen zu können. Denn diese Lutheraner hatten sich unter der Leitung der sächsischen Kurfürsten oft genug schwach und unklug benommen und sich den Calvinisten feindlicher gezeigt als den Jesuiten. Die Weltlage war überhaupt den Jesuiten damals günstig. Frankreich unter dem schwachen Ludwig XIII. ließ die Habsburger gewähren, Jakob I. von England, der Sohn Maria Stuarts, war dem Katholicismus zugeneigt, Holland durch die Intriguen des

Oraniers gelähmt, der Pfälzer Kurfürst Friedrich als Haupt der Calvinisten zwar ehrgeizig, aber unfähig und unvorsichtig, sein bayerischer Vetter Herzog Maximilian ganz in den Händen der Jesuiten und ein Werkzeug Oesterreichs, die schwachen Nachkommen Philipps in Spanien, Neapel und der Lombardei ebenfalls ganz von den Jesuiten geleitet und der sächsische Kurfürst, ein eben so einfältiger Regent, ließ sich durch seinen fanatisch lutherischen Hofprediger Hoë und durch arglistige Beschmeichelungen von Seiten Oesterreichs bethören, sich mit den Katholiken gegen die Calvinisten zu verbünden.

Der durchaus von den Jesuiten geleitete und katholischerseits muthwillige Angriff auf die deutschen Protestanten begann fast gleichzeitig auf verschiedenen Punkten. Der bayerische Maximilian überfiel mitten im Frieden die freie Reichsstadt Donauwörth und machte sie katholisch. Die Katholiken in Graubündten ahmten durch plötzlichen Ueberfall der Reformirten in dem berüchtigten Veltliner Mord die Pariser Bartholomäusnacht nach und Kaiser Ferdinand II. vernichtete eigenmächtig die Privilegien der Evangelischen in Böhmen. Das ganze protestantische Deutschland hätte nun wie ein Mann gerüstet dastehen sollen, um sich gegen so bübische Angriffe wirksam zu vertheidigen. Aber es geschah nicht, weil die lutherischen und calvinischen Fürsten nicht einig waren. Nur Kurfürst Friedrich von der Pfalz rüstete zum Kriege und ließ sich von den empörten Böhmen zum König wählen, nachdem er doch selber in seiner Bornirtheit den fanatischen Ferdinand II. zum Kaiser hatte wählen helfen. Auch stieß derselbe durch den Fanatismus seines calvinischen Hofpredigers die Lutheraner dermaßen vor den Kopf, daß Sachsen sich gradezu gegen ihn mit dem Kaiser verband. Da nun Friedrich eben so wenig ein Feldherr als ein Staatsmann war, erlitt er die schmähliche Niederlage bei Prag, worauf Ferdinand das furchtbarste Blutgericht hielt und die Protestanten in allen seinen Erbstaaten hinrichten ließ, alle ihres Vermögens beraubte und zur Auswanderung zwang, wenn sie sich nicht wieder katholisch machen ließen. Der schwache Dänenkönig wollte sich zum Beschützer des Protestanismus gegen den Kaiser aufwerfen, erlitt aber ebenfalls nur Niederlagen.

Im Beginn dieser Kämpfe war Kaiser Ferdinand II., dem in seinen Erblanden Ungarn, Böhmen und Oesterreich überall die evangelischen Stände und Bevölkerungen gleich sehr grollten, zu schwach, um auf eigenen Füßen zu stehen, und mußte sich der Hülfe der sog. katholischen Liga bedienen, eines Bundes Bayerns und der geistlichen Kurfürsten, dem auch die Spanier von Italien und den Niederlanden aus beistanden und an dessen Spitze der bayerische Maximilian gestellt worden war, um seinem Ehrgeiz zu schmeicheln. Diese Schmeichelei ging von den Jesuiten aus, war aber trügerisch, denn die Jesuiten dachten sic vos, non vobis und wollten nur, daß er in blindem Eifer der Sache der Habsburger dienen solle, bis der Kaiser mit seiner Hülfe erst Böhmen und den Pfälzer überwältigt und in den österreichischen Erbstaaten selbst wieder freie Hand gewonnen hätte. Sobald dies geschehen war, warb der berühmte Wallenstein als Werkzeug der Jesuiten, die ihm eifrig dazu beistanden, dem Kaiser ein großes selbständiges Heer, wodurch ihm die Hülfe Maximilians mehr und mehr entbehrlich wurde. Offenbar war es die Absicht der Jesuiten, aus Ferdinand II., den sie von früher Jugend an für diese Rolle vorbereitet hatten, einen Philipp II. zu machen, das Haupt der habsburgischen Dynastie und der ganzen katholischen Welt, wozu sich die spanischen Habsburger wegen Verstandes- und Charakterschwäche jetzt nicht mehr eigneten. Wallenstein war durch seine Siege über den Dänenkönig Gebieter in Norddeutschland geworden und Herr der Lage. Die Protestanten mußten sich alles gefallen lassen, was der Kaiser ihnen vorschrieb. Derselbe erließ nun auf dem Reichstag zu Regensburg im Jahr 1629 das verrufene Restitutionsedikt, durch welches zwar nicht die ganze Reformation rückgängig gemacht, jedoch den Protestanten ein großer Theil ihres bisherigen Besitzstandes entrissen wurde, vornehmlich die säcularisirten Bisthümer und Klöster. Hätte man den Protestanten gleich alles nehmen wollen, so würde man sie zur Verzweiflung gebracht und Scandinavien, England, Holland und die Schweiz in die Waffen gerufen haben. Durch eine halbe Schonung hofften die Jesuiten leichter zum Ziele zu gelangen. War erst der Besitzstand katholischer Fürsten in Deutschland wieder bedeutend ver-

größert, so hatte man dadurch eine neue Operationsbasis gewonnen, von welcher aus man weiter annektiren konnte.

Dieser, man kann nicht leugnen klug ausgedachte Plan der Jesuiten wurde aber plötzlich durchkreuzt durch die zähe und unwiderstehliche Macht des deutschen Partikularismus oder jenes Schlangenknäuls fürstlicher Oligarchie, welcher Deutschland schon seit Jahrhunderten umstrickt hielt. Der religiöse Eifer war bei der großen Mehrheit der deutschen Fürsten immer nur erheuchelt gewesen. Sie hatten nicht an die Pflichten gegen Gott, sondern nur an ihr dynastisches Interesse gedacht. Jetzt aber sahen nicht nur die protestantischen, sondern auch die katholischen Kurfürsten, Fürsten und Herrn ihren Besitzstand auf's äußerste gefährdet. Hatte doch Wallenstein gedroht, man werde ihnen ihre Fürstenhüte herunterziehen, sie auf die Seite schieben und die Alleinherrschaft des Kaisers im Reiche wieder herstellen. Also einigten sich alle Fürsten jeglicher Confession gegen den Kaiser und drohten ihn zu verlassen, wenn er ihre dynastischen Rechte kränke, gelobten ihm aber Treue, wenn er den gefährlichen Wallenstein entferne und die Ueberwachung der Protestanten wieder ausschließlich der katholischen Liga unter dem berühmten General Tilly überlasse. Nun hegte der Kaiser selber einiges Mißtrauen gegen seinen allzu glücklichen und allzu kühnen Feldherrn Wallenstein und auch die Jesuiten scheinen dieses Mißtrauen getheilt zu haben, sonst würden sie ihr bisheriges Werkzeug nicht so bald aufgegeben haben. Den Ausschlag gab der Papst selbst und in zweiter Linie Frankreich, denen nichts unangenehmer gewesen wäre, als wenn das deutsche Reich unter einem Kaiser wieder einig und stark geworden wäre. Wenn auch ein katholischer Kaiser den Protestantismus völlig unterdrückte, so konnte er doch hinfort gleich den ältern Kaisern wieder ghibellinische Politik treiben und das war es, was Rom und Frankreich am wenigsten wollten.

Hier liegt wieder der Beweis klar zu Tage, daß die Religion auch dem Papst nur zum Vorwand diente und daß der romanische Racenhaß und Racenübermuth allein die Seele des Papismus war. Nur damit Deutschland nicht einig werde, schonte jetzt der Papst

die Protestanten und ließ sich mit Frankreich in die Intrigue ein, die dem Kaiser in dem kriegskundigen König Gustav Adolf von Schweden einen neuen gefährlichen Feind erweckte. Frankreich rief die Schweden und zahlte ihnen Geld, um die Protestanten wieder gegen den siegreichen Kaiser zu unterstützen, nur damit Deutschland nicht einig werde. Zuvor aber wurde Wallenstein auf die Seite geschafft. Die Jesuiten, die ihn bisher so hoch gehoben hatten, verließen ihn jetzt, um den bigotten, ganz von ihnen abhängigen Kaiser gegen ihn einzunehmen. Wäre Wallenstein an der Spitze der kaiserlichen Armee geblieben, so würde er die Schweden von Deutschland schon abgehalten und ein strenges kaiserliches Regiment in ganz Deutschland durchgesetzt haben. Damals war Wallenstein weit entfernt, den Kaiser verrathen zu wollen. Er wurde vielmehr vom Kaiser auf Antrieb der Jesuiten verrathen. Dieser Kaiser aber hatte nicht eigenen Geist genug, um zu begreifen, welches heillose Spiel man mit ihm trieb. In einem Augenblick, wie er vielleicht in Jahrhunderten nicht wiederkehrte, in welchem es in seiner Hand lag, der vielköpfigen Fürstenherrschaft in Deutschland für immer ein Ende zu machen und Wallenstein's Programm: „Wie in Spanien und Frankreich, so solle auch in Deutschland nur ein Einziger herrschen!" durchzuführen. Er gab den Jesuiten, dem Papst und dem Particularismus nach und dankte Wallenstein ab.

Zu spät merkte der Kaiser, daß er nicht gut berathen gewesen sey, denn kaum war Wallenstein beseitigt und Norddeutschland nicht mehr von ihm gehütet, so landete Gustav Adolf mit seinem schlagfertigen Heere und erfocht Sieg auf Sieg über den alten Tilly. Da warf sich der erschrockene Kaiser wieder in die Arme Wallensteins, der ihm auch mit wunderbarer Schnelligkeit eine große Armee herstellte, sich aber wie billig vor neuem Undank sichern wollte und daher Vollmachten vom Kaiser verlangte und erhielt, die ihn mit seinem Heer fast unabhängig machten. Auch damals hat er den Kaiser nicht verrathen, sondern sich nur für alle Fälle eine Hausmacht gründen wollen, um als Herzog von Mecklenburg, Sagan und Friedland einen Sitz unter den übrigen deutschen Fürsten einzunehmen. Er ließ in seiner Seele nicht lesen und Urkunden sind

nicht vorhanden. Es bleibt daher ungewiß, ob die Thatsache, daß er auch Tausende von Protestanten für sein Heerlager warb, aus dem Bedürfniß, überhaupt Leute zusammenzubringen, oder aus einer Rücksicht auf die protestantische Bevölkerung seiner großen Besitzthümer in Mecklenburg und der Lausitz erklärt werden darf? Andererseits waren seine Besitzthümer in Norddeutschland, die er mit Bewilligung des Kaisers erhalten hatte, auch trefflich gelegen, um die protestantischen Fürsten von Sachsen, Hannover, Brandenburg und Pommern in Schach zu halten. Jedenfalls wurde er erst allmälig durch die jesuitische Intrigue am kaiserlichen Hofe dahin getrieben, zu seiner eigenen Sicherheit sich mehr auf seine deutschen Generale und Truppen zu verlassen, als auf die italienischen, und er mochte wohl, wenn er doch einmal mit dem Kaiser brechen mußte, an eine Befreundung mit den Protestanten denken, um an ihrer Seite eine feste Stellung dem Kaiser gegenüber zu gewinnen. Da raffte ihn der Meuchelmord hin, den die italienischen Generale seines Heeres an ihm und zwar in nothwendiger Folgerung aus der Jesuitenintrigue begingen.

Die Jesuiten fuhren fort, den Kaiser zu bethören, obgleich sie schon das habsburgische Interesse dem französischen aufgeopfert hatten. Es gelang ihnen indeß doch nicht ganz, das römische Interesse mit dem französischen zugleich ohne die Hülfe Habsburgs triumphiren zu machen. Indem sie den Kaiser schwächten, mußten sie auf das Restitutionsedikt verzichten, denn der Kaiser ließ sich durch seine Besorgniß vor Frankreich zu einem engern Bündniß mit Sachsen im Prager Frieden bewegen, wodurch die Durchführung jenes Restitutionsedikts unmöglich wurde. Die Jesuiten mußten ihren bittern Groll darüber verbeißen.

Es ist nicht unwichtig, bei diesem Wechsel der Jesuitenpolitik auch den Blick auf Bayern zu werfen. Bayern wurde damals schändlich betrogen. Herzog Maximilian erfuhr von den Jesuiten, nachdem er so großen Eifer gezeigt und so viele Opfer gebracht hatte, denselben Undank wie der Kaiser, und er war ihnen gut genug, dem Kaiser, den sie immer noch an sich zu fesseln suchten, mit der Schwächung Bayerns einen Ersatz zu gewähren, indem sie

ihm unter Johann von Werth einen großen Theil seines Heeres ab- und in österreichischen Dienst hinüberführten. Dieser bayerische Maximilian ist von katholischen Geschichtschreibern (namentlich auch von dem sonst urtheilsfähigen Görres) sehr überschätzt worden. Wenn er aber auch mit mehr Besonnenheit die Schritte der Jesuiten und des Kaisers überwacht hätte, würde er, zwischen Frankreich und Oesterreich eingekeilt, doch immer der einen oder andern dieser beiden Großmächte haben dienen müssen. Bayern war und ist zu klein, um eine selbständige Politik befolgen zu können; es würde daher, anstatt sich bald auf die habsburgische, bald auf die französische Seite zu werfen, besser gethan haben, wenn es weder der einen noch der andern dieser Deutschland ewig feindseligen Mächte, sondern immer nur dem großen deutschen Nationalinteresse gedient hätte.

Nachdem Maximilian gestorben war, regierte seine Wittwe während der Minderjährigkeit des neuen Kurfürsten Ferdinand Maria und hegte eine gerechte Entrüstung über die Jesuiten, täuschte sich aber, sie könne den großen Einfluß dieses Ordens in Bayern vom Hofe aus durch einen bloßen Handstreich beseitigen. Sie stellte den Jesuiten die Theatiner entgegen und machte sie zu Beichtvätern und Hofpredigern. Allein dieser junge Mönchsorden war viel zu wenig zahlreich und energisch, um auf die Dauer mit den Jesuiten concurriren zu können. Lang erzählt uns in seiner Geschichte der Jesuiten in Bayern den lächerlichen Wettstreit zwischen Theatinern und Jesuiten in München. Die erstern hatten im Jahr 1656 in ihrer Kirche daselbst ein Bild des h. Cajetan, ihres Lieblingsheiligen aufgestellt, auf dem gemalt war, wie er die Pest in Neapel gestillt haben soll. Die Jesuiten erklärten dieses Wunder für erlogen und schrieben es vielmehr ihrem Lieblingsheiligen, dem Franz Xaver zu. Der junge Kurfürst erhob nun den Jesuiten zum Trotz jenen Cajetan zum Schutzpatron des Hauses Wittelsbach und der Stadt München. Bald aber hatten die Jesuiten wieder die Oberhand.

Eben so wenig wurden sie aus Wien vertrieben, vielmehr ein von ihnen veranlaßtes Attentat auf das Leben Kaiser Leopolds I. (ein Vergiftungsversuch) vertuscht. Sie fuhren fort, die Protestanten

(diesmal besonders in Ungarn) zu verfolgen, und im fanatischen Haß gegen die Protestanten war Leopold I. mit Ludwig XIV. völlig einverstanden. Das war das Band, mit welchem die Jesuiten trotz aller politischen Rivalität die Häuser Habsburg und Bourbon immer wieder verknüpften. Hob doch Ludwig XIV. das Edikt von Nantes auf und verfolgte die Reformirten in Frankreich mit denselben Dragonaden, wie Leopold I. die reformirten Ungarn. In einer höchst charakteristischen Weise ließ sich Leopold von den Jesuiten vorzugsweise durch den Mariencultus bethören, ganz so wie in unsern Tagen Papst Pius IX. wieder durch dasselbe Mittel von den Jesuiten bethört wurde. Von Franzosen und Türken bedrängt, von heillosen Intriguen umstrickt fand Leopold einen beständigen guten Trost in der Ueberzeugung, die ihm die Jesuiten beigebracht hatten, daß unter allen Umständen die h. Jungfrau seine himmlische Beschützerin sey.

Wenn der nachfolgende Kurfürst von Bayern, Max Emanuel, ein fluchwürdiges Andenken in der Geschichte hinterlassen hat, sofern er Deutschland an Frankreich verrieth und im spanischen Erbfolgekriege der eifrigste Bundesgenosse Ludwigs XIV. wurde, so entschuldigt ihn doch einigermaßen der wiederholte Undank des Habsburgers, denn Leopold I. betrog ihn um die Bezahlung der großen Kriegskosten, welche der Kurfürst aufgewendet hatte, um dem Kaiser gegen die Türken beizustehen.

Dem unverjährten Reaktionsplane der Jesuiten entsprach es, den Protestanten auch unter der Hand ohne Krieg, nur durch heimliche Bekehrungsversuche an protestantischen Höfen Abbruch zu thun und wo möglich ganze Länder zu entfremden. Zu diesem Zweck wurden von Paris und insbesondere auch von Venedig aus verführerische Tänzerinnen und Opernsängerinnen an jene Höfe geschickt, um junge und alte Fürsten zu verführen, desgleichen Glücksritter von schöner Gestalt, Kühnheit und Schlauigkeit, Spieler, Geheimnißkrämer, Don Juans, Großkophtas, Casanovas, um vornehme Damen zu verführen. Auch wo es nur reiche Erbinnen von nicht regierenden Häusern galt, waren die jesuitischen Tartüffes immer bei der Hand, um schwache Herzen und Sinne zu verführen. Die Conver-

sion Christinens, der Tochter Gustav Adolfs von Schweden, machte großes Aufsehen, hatte aber keine wichtige Folge. Merkwürdig ist ein von Theiner enthüllter Versuch der Jesuiten, den ersten König von Preußen Friedrich I. zur katholischen Kirche hinüberzulocken. Sie schmeichelten ihm nämlich, das Haus Hohenzollern sey von der Vorsehung bestimmt, dereinst den größten Einfluß auf Deutschland zu üben, werde ihn aber nie erlangen, wenn es nicht zur katholischen Kirche übertrete, und sie riethen ihm deshalb, die neue preußische Königskrone aus den Händen des h. Vaters zu empfangen. Diese jesuitische Intrigue hängt genau mit dem Wechsel zusammen, der überhaupt in der Jesuitenpolitik seit Wallenstein's Katastrophe vorgegangen war, sofern sie seitdem die Habsburger an jedem neuen Versuch, in Deutschland zu erstarken und Deutschland zu einigen, hinderten und dagegen der Vergrößerung Frankreichs dienten.

Es gelang ihnen zu derselben Zeit, am Ende des 17. Jahrhunderts, den lutherischen Kurfürsten Friedrich August von Sachsen katholisch zu machen, was demselben zwar half, unter dem Namen August II. König von Polen zu werden, wodurch den Wettinern in Sachsen aber der alte Ruhm, Luther's Beschützer gewesen zu seyn und unter den protestantischen Fürsten des deutschen Reichs den Vorrang gehabt zu haben, verloren ging. Die romanische Consequenz hat sich auch hier bewährt. Mit dem römischen Katholicismus zog am sächsischen Hofe die heidnische Renaissance im Triumph ein. Beides nach dem Vorbilde des französischen Hofes. Der neue König erschöpfte das arme Sachsenland durch unerhörte Lasten und Abgaben, um sich neue Paläste und Lustschlösser zu bauen und dieselben mit Gemälden und Seltenheiten auszufüllen, wobei der italienische Geschmack vorherrschte. Auch zog er viele Italiener der Oper und anderer Liebhabereien wegen nach Dresden. Von seinen Maitressen hatte er so viele Kinder als Tage im Jahr. Das erste Zimmer in seinem berühmten grünen Gewölbe, worin seine vergoldete Statue zu Pferde stand, ließ er mit lauter Bildern aus Ovids Verwandlungen ausstatten. Diese italienische Liebhaberei herrschte überall bei ihm vor. Daneben noch der orientalische Geschmack an Haremsscenen und Sultansvergötterung. Bei Festen ließ er sich gern im

Costüm des Sultans sehen und warf seiner Lieblingsdame das seidene Tuch zu. Galante Schäferscenen und Monarchenvergötterungen waren das Thema fast aller Schauspiele und Hoffeste. Da war jede Spur sowohl des lutherischen Geistes, als auch des germanischen Volksgeistes ausgetilgt und dem fluchwürdigen Doppelgötzen römischen Papstthums und heidnischer Renaissance zum Opfer gebracht. Das sächsische Volk aber litt zwar geduldig, was die Missethat seines Fürsten über dasselbe verhängte, blieb jedoch eifrig lutherisch.

Die jesuitischen Verführungen brachten den Fürstenhäusern schließlich nirgends Glück. Ihr erstes Opfer war das Haus Stuart in England. Auch die Bourbons in Frankreich, Neapel und Spanien nahmen aus demselben Grunde ein eben so erbärmliches Ende. Die Habsburger in ihrer spanischen Linie schon längst verkommen, hielten sich in Oesterreich am Concordat nur noch wie an einem schwachen Halm über dem Abgrund der Revolution. Die Welfen, im Mittelalter die großen Stützen des römischen Papstthums gegen den Germanismus, verschwinden gegenwärtig und die Nachkommen des sächsischen August haben die frühere Macht wohl für immer verloren. Alle die deutschen Fürstenhäuser, die sich je einmal an Rom verkauft haben, sprachen sich dadurch selber ihr Todesurtheil, mochte sich die Vollziehung auch um Jahrhunderte vertagen.

Wenn der Kaiser und die katholische Liga auch auf die größeren protestantischen Kurstaaten aus Politik Rücksicht nehmen mußten, so verfuhren sie dagegen völlig rücksichtslos den schwachen protestantischen Reichsstädten und kleinen Herrn gegenüber. Hier nur ein kleines Beispiel. Die Freiherrn von Aufseß, zur reichsfreien fränkischen Ritterschaft gehörig, waren lutherisch geworden und wurden deshalb in mehreren Generationen vom Bischof von Bamberg unablässig bedrängt und arglistig und gewaltthätig ihrer schönen Burgen und Güter beraubt, ohne daß sie vor Kaiser und Reich Recht hätten finden können. Fanden sie je einmal Recht, so geschah es erst nach Jahrzehnten und immer nur halb. Die Burg Freienfels wurde ihnen mit Gewalt genommen, in ein Kapuzinerkloster verwandelt und von hier aus wurden alle ihre lutherischen Unterthanen

gewaltsam katholisch gemacht. Die systematische Mißhandlung dieses standhaften Rittergeschlechts dauerte bis zum Jahr 1729 fort, in welchem der junge Sohn und Erbe von Aufseß seiner Mutter gewaltsam entführt und in Bamberg katholisch gemacht wurde. Als er aber heranwuchs, machte er sich frei, kehrte zu den Seinen zurück und wurde wieder Protestant. — Und was erleben wir jetzt? Vor wenig Wochen ist ein Sprosse dieses Hauses in Bamberg katholisch geworden.

VIII.

Drangsale der Protestanten in Oesterreich.

Die deutschen Oesterreicher waren keineswegs die letzten, welche sich zur Reformation bekannten. Schon im Jahr 1522 traten Speratus in Wien und 1524 Calixtus in Steyer als Reformatoren auf und nicht nur Bürger und Adel, sondern auch das Landvolk und die Bergleute nahmen in Masse die Ansichten Luthers an, weit mehr als die Calvins. Kaiser Karl V. trat dieser Geistesströmung in Oesterreich nur Anfangs, nachher weniger schroff entgegen, als in Spanien und den Niederlanden, weil er auf die Deutschen Rücksicht nehmen und wegen seiner Erwählung zum Kaiser die protestantischen Fürsten anfangs schonen mußte. Nachher übernahm sein Bruder Ferdinand die Verwaltung der österreichischen Erblande, mußte zwar im Allgemeinen der katholischen Politik seines Bruders folgen, that aber den Protestanten nicht wehe, sondern benutzte sie einigermaßen, um von seinem Bruder weniger abzuhängen und hauptsächlich, um den Plan seines Bruders zu durchkreuzen, der gern seinem Sohn Philipp die Kaiserkrone mit dem deutschen Erbe verschafft und den Bruder nach Spanien versetzt hätte. Als Moritz von Sachsen dem Kaiser untreu wurde, denselben bis nach Tirol verfolgte und sich mit Frankreich verband, war es Ferdinand, der im Einverständniß mit Moritz

seinen kaiserlichen Bruder zur Nachgiebigkeit nöthigte. Unter diesen Umständen erklärt es sich, warum die Lutheraner in Oesterreich in Ruhe gelassen wurden.

Sogar dann noch, als die Jesuiten ihren großen Reaktionsplan in's Werk zu setzen begannen, im Jahr 1551 zum erstenmal nach Wien kamen und ihr berühmter Pater Canisius (dessen Katechismus den heutigen Römlingen doch noch zu wenig römisch ist), den lutherischen Geist in der Bevölkerung rührig bekämpfte, blieb Ferdinand I. den Anhängern des letzteren immer noch gewogen und gestattete ihnen das Abendmahl in beiderlei Gestalt. Dasselbe that sein bayerischer Schwiegersohn, Herzog Albrecht, zum großen Aerger des damaligen Papstes Pauls V. Ferdinands Sohn, Kaiser Maximilian II., war den Protestanten noch mehr zugeneigt, dem spanischen Fanatismus noch mehr abgeneigt, proclamirte daher im Jahre 1568 in seinen Erblanden freie Religionsübung und im folgenden Jahr erhielt die evangelische Kirche in Oesterreich eine neue Agende, wobei vornehmlich die ausgezeichneten lutherischen Theologen Camerarius und Chyträus mitwirkten. Es war wohl zu bedauern, daß fast alle deutschen Reformatoren ihre ehrlichen deutschen Namen in so abgeschmackter Weise latinisirten, weil sie dadurch demselben Romanismus, den sie doch bekämpfen wollten, ein sprachliches, also auch geistiges Vorrecht zugestanden. Sie hätten nicht deutsch genug seyn können. Die lateinische Schule hat ihnen unendlich geschadet. Maximilian II. hätte etwas mehr Charakterstärke haben sollen. Sofern er die Jesuiten neben den Lutheranern zugleich duldete, verewigte er den Kampf und ließ den Ausgang unentschieden.

Zu noch größerem Unheil für die deutsche Reformation mußte der tollköpfige Flacius in Leipzig den Lutheranern wüthenden Haß gegen die Calvinisten einheitzen, was auch auf Oesterreich zurückwirkte. Man erkennt daraus, wie weise die Brandenburger Kurfürsten handelten, sofern sie sich schon vom Anfang der Reformation an um Aussöhnung der Lutheraner und Calvinisten und, sofern dieses nicht möglich war, wenigstens um ihre Parität bemühten. Hätten auch Sachsen und die Pfalz diese echt christliche und zugleich deutsche Politik befolgt, so würden die Protestanten in ihrer Ver-

einigung stark genug gewesen seyn, den Reaktionsplan der Jesuiten zu vereiteln und ihre Glaubensbrüder in Oesterreich zu schützen. Aber das unsinnige Toben des Flacius gab überall Aergerniß, ekelte den folgenden Kaiser Rudolf II. an und veranlaßte denselben, wieder mehr die katholische Partei zu begünstigen. Im Jahr 1581 begann in Wien Cardinal Khlesl seine unheilvolle Wirksamkeit zur Unterdrückung des Protestantismus und diese wurde nun Schritt vor Schritt gefördert. Ein Bauernaufruhr in Oberösterreich, wo alles lutherisch geworden war, rief nur noch strengere Gewaltsmaßregeln auf katholischer Seite hervor. Auch die Beschwerden der evangelischen Stände wurden nicht mehr beachtet. Erst als sich gegen Rudolf II., dessen Unfähigkeit notorisch war, sein Bruder Mathias empörte und den unzufriedenen Protestanten in Oesterreich, um sie auf seiner Seite zu haben, neue Freiheit gewährte, folgte auch Rudolf seinem Beispiel, machte den Protestanten gleichfalls Concessionen und gab den Böhmen den berühmten Majestätsbrief.

Dieser Gunst folgte aber nur zu bald eine desto größere Ungunst des Glücks. Denn der neue Kaiser Ferdinand II. war ganz von den Jesuiten geleitet und diente, wie bereits erörtert ist, deren großartiger Reaktionspolitik. Die katholische Liga unter dem Herzog von Bayern unterstützte ihn und sogar das lutherische Sachsen hielt zu ihm aus Haß gegen den Pfälzer Calvinisten, den die Böhmen zu ihrem König gewählt hatten. In der berühmten Schlacht bei Prag siegte die katholische Uebermacht und sofort wurde in allen österreichischen Erblanden unter schrecklichen Blutgerichten, Beraubungen und Verfolgungen der Protestantismus ausgerottet. In Böhmen, wo die Entscheidung gefallen war, wurden die Häupter des protestantischen Adels, wie auch der Bürger hingerichtet. Andere konnten sich nur durch die Flucht retten. Die protestantischen Prediger wurden hingerichtet, von Soldaten und Pöbel, den die Jesuiten anführten, mißhandelt und ermordet, wenn sie nicht flüchteten. Im böhmischen Martyrbüchlein, welches 1650 zu Basel gedruckt wurde, liest man ein langes Verzeichniß der gräßlichen Unterdrückungen der Religionsfreiheit in Böhmen. Ein Pfarrer wurde in seiner Kirche erschossen, ein anderer auf seinen Büchern verbrannt,

die man zu einem Scheiterhaufen aufrichtete; wieder andere dienten, an Bäume gebunden, den Soldaten zur Zielscheibe. Einen belegte man abwechselnd mit Eis und glühenden Kohlen, bis er starb. Alle Prediger und Lehrer der Protestanten, die nicht umkamen, mußten fliehen und keiner durfte sich mehr im Kaiserstaate blicken lassen. Ebenso alle protestantischen Bürger, die nicht katholisch werden wollten. Desgleichen der zahlreiche kleine Adel, dessen weit überwiegende Mehrheit aller seiner Güter beraubt wurde. Diese Güter schenkte der Kaiser seinen von den Jesuiten bevorzugten Günstlingen, großentheils Welschen, die daraus Latifundien machten, so daß fast ganz Böhmen nur noch wenigen, hohen Adelsgeschlechtern gehörte, die mit dem Kaiser und den Jesuiten wetteiferten, bis in's letzte Dorf hinein nicht nur dem Protestantismus, sondern auch dem Germanismus entgegen zu arbeiten und in Böhmen mit der Sklaverei der Bauern zugleich die unglaublichste Roheit und Verdummung zu fördern. Um alle Erinnerungen sowohl an die Reformation als an die Husitenzeit vergessen zu machen, erhoben die Jesuiten den heil. Nepomuk zum Nationalheiligen der Böhmen, priesen ihn in erlogenen Legenden, feierten ihm große Feste und ließen seine Statuen überall aufrichten.*) Böhmen sollte ganz und gar von der Ketzerei gereinigt werden, weshalb man sogar die Kirchhöfe ausräumte, alle protestantischen Leichen aus denselben hinausschaffte und vertilgte. Alle Bibeln, die man auffinden konnte, wurden verbrannt. Alle Kirchen wurden wieder katholisch geweiht und man zwang das Volk mit Säbeln und Prügeln, in die Messe zu gehen. An der Grenze zündeten die Protestanten zuweilen selber ihre Häuser an und flohen nach Sachsen.

Aus Rücksicht auf den damals mit ihm verbündeten lutherischen Kurfürsten von Sachsen und um sich das Reaktionswerk zu erleichtern, schlachtete der Kaiser seine Opfer nur einzeln nach einander ab, so daß, wenn das erste schon blutete, das zweite, dritte und vierte dem kaiserlichen Versprechen, es werde geschont werden, noch

*) Man vergleiche dazu die einläßliche kleine Schrift über den heil. Nepomuk von Abel.

traute. So wurden zuerst nur die Calvinisten und böhmischen Brüder (Husiten) verfolgt, später erst die czechischen Lutheraner und ganz zuletzt die deutschen Lutheraner. Die Hauptwerkzeuge der Drangsalirung waren die lichtensteinischen Dragoner, die nie vor dem Feinde gestanden, sondern aus dem verworfensten Gesindel zusammengeworfen und eigens dazu abgerichtet waren, wehrlose Männer, Weiber und Kinder auf's raffinirteste zu quälen, eine Henkerbande in Soldatenuniform. Sodann die polnischen Kosaken, die man als fanatisch katholische Hülfstruppen herbeigerufen hatte. Drittens die noch fanatischeren Bayern, die in der Liga zur ärgsten Grausamkeit abgerichtet waren und unter ihrem General Herbersdorf die Protestanten in Oberösterreich in furchtbarster Weise mißhandelten. Obgleich überall die brutalste Gewalt angewendet wurde, nahm doch der Kaiser den Schein an, als unterwerfe sich das Volk der Wiederbekehrung zur katholischen Kirche freiwillig und als werde es gleichsam nur von einem Zwange befreit, den ihm der Protestantismus angethan habe. Aus diesem Grunde mußten die armen Leute unter Prügeln und Säbelhieben einen Revers unterzeichnen, worin stand, sie seyen ganz ungezwungen und gern zur alten Kirche zurückgekehrt. Durch solche Mittel kam es dahin, daß, wie der Geschichtschreiber Pelzel sagt, Böhmen vor 1620 ganz protestantisch, ein paar Jahre später aber wieder ganz katholisch war.

Der lutherische Kurfürst von Sachsen nahm sich der Böhmen nur zum Schein in schwachen Vorstellungen, aber nicht im Ernst an. Es sey kein Religionskrieg, sagte er, sondern nur ein Regionskrieg. Ein sächsischer Minister schrieb damals an seinen Bruder in Wien: der Kurfürst nehme sich die Vertreibung der böhmischen Geistlichen nicht sehr zu Herzen. Er werde trotz aller zu erhebenden Klagen dem Kaiser nachgeben, wenn ihm nur die Lausitz nicht wieder abgefordert würde.

Schlesien wurde in derselben Weise gemaßregelt. Nur den kleinen schlesischen Fürstenthümern Breslau, Liegnitz, Oels, Wohlau, Brieg, Münsterberg war die Religionsfreiheit durch frühern Religionsfrieden verbürgt und der Kaiser schonte sie hauptsächlich um Sachsens willen, dessen ihm so nützliche Allianz er nicht verscherzen

wollte. Indem er dagegen die anderen kleinen schlesischen Fürstenthümer Schweidnitz, Jauer, Oppeln, Ratibor, die ebenfalls längst protestantisch geworden waren, für sich behielt und seinem Sohn, das Fürstenthum Jägerndorf aber seinem Liebling, dem zum Fürsten erhobenen Protestantenfresser Lichtenstein verlieh, übte er hier den Grundsatz cujus regio, ejus religio in der fürchterlichsten Strenge aus und ließ in diesen Fürstenthümern alle Einwohner mit Gewalt katholisch machen. Lichtensteins Dragoner zogen, vom Grafen Dohna geführt, von Jesuiten begleitet, von Stadt zu Stadt, von Dorf zu Dorf, lagerten sich bei Bürgern und Bauern ein, fraßen und soffen, nahmen weg, was ihnen gefiel, mißhandelten die Männer und Kinder und schändeten Frauen und Mädchen, bis die armen Leute endlich „zu Kreuze krochen", d. h. das ihnen von den Jesuiten vorgehaltene Crucifix küßten und katholisch wurden. Es gab dabei auch komische Scenen, denn die Angst machte viele Leute dumm und feig. So ließ Graf Dohna alle Einwohner der Stadt Breslau mit Einquartirung belasten, erklärte aber, jeder Bürger, der wieder katholisch werden wolle, werde augenblicklich von der Einquartirungslast frei werden. Um nun ihre Häuser vor gänzlicher Ausplünderung, ihre Weiber und Töchter vor Entehrung durch die Soldaten zu schützen, drängten sich eine Menge Bürger zu den Beichtzetteln und prügelten sie sich unter einander, um schnell genug ihre Katholicität beweisen zu können. Dohna aber rühmte sich lachend, Petrus habe am Pfingsttage nur 3000 Menschen, er aber noch viel mehr bekehrt. Die Bekehrungen selbst dienten den Soldaten und ihren jesuitischen Führern oft zum Spaß. Man hieb die Bauern so lange in die Kniekehlen, bis sie niederknieten. Man brachte große Hunde mit und hetzte mit ihnen die Bauern in die Messe. Man sperrte das Vieh ein und hinderte die Bauern, es zu füttern, bis das Gebrüll der armen Thiere und die Angst, um ihr Vieh zu kommen, die Bauern bewog, lieber katholisch zu werden. An den meisten Orten war das Raffinement der kaiserlichen Henker viel grausamer. Man sperrte eine große Menge Männer in einen engen Raum zusammen, eine Menge Frauen in einen anderen und ließ sie tagelang in diesem Zustand, bis Hunger und Durst, Hitze

und Gestank sie zwangen, katholisch zu werden, oder man quetschte sie einzeln in enge Käfige zusammen, in denen sie weder stehen, noch sitzen, noch liegen konnten. Man band junge Mütter fest und legte ihren Säugling ihnen gegenüber, daß sie ihn sehen und sein Gewimmer hören mußten, bis Mutterangst sie dazu brachte, lieber katholisch zu werden, als ihr Kind verschmachten zu lassen. Um das Abendmahl in beiderlei Gestalt zu verhöhnen, hieben die Dragoner einmal vor den Augen der Eltern deren Kind in zwei Stücke. Es ist daher heute noch in Schlesien sprichwörtlich, wenn einem etwas recht Greuliches zugemuthet wird, zu sagen: „Da möchte man katholisch werden".

Gleichwohl rühmten sich die Jesuiten, die Bekehrung nur durch Gründe und durch ihre Beredsamkeit zu Stande gebracht zu haben, eine durchaus freiwillige Bekehrung. Die vorher Unseligen seyen nun wieder der Seligkeit fähig geworden. Man nannte daher das ganze Gewaltverfahren mit grausamer Ironie nur eine Seligmacherei, die Dragoner Seligmacher. Das ganze System dieser Bekehrungen erhielt den Namen der Dragonaden und wurde später unter Ludwig XIV. in Frankreich bei der Verfolgung der Hugenotten nachgeahmt. Viele schlesische Protestanten flüchteten nach Sachsen und Brandenburg, aus der Stadt Löwenberg allein 1500 Menschen. Der dreißigjährige Krieg führte sächsische und schwedische Truppen nach Schlesien, von denen die Jesuiten vertrieben und der Protestantismus hergestellt wurde. Sobald aber die kaiserlichen Truppen zurückkehrten, wurden die protestantischen Einwohner wieder entsetzlich gemaßregelt. Um der katholischen Rache zu entgehen, wanderten alle Einwohner der Stadt Hirschberg mit den abziehenden Schweden aus und ließen die Stadt gänzlich leer zurück.

Erst unter Kaiser Joseph I. wurde den schlesischen Protestanten einige Erleichterung verschafft, weil sich der berühmte Schwedenkönig Karl XII. auf seinem Durchmarsch von Polen nach Sachsen ihrer annahm und der Kaiser überdieß den Jesuiten nicht mehr so hold war, wie früher, denn sie dienten jetzt mehr Frankreich als Oesterreich und halfen im spanischen Erbfolgekriege den Franzosen. Deshalb gab Joseph I. den Protestanten in Schlesien 125 Kirchen zurück und erlaubte ihnen, noch einige neue zu bauen.

Noch ist zu erwähnen, daß durch das unglückliche habsburgische System Schlesien wie Böhmen und alle habsburgischen Länder in ihrem Wohlstand zurückgehalten wurden. Um den Verkehr mit den protestantischen Nachbarn zu hemmen, wurde nicht nur die Einfuhr, sondern auch die Ausfuhr mit hohen Zöllen belastet. Kaiser Karl IV. aus dem Hause Luxemburg, der Wohlthäter Böhmens, gegen den sich nicht nur die husitischen Czechen, sondern auch seine habsburgischen Nachfolger undankbar erwiesen, hatte in Schlesien unter Anderem den Grund zu dem berühmten und einträglichem Leinwandhandel gelegt, indem er Weber aus Brabant in's schlesische Gebirge kommen ließ. Dieser Handel aber gerieth unter den Habsburgern in's Stocken und nur das Rohprodukt wurde ausgeführt, um im sächsischen Erzgebirge und in Brabant verarbeitet zu werden. In allen ihren Erbstaaten hemmten die Habsburger die Fortschritte des Ackerbaues, der Industrie und des Handels absichtlich, denn dumme Bauern und arme Bürger ließen sich besser im blinden Gehorsam erhalten, während die Intelligenz, die zur Förderung der materiellen Interessen, zur rationellen Benutzung der Naturschätze und Naturkräfte führt, auch der geistigen und politischen Freiheit zu Gute kommt, Dingen, die in Wien, wie in Rom auf's äußerste gehaßt und bekämpft wurden.

In Ungarn ging es nicht besser. Erst in neuerer Zeit konnte der edle Graf Sczechenyi Gelegenheit gewinnen, auf die furchtbare Vernachlässigung Ungarns durch die lange habsburgische Mißregierung hinzuweisen und darauf aufmerksam zu machen, wie sträflich man versäumt habe, den Naturreichthum Ungarns nutzbar zu machen. Die vielen verheerenden Kriege und der Einbruch der Türken waren nicht allein daran schuld. Auch wurden diese Kriege zum Theil durch die Unduldsamkeit der Habsburger hervorgerufen, welche die protestantischen Ungarn zur Verzweiflung brachten. Hier war schon seit dem Beginn der Reformation ein großer Theil des Adels und der Bürger eifrig für die Kirchenverbesserung eingenommen, bis auch hier die Reaction unter Ferdinand II. und die rastlose Thätigkeit des Jesuiten Pazman den Sieg erfocht und der Protestantismus, wenn auch nicht gänzlich unterdrückt, doch so geschwächt

wurde, daß er die katholische Mehrheit nie mehr beunruhigen konnte.

In den deutschen Provinzen Oesterreichs war das Lutherthum am frühesten eingedrungen, wie oben schon berichtet ist, und von allen Ständen, auch vom Landvolk mit derselben Begeisterung aufgenommen worden, wie in Norddeutschland. Der gesunde Sinn der oberländischen Bauern war damals noch rege, noch nicht gebrochen durch die Tyrannei, noch nicht vergiftet durch die Jesuiten. Als sie sich im Jahr 1524 in Oberösterreich, Tirol und Salzburg in Waffen erhoben, hatten sie dazu mehr Ursache als die Bauern, die gleichzeitig in Schwaben, Franken, Thüringen und am Rhein das Banner des Bundschuhs erhoben. Denn in gräßlicher Weise waren in der ersten Zeit auf Karls V. Befehl und sonderlich durch den Fanatismus des Salzburger Bischofs die edelsten und angesehensten Protestanten, wie z. B. der evangelische Pfarrer zu Braunau, der Stadtrichter zu Tittmanning und zwanzig andere als Ketzer lebendig verbrannt worden. Diese Mißhandlungen ehrlicher Christen empörten die Bauern in den österreichischen und Salzburger Alpen, diese aber unterlagen nach der tapfersten Gegenwehr und der mit dem Papst eng verbundene Habsburger verfügte die Ausrottung des Evangeliums in seinen Erblanden durch Scheiterhaufen und Henkerbeil, so daß allein in den genannten Alpenländern 15,000 brave Deutsche der römischen Hierarchie zum Opfer fielen.

Unter des Kaisers Bruder Ferdinand I. besserte sich die Lage der Protestanten in Oesterreich wieder, denn dieser Fürst, der sich nicht unter die Tyrannei des spanischen Philipp, seines Neffen beugen wollte und gern einen Frieden mit den Protestanten eingegangen wäre, schonte dieselben in seinen Erblanden und bis auf den Jesuitenkaiser Ferdinand II. blieb den Städten und Grundherrn die Glaubensfreiheit gesichert. Jener stupide Kaiser aber, welcher ganz das Werkzeug der Jesuiten und Spaniens war, rottete im Beginn des dreißigjährigen Krieges den Protestantismus in seinen Erblanden mit derselben Grausamkeit aus, wie es die Spanier in den deutschen Niederlanden gethan hatten. Die Pariser Bluthochzeit war das große Beispiel, nach welchem, wie die spanischen

und französischen Könige, nun auch die Habsburger in Deutschland verfuhren. In die Klasse dieser Greuel gehört auch der Veltliner Mord, der gleichfalls in die Anfänge des dreißigjährigen Krieges fällt. Alle Protestanten im Veltlin wurden an einem Tage von den Katholiken meuchlings überfallen und umgebracht. Wer nicht unbedingt dem Papst, den Jesuiten, den Bourbons und Habsburgern gehorchte, mußte sterben. Das war die Politik der romanischen Race, womit dieselbe die germanische niederzukämpfen trachtete. Das deutsche Haus Habsburg aber gab sich zu der Rolle her, die romanische Bosheit und Lüge im Kampf gegen die Ehrlichkeit und Wahrheitsliebe der Deutschen zu unterstützen.

Um sich des Gräßlichen zu erwehren, was ihnen vom Jesuitenkaiser drohte, conföderirten sich sämmtliche Stände der deutschen Erblande Oesterreichs, aber der Kaiser rief katholische Spanier, Italiener und Polen in's Land, wurde ihrer Meister wie der Böhmen, verfügte zahlreiche Hinrichtungen und zwang Tausende vom Adel und Bürgerstande zur Flucht aus dem Lande. Noch einmal erhoben sich die lutherischen Bauern in Oberösterreich im Jahr 1626 gegen den unerträglichen Druck, kämpften auf's heldenmüthigste, siegten in vielen Schlachten, unterlagen aber zuletzt der Uebermacht und seitdem wurde bei Todesstrafe kein Protestant und kein protestantisches Buch in Deutschösterreich mehr geduldet. Nur heimlich erhielt sich der lutherische Glaube und die deutsche Bibel noch fast zwei Jahrhunderte hindurch bei dem frommen deutschen Landvolk in den Alpen. Wurde irgend das Geheimniß gelüftet, so traf die Ueberführten die grausamste Strafe. Im Anfang des vorigen Jahrhunderts wurden im Erzbisthum Salzburg viele Bauern als heimliche Protestanten verrathen. Aber Einkerkerungen und Todesstrafen führten nur dazu, daß immer mehr Protestanten im Bauernvolk entdeckt wurden oder sich freiwillig als Lutheraner bekannten. Da nahm sich Friedrich Wilhelm I., König von Preußen, ritterlich ihrer an und sorgte dafür, daß ihrer 30,000 mit ihrer Habe frei auswandern durften. Doch blieb bis auf Josephs II. Toleranzedikt die unbarmherzige Unterdrückung des protestantischen Glaubens in den deutschen Alpen noch immer Regel. Ein Bauer in Kärnthen z. B. hatte in seinem

Hause eine lutherische Bibel in einem Kasten verschloßen und vergraben, ein Erbstück seit dem Beginn der Reformation, welches sich immer vom Vater auf den Sohn ganz heimlich in diesem Bauernhause erhalten hatte und zur gemeinsamen Andacht der Familie aus seinem Versteck hervorgeholt wurde. (Reisen durch das südl. Deutschland III. 83.)

Nur kurz will ich hier noch der Drangsale gedenken, welche die Protestanten am Rhein, so wie in Frankreich selbst durch die Franzosen zu erdulden hatten. Auch hier wie in Oesterreich waren die Jesuiten die Hetzer und Henker. Immerhin sind die französischen Könige, denen der romanische Racenhaß gegen die Deutschen angeboren war, eher zu entschuldigen als die Habsburger, die selber Deutsche waren und doch den Romanen zuliebe die furchtbarsten Grausamkeiten an Deutschen ausübten. Die romanische Race hatte in ihrer Mehrheit nicht Vernunftanlage und sittliches Gefühl genug, um das Recht und die Wohlthat der Reformation zu begreifen. Daher die Bestialität der Pariser Bluthochzeit, bei welcher 30,000 Reformirte von Katholiken meuchlings überfallen und abgeschlachtet wurden. Daher die von Jesuiten geleiteten Dragonaden, die blutige Wütherei unter den Camisarden, die Vertreibung der fleißigsten Bürger Frankreichs, weil sie sich zur Reformation bekannten. Als Ludwig XIV. uns das Elsaß geraubt hatte, verfolgte er auch hier die Protestanten, die es vorzogen, massenhaft nach Amerika auszuwandern, wo ihre Nachkommen noch jetzt in Pennsylvanien leben und noch Elsäßer-Deutsch sprechen. Bis auf die neuere Zeit hat der Glaubenshaß in Frankreich fortgedauert, namentlich beim Landvolk im Süden, während in den Städten eine heidnische Gottlosigkeit aufkam. Kaum waren 1814 und 1815 die Bourbons restaurirt, als auch im südlichen Frankreich durch die wieder hergestellten Jesuiten aufgestachelt in Nismes und der Umgebung das Landvolk die Protestantenmorde wieder begann.

IX.

Ein Blick auf Polen.

Einer der größten Sünden machte sich der Jesuitenorden in Bezug auf Polen schuldig. Er hätte diese Vormauer gegen die griechisch-russische Kirche besser vertheidigen sollen, nachdem ihm einmal so viel Einfluß auf Polen gestattet war. Einen großen Theil der Schuld trägt allerdings die nationale Indolenz und Insolenz des polnischen Adels, dieselben hätten jedoch überwunden und wenigstens sehr modificirt werden können, wenn die Jesuiten ernstlich, anstatt immer nur gegen die Protestanten Front zu machen, ihre Blicke auf die Gefahr hingelenkt hätten, die von der griechischen Kirche her drohte.

Die Bekehrung der Slaven zum Christenthum überhaupt erfolgte durch die Griechen von Constantinopel aus. Nur in Mähren und Böhmen führten Cyrillus und Methodius den katholischen Glauben ein, der aber damals schon von Rom aus nicht gehörig unterstützt wurde, weil Papst Gregor VII. nicht leiden wollte, daß Methodius die slavische Muttersprache beim Gottesdienst beibehielt. Er wurde deshalb im Jahr 1060 auf der Synode von Solona verdammt. Inzwischen drang die katholische Lehre auch nach Polen hinüber und Polen bekehrte sich dazu unter König Miezislaw. Nun beging Rom den zweiten großen Fehler. Weil nämlich der König von Polen seine Krone vom deutschen Kaiser zu Lehen empfing, wollte ihn der Papst nicht anerkennen, nannte ihn auch nur einen Herzog und hetzte die Bischöfe und den Adel gegen ihn. Als nachher Boleslaw III. Polen unter seine Söhne vertheilte, wurde das Königthum hier noch mehr abgeschwächt und der tumultuarische Adel behielt in Verbindung mit den Bischöfen die Oberhand. Im 14. Jahrhundert drangen in Polen wie in Böhmen ketzerische, d. h. reformatorische Ideen ein, doch nicht so stark wie in Böhmen, wo im folgenden Jahrhundert der Hussitensturm begann. Im Jahr

1471 nahmen die Böhmen den König Wladislaw von Polen auch zu ihrem Könige an und diese Verbindung katholischer Slaven hätte um so mehr zur Ueberwältigung des Griechenthums unter den östlichen Slaven führen können, als das polnische Reich auch bereits die Ruthenen in Galizien annektirt hatte, eine Zeitlang sich auch das preußische Ordensland lehnpflichtig machte, auch auf die Kleinrussen im Süden Einfluß gewann und somit viel mächtiger war, als das damalige Rußland. Durch geschicktere Operationen würde die römische Kirche auch die schwer bedrängten Griechen in der Türkei haben gewinnen können. Diese unermeßlichen Vortheile der abendländischen Kirche wurden aber alle versäumt.

Nun begannen erst die Stürme der deutschen Reformation, die auf Polen wesentlichen Einfluß übten, dasselbe aber nicht stärkten, weil sich die katholische und die Reformpartei hier die Waage hielten. Zur katholischen Partei gehörte der Klerus und die Mehrheit des Adels. Viele vom Adel schloßen sich aber auch den verschiedenen reformirten Parteien an, die sich leider niemals einigten, obgleich eine Zeitlang die Reformationsbewegung eine sehr lebhafte war. In Preußen, was damals noch zu Polen gehörte, war alles lutherisch geworden. Viele Slaven wurden lieber Calvinisten, wozu einigermaßen die Einmischung der damals noch stark hugenottischen Franzosen mitwirkte. Ein französischer Prinz, Heinrich von Anjou, wurde wirklich, wenn auch nur auf ein paar Monate, König von Polen. Einen nicht unbedeutenden Anhang gewann auch Socinus in Polen, so daß er hier Kirchen gründen und bis 1598 wirken konnte, bis ihn ein Pöbelaufstand vertrieb. Endlich waren auch aus Böhmen die sog. böhmischen Brüder als Nachzügler der Husiten nach Polen geflohen und diese vier reformirten Parteien konnten zwar zunächst von der katholischen noch nicht bewältigt werden, verschuldeten aber ihren allmäligen Verfall nur selbst durch ihre Uneinigkeit. Schon in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts brachte Cardinal Hosius die Jesuiten nach Polen und die vier reformirten Parteien versäumten ihr Interesse so sehr, daß die Lutheraner sogar lieber zu den Katholiken, als zu den Calvinisten hielten. Der Zufall spielte den Jesuiten ein Werkzeug in die Hände in der Person

des Betrügers, der unter dem Namen des falschen Demetrius bekannt ist. Derselbe sprach ein vorgebliches Erbrecht auf den Thron der Czaaren in Rußland an, hoffte mit Hülfe der Polen auf den Thron zu gelangen, wurde von den Jesuiten unterstützt und leistete dem päpstlichen Nuntius einen Eid, er werde Rußland katholisch machen, wenn er siege. Sicher ein unheiliges Mittel für einen heiligen Zweck und ein unwürdiges Werkzeug! Das war nicht die Art, wie vierhundert Jahre früher die Cistercienser den Glauben der abendländischen Kirche im Nordosten Europas erfolgreich und ruhmvoll verbreitet hatten. Der Betrüger unterlag, ein zweiter setzte seine Rolle fort und wurde wieder von Polen unterstützt. Nun aber fürchtete das lutherische Schweden den Sieg der Katholiken und schickte den Russen eine Armee zu Hülfe, bei der sich auch französische Soldtruppen befanden. Eine ungeheure Verblendung, da die Russen dem Lutherthum eben so feind waren, wie die Katholiken, Schweden aber in noch größerer Nähe und mit größerer Macht Verderben drohten. Die Schweden wurden damals zwar zurückgedrängt, aber auch die Polen konnten sich nicht lange halten und mußten vor einem Ausbruch des russischen Fanatismus weichen.

Dieser Fanatismus war in seiner Art berechtigt und von einer Energie, welcher gegenüber die Jesuitenintrigue in ihrer ganzen Blöße dastand. Unmittelbar vorher hatte das russische Volk sich die gräßliche Tyrannei seines Czaaren Iwans des Schrecklichen geduldig gefallen lassen, weil dieses Volk von seinen Popen überredet war, der Czaar sey Statthalter Gottes auf Erden und was immer der Czaar wolle, Gutes oder Böses, es sey Gottes Wille. Ein Russe, den er hatte spießen lassen, lebte noch am andern Tage und rief immerfort: Gott erhalte den Czaaren, Heil und Segen dem Czaaren! Einem solchen Felsenglauben konnte freilich ein von den Jesuiten improvisirter Betrüger nichts anhaben. Um den Russen einen Glauben beizubringen, welcher sich nicht ganz so weit von der Vernunft entfernte, bedurfte es der Wahrheit, der reinsten Moral, des höchsten Seelenadels, keines Betrugs, keiner listigen Schliche.

Zu den confessionellen Wirren kamen in Polen nun noch die constitutionellen. Nach dem Aussterben des Jagellonischen Geschlechts

war Polen eine Adelsrepublik geworden, die zwar einen König wählte, die Königswahlen aber nur benutzte, um sich die Stimmen bezahlen zu lassen. Je nachdem nun ein Theil des Adels diesen, ein anderer jenen König wählen wollte, zerfiel der Adel in Parteien, die sich vom Ausland bestechen ließen. Dabei spielten die Jesuiten eine Hauptrolle, weshalb auch das Königthum katholisch blieb. Der tief corrumpirte Adel aber riß, da die Könige von ihm abhingen, immer mehr Rechte und Vortheile an sich und vergaß in seinem Uebermuthe jede politische Weisheit und Vorsicht, jede Rücksicht auf das große nationale Interesse, und that somit alles, was Rußland nur wünschen konnte.

Die Polen selbst verschuldeten ihr Mißgeschick. Nichts Unvernünftigeres läßt sich denken, als die Tyrannei, welche sie im 17. Jahrhundert in der Ukraine übten. Alles hätten sie anwenden müssen, um die Kosacken oder Kleinrussen für sich zu gewinnen und an ihnen treue Bundesgenossen gegen die eigentlichen oder Großrussen zu gewinnen. Das wäre leicht gewesen, da die Kosacken theils um der Freiheit willen das Reich der russischen Czaaren verlassen, theils sich mit den freien Tatarn und Tscherkessen vermischt hatten und dadurch zu einer schönern, ritterlichern, freiheitsstolzeren Race herangewachsen waren, welche heute noch an Adel die gemeinen Russen übertrifft. Anstatt nun aber die Kosacken zu schonen, betrug sich der herrschende polnische Adel in der Ukraine eben so barbarisch, wie es irgend die Russen unter Iwan dem Grausamen gethan hatten. In rohem Uebermuth behandelten die polnischen Magnaten die Kosacken wie Hunde. Ein polnischer Herr Namens Jarinski überfiel den Hetmann der Kosacken, der nach alter Sitte auch noch unter polnischer Herrschaft der gewählte Nationalfürst des tapfern Reitervolkes war, raubte ihm seine Ländereien, verbrannte seine Mühlen und Gebäude, schändete seine Gemahlin und mordete sie sammt ihren Söhnen. Da entbrannte ein furchtbarer Krieg. Die Kosacken sammelten sich um ihren mißhandelten Hetmann Chmelnizki und nahmen blutige Rache an den Polen. In einer einzigen Schlacht bei Kiew fielen 10,000 Polen, im Jahr 1648. Später zwar gelang es Polen unter dem König Johann Casimir, die Kosacken wie-

der zurückzuschlagen, aber ein Theil der Letztern, die sog. slobodischen Regimenter, unterwarfen sich den Polen nicht mehr, sondern stellten sich (1660) unter russischen Schutz. Somit waren es die Polen selbst, welche den unermeßlichen Vortheil verscherzten, den ihnen der dauernde Besitz der Ukraine gewährt haben würde. Denn Rußland wäre dann auf das Moskowitergebiet beschränkt geblieben und hätte niemals nach dem schwarzen Meer und Kaukasus vordringen können.

Das Alles geschah im katholischen Polen zu einer Zeit, in welcher der Jesuitenorden in der Blüthe stand und der König selbst, Johann Casimir, ehe er die Krone erhielt, ein Jesuit war. Die Jesuiten nährten nur den unsinnigen Kampf der Polen mit den Protestanten in den Ostseeprovinzen und Schweden und versäumten dagegen den Schutz der katholischen Kirche gegen Rußland. Erst im folgenden Jahrhundert, also viel zu spät, entwarf der französische Jesuit Henry den Plan einer großen Mission im Kaukasus, um hier ein Jesuitenreich zu gründen, wie in Paraguay. Aber Rußland verhinderte die Ausführung, wie Klaproth in seiner Reise in den Kaukasus I. 120. f. 549. berichtet.

Dagegen eiferten die Jesuiten mit unvernünftiger Wuth gegen die schwachen Reste der Protestanten in Polen, was im Jahr 1724 in der Stadt Thorn zu einem blutigen Greuel führte. Unter dem unwürdigen Regiment des sächsischen August III. und seines frivolen Ministers Brühl durften sich die Jesuiten in Polen Alles erlauben. Als sie nun hier in Thorn die Protestanten zwingen wollten, vor einer ihrer Prozessionen niederzuknieen, und tödtliche Mißhandlungen an ihnen übten, thaten sich die erbitterten Protestanten zusammen und stürmten das Jesuitenkollegium. Der König aber verhängte über sie furchtbare Strafen, ließ sogar den rechtschaffenen Bürgermeister Rösler hinrichten, gab die protestantische Kirche den Katholiken und brachte die Rechte der Protestanten auf ein Minimum, so daß bald darauf die Russen heuchlerisch als ihre Beschützer auftreten, sich in Polen einmischen und die Theilung dieses Reichs vorbereiten konnten.

Die Fahrläßigkeit und Unvernunft der Polen war unverantwortlich. Schon mehr als einmal waren sie der Russen Meister

geworden, hatten sogar Moskau einmal erobert und waren Herrn Podoliens und der Ukraine. Und doch verloren sie Alles wieder durch eigene Versäumniß. Ihnen war die welthistorische Aufgabe geworden, das Abendland im Nordosten Europas gegen das Popenthum zu schützen, wie es die Aufgabe der Spanier gewesen war, es im Südwesten gegen den Islam zu vertheidigen. Die Spanier haben ihre Aufgabe erfüllt, die Polen nicht. Ihr nationaler Leichtsinn war indeß nicht allein daran Schuld. Da es sich um das Interesse der katholischen Kirche handelte, hätten die sonst doch so klugen und energischen Jesuiten sie belehren und leiten sollen. Aber ausschließlich vom Haß gegen den Germanismus erfüllt, vergaßen sie jede Vorsicht gegenüber von Rußland.

Sechstes Buch.

Rom's Herabsinken im Zeitalter der Aufklärung.

I.

Neuer Gegensatz des Romanismus und Germanismus im philosophischen Jahrhundert.

Trotz der Reformation war es dem Romanismus gelungen, den Germanismus nach wie vor zu beherrschen, im katholischen Deutschland durch die römische Curie und die Jesuiten, im protestantischen durch die classische Schule und französische Mode. Die protestantischen Fürsten hatten sich mit wenigen Ausnahmen von der Wollust des Souverainetätsschwindels anstecken lassen, in welcher die französischen Könige schwelgten. Fast alle Freiheit der Völker war im dreißigjährigen Kriege begraben worden. Die weltlichen Fürsten fühlten sich so sicher, daß sie auch der Kirche als Mittel, die Völker im Gehorsam zu erhalten, nicht mehr zu bedürfen glaubten, daß ihnen die Scheinheiligkeit lästig fiel, sie über die Pfaffen nur noch lachten und es namentlich auch praktisch fanden, sich die reichen Kirchengüter anzueignen. Dieser Uebermuth aber gebar sich selbst die Strafe. Die den Altar nicht mehr achteten, mußten erleben, daß man bald auch den Thron nicht mehr achtete. Die gebildeten Stände fingen an, in Religionsspötterei mit den Höflingen zu wetteifern. Das unterdrückte Volk fand Demagogen, die es gegen die Kirche und Throne zugleich aufreizte, weil all ihr Elend doch nur Folge kirchlicher und weltlicher Tyrannei sey, und die gräßliche Parole wurde aufgeworfen, es werde nicht eher besser werden, „bis am letzten Pfaffendarm der letzte König hänge!“ Die Parole der französischen Revolution.

Aber schon hundert Jahre früher war man in der romanischen Welt, ja in Rom selbst vor den Consequenzen bange geworden, zu welchen das Tridentinum und der Compromiß zwischen der römischen Curie und den katholischen Großmächten geführt hatte. Die souveraine Allmacht Ludwigs XIV. schien alles verschlingen zu wollen. Dieser übermüthige Monarch hatte eben die spanischen Niederlande und Holland angegriffen, einen Rheinbund gestiftet, Straßburg erobert, die Pfalz verheert, die Türken gegen Wien gehetzt, und war entschieden den beiden habsburgischen Linien in Madrid und Wien an Thatkraft und Arglist weit überlegen. Er schien ein neuer Karl der Große werden zu sollen und deswegen wetteiferten auch die Jesuiten ihm zu dienen, als der die Zukunft beherrschen würde. Das machte nun den damaligen Papst Innocenz XI. stutzig. Die Jesuiten dienten Frankreich gegen die Habsburger, ein Verfahren, was dem frühern Compromiß der beiden katholischen Großmächte nicht mehr entsprach, demzufolge die Jesuiten stets nur zwischen diesen beiden Großmächten hätten vermitteln und dadurch dem Papstthum eine neutrale Stellung sichern sollen. Noch mehr fühlten die beiden habsburgischen Linien das Bedürfniß sich enger an einander anzuschließen und gemeinschaftlich mit dem Papste Frankreich Widerstand zu leisten. Sie hielten sich aber allein für nicht stark genug und rechneten seit dem Versuch der Franzosen, Holland zu erobern, auf eine Vereinbarung mit Holland und England als den natürlichen Feinden Frankreichs. Das führte nun weiter zu dem Gedanken, ob nicht auch die protestantischen Fürsten Deutschlands, die in der Pfalz so schwer verletzt worden waren, zu einer aufrichtigen Versöhnung mit den Habsburgern und dem Papste bewogen werden könnten.

Nur die damalige Sachlage erklärt es, daß ein irenischer Versuch dieser Art, so phantastisch er auch scheinen mag, wirklich gemacht werden konnte. Den Plan dazu entwarf Christoph Royas von Spinola, ein spanischer Franziskanermönch und Beichtvater der Königin von Spanien, der Gemahlin Philipps IV. und Tochter Kaiser Leopolds I. Es war aber gewiß kein Phantasiestück von ihm, sondern eine politische Combination, die in den Umständen

lag und wobei ihn die Intentionen des spanischen Hofes unfehlbar unterstützt haben. Er übernahm es, die europäischen Höfe zu sondiren, und ging zuerst nach Oesterreich, um sich vom Kaiser, der ihm ein Bisthum in Ungarn schenkte, förmlich zu seiner Rundreise legitimiren zu lassen. Sein Plan war, Rom solle den Protestanten die Priesterehe, den Kelch und vieles andere bewilligen, die Beschlüsse des Tridentiner Concils aufheben, die Verdammungsbullen gegen die Protestanten zurücknehmen, auch innerhalb der katholischen Kirche einmal ernstlich reformiren, dagegen aber von den Protestanten als Oberhaupt der Kirche anerkannt werden. Um die Vereinbarung in allen Punkten durchzuführen, sollte ein neues freies Concil eröffnet werden, bei dem auch Lutheraner und Calvinisten vollständig vertreten seyn sollten. Für diesen Plan war auch der Papst schon heimlich gewonnen, dem nur große Zurückhaltung nöthig schien, so lange Spinola nicht alle Höfe, auf die es hier ankam, für den Plan gewonnen hatte.

In Deutschland ließ sich zunächst Herzog Johann Friedrich von Hannover, der katholisch geworden war, für den Plan begeistern. Dagegen wollte der berühmte Spener, das Haupt der Pietisten, die sich damals den lieblosen Orthodoxen in beiden Kirchen der Reformation widersetzt hatten, nicht auf den Plan eingehen, weil er von äußerlichen Unionen nichts hielt und nur innere Durchdringung mit christlicher Liebe verlangte. Anders wieder der berühmte Philosoph Leibnitz, der den Plan Spinolas unterstützte und ihm lebhaft zustimmte. Aber die Entscheidung lag bei den protestantischen Fürsten und diese trauten nicht. Auch der große Kurfürst von Brandenburg kannte die Verhältnisse und Menschen zu gut, um sich einzubilden, die drei verbissenen Orthodoxien zu versöhnen. Er schüttelte daher den Kopf zu Spinola's Anträgen und stellte die Vorbedingung, der Papst solle, daß es ihm ernst sey, durch die That beweisen, d. h. durch Einstellung jeder Schmähung und Mißhandlung der Protestanten. Die zu Hannover fortgesetzten Unterhandlungen führten zu nichts. Spinola starb und die Sache blieb liegen.

Der Nachfolger des großen Kurfürsten, König Friedrich I. von

Preußen, machte nachträglich noch einen schwachen Versuch, wenigstens Lutheraner und Calvinisten zu uniren, stand aber bald davon ab.

Nach der Mitte des 18. Jahrhunderts, in welcher die Aufklärung an den katholischen Höfen so große Fortschritte gemacht hatte, daß einige Staaten bereits anfingen, die Jesuiten zu vertreiben, und bald darauf Joseph II. auf eigene Hand die österreichische Kirche zu reformiren begann, machte der kur-trierische Weihbischof von Hontheim im Jahr 1763 in einem sehr berühmt gewordenen Buche „Ueber den Zustand der Kirche“, welches er unter dem Namen Febronius herausgab, wieder einen sehr merkwürdigen Versuch, die katholische Kirche mit den Kirchen der Reformation auszusöhnen. Er war der Liebling des geistlichen Kurfürsten von Trier, des sächsischen Prinzen Clemens August. Das sächsische Kurhaus war katholisch geworden, um die polnische Krone zu erwerben, während das sächsische Volk streng lutherisch geblieben war. Confessionelle Friedensgedanken und eine Nachahmung der brandenburgischen Paritätspolitik lagen also diesem Kurhause nahe. Hontheim aber faßte die Aufgabe großartig auf. Zunächst im patriotischen Sinn, sofern er lehrte, jede Nation und jeder Staat hätten das Recht, innerhalb ihrer Grenzen sich jede Herrschaft einer fremden Macht zu verbitten. Demnach seyen auch die Deutschen berechtigt, ihr Gebiet dem päpstlichen Befehle zu verschließen. Zweitens kam er auf den ältern Friedensplan Spinolas zurück, der unter der Autorität des damaligen deutschen Kaisers entworfen worden war, und drittens bezeichnete er den Episcopat als den Arzt, der allein die kranke Kirche heilen könne. Nicht sowohl die weltlichen Regierungen sollten gegen Rom opponiren, sondern vielmehr die Bischöfe. Dann werde die Sache eine kirchliche bleiben und das Gehässige eines weltlichen Eingriffs in kirchliche Angelegenheiten vermieden werden. Die Bischöfe seyen die rechtmäßigen Hirten der Kirche, die päpstliche Monarchie nur eine Usurpation. Also sollten die Bischöfe sich vom Papste lossagen und auf einem neuen Concil die Kirche in der Art reformiren, daß dadurch eine Wiedervereinigung der Katholiken mit den Protestanten möglich werde.

Obgleich hinter diesem Plan auch noch die Absicht versteckt war, die geistlichen Kurfürstenthümer zu säcularisiren und an das österreichische, sächsische oder bayerische Haus zu bringen, war das doch nur eine Nebensache in Bezug auf den großen Gedanken, die Glaubenseinheit in Deutschland herzustellen. Schade, daß Kaiser Joseph in seinen Reformen so oberflächlich verfuhr und er Hontheim's Plan in seiner ganzen Größe nicht zu würdigen gewußt hat. Deshalb erfolgte auch nichts weiter, als daß der päpstliche Nuntius Pacca von den rheinischen Kurfürsten zurückgewiesen wurde und Kaiser Joseph II. im Jahr 1787 durch den Reichshofrath den Nuntien für immer untersagte, Gerichtsbarkeit im deutschen Reiche üben zu wollen. Dagegen nahm sich der neue Kurfürst von Bayern, Karl Theodor, des Papstes an. Bald darauf brach die französische Revolution aus und in den Wirren und Kriegen derselben gingen die rheinischen Kurfürstenthümer unter. Mithin blieb von Hontheim's Plane nur noch die Erinnerung übrig. Derselbe hatte aber doch bewiesen, daß der große Gedanke einer confessionellen Versöhnung der Deutschen nie ganz unterdrückt werden konnte und von Zeit zu Zeit immer wieder auftauchen mußte.

Unterdeß hatten sich von den Höfen und dem Adel aus Religionsspötterei und Unglauben auch in die Mittelklassen verbreitet und wie früher der Glauben, so nahm auch jetzt wieder der Unglauben in der germanischen Welt einen andern Charakter an. Die Romanen hatten unter der scheinheiligen Maske schon längst einem modernen Heidenthum gehuldigt, welches ihren Sinnen und ihrem Witze schmeichelte. Seit sich das heidnische Pantheon triumphirend über die Kreuzform der Peterskirche erhoben, seit die Päpste ihren Vatican ganz mit Statuen heidnischer Götter vollgepfropft hatten, waren auch Humanisten und Poeten der frivolsten Art, die nur das classische Heidenthum vergötterten, die christliche Offenbarung und Moral verachteten und sogar die Klerisei verspotteten, unter den Augen der Päpste die Lieblinge der italienischen Höfe, des italienischen Adels und zum Theil sogar der Päpste selbst geworden. Der edle Savonarola wurde als Ketzer verbrannt, der affenartig boshafte und unzüchtige Aretino dagegen geschont und geehrt. Eben-

so der ehebrecherische Petrarca, der säuische Poggio, der frivole Boccaccio. Am französischen Königshofe nahm man noch weniger Rücksicht. Aeußerlich zwar behielt man immer noch die Maske der Bigotterie vor dem Gesicht. Der sog. allerchristlichste König ließ Hugenotten morden, betete aber in seinen Palästen nur die Bilder der Venus an und aus der Messe gingen Herrn und Damen des Hofes zu Galanterien über, in denen die tiefe Corruption der altrömischen Kaiserzeit sich verjüngte. Wo man mit dem Rosenkranz in der Hand heilig that, und doch so heidnischen Unfug trieb, konnte der Spott nicht fehlen, mit dem man die durch den Anstand noch gebotenen religiösen Ceremonien mitmachte. Daraus entstand endlich ein förmliches System von Verleugnung der christlichen Religion und Sitte, der witzigen Verhöhnung alles Heiligen und Unschuldigen. Die Propheten dieses neuen Antichristenthums nannten sich theils ésprits forts, theils ésprits beaux und hoch über alle ragte im Anfang des vorigen Jahrhunderts Voltaire hervor.

Schon König Franz I. huldigte dem neuen heidnischen Geist, verpflanzte den Geschmack der Renaissance nach Frankreich, brachte das Maitressenregiment bei Hofe auf. Noch tiefer versank der französische Hof in den Mediceismus, als eine Dame dieses florentinischen Hauses, die berüchtigte Katharina von Medicis, Königin von Frankreich wurde. Leichtsinn und Sittenlosigkeit hatten bereits so sehr überhand genommen, daß sogar der Führer der Hugenotten, Heinrich von Navarra, und der ihm anhängende französische Adel ganz ebenso ausschweiften, wie der Hof. Im Lager der Hugenotten drehte sich alles Interesse ganz ebenso um galante Intriguen, wie am Hofe der Mediceerin. In beiden diente der Kampf um den alten oder neuen Christenglauben lediglich als ein Mittel für politische Zwecke. Im Herzen waren sie alle Heiden und mehr in Ovid's Verwandlungen als in der Bibel bewandert. Daher auch die Leichtigkeit, mit welcher nicht nur Heinrich von Navarra, sondern auch der größte Theil des zahlreichen hugenottischen Adels wieder katholisch wurde. Die christliche Scheinheiligkeit, womit sich das neue Heidenthum in Frankreich maskirte, erreichte ihre Höhe unter den Cardinälen Richelieu und Mazarin, welche für die Habsburgerin

Anne d'Autriche Frankreich regierten, und unter Ludwig XIV. Man würde sich diese Vorgänge in Frankreich kaum zu erklären wissen, wenn es nicht feststünde, daß sich damals das Königthum, der weltliche Despotismus, wie zur Zeit der altrömischen Kaiser alles erlauben durfte, das stumm gehorchende Volk sich alles gefallen lassen mußte. Insoweit hatte der Compromiß zwischen den Habsburgern und den französischen Königen, wodurch alle geistlichen Mittel dem weltlichen Despotismus waren zur Verfügung gestellt worden, die beabsichtigte Wirkung nicht verfehlt. Durch die Klerisei, hauptsächlich durch die Jesuiten waren alle katholischen Bevölkerungen an blinden Gehorsam gewöhnt, ohne zu murren, was sich auch die Höfe und der mit den Höfen verbundene Adel in ihrem Uebermuthe gegen sie herausnahmen.

Ludwig XIV., der sich den allerchristlichsten König nennen und in majorem Dei gloriam die Hugenotten in Frankreich zu vielen Tausenden als Ketzer hinrichten ließ, ging gleichwohl ganz ungenirt ein Bündniß mit dem türkischen Sultan gegen christliche Staaten und mit dem lutherischen Schweden gegen den katholischen Kaiser ein. Seine jesuitischen Beichtväter haben es sogar in der Ordnung gefunden, daß er in dem neuerbauten Versailles genau so wie der Sultan in seinem Harem lebte und beständig mit Maitressen wechselte, und daß er seine Paläste und Gärten mit Nuditäten der heidnischen Mythologie ausschmückte. Diese Scandale dauerten auch unter Ludwig XV. noch fort, ja noch viel ungenirter und schamloser, denn seine Maitresse, die aus einem gemeinen Pariser Bordell zur eigentlichen Beherrscherin von Frankreich erhobene Dubarry, ließ sich einmal von zwei Cardinälen, die vor ihr Bette kommen mußten, Schuhe und Strümpfe anziehen. Auch fiel es dem Papst gar nicht ein, den lüderlichsten Höflingen und Kupplern die Cardinalswürde zu verweigern, wenn es am französischen Hofe verlangt wurde. So kam das Scheusal Dubois zum Purpur.

Damals nun lebte und wirkte Voltaire, der mit seinem überlegenen Geist und Witz nicht nur Frankreich, sondern das ganze von der französischen Mode beherrschte Europa bezauberte, die Gunst der Fürsten wie die aller Gebildeten im Volke genoß und

nach seinem Tode sogar der Ehre des Pantheons gewürdigt wurde. So sehr war damals das Christenthum schon in Verachtung gesunken, daß grade dieser Mensch sich eines so unermeßlichen Erfolges erfreuen durfte. Denn er verhöhnte jedes religiöse Gefühl, alles, was den Völkern bisher heilig war, und eben so sehr alles Sittliche, jede Tugend, jede Unschuld. Vom Christenthum sagt er immer nur écrasez l'infame und nannte sich selbst Christomoque, der sich über Christum moquirt, seiner spottet. Unter seinen von den Franzosen vergötterten und bis auf den heutigen Tag beliebten Werken, die in unzähligen Auflagen mit schändlichen Kupferstichen in die Welt gingen und in alle Sprachen übersetzt wurden, war das berühmteste la Pucelle, die ärgste Verhöhnung des Christenthums. Dieses Gedicht macht nämlich aus der berühmten Jungfrau von Orleans, aus der edelsten Erscheinung in der französischen Geschichte, eine gemeine Dirne, auf die alle erdenklichen Lächerlichkeiten und Schändlichkeiten gehäuft werden, bis sie zuletzt in der sodomitischen Paarung mit dem geflügelten Esel endet, den Voltaire zum Sinnbild des christlichen Glaubens macht. In seinem berühmten Romane Candide sodann verhöhnt Voltaire mit eben so schmutzigem Witz den Germanismus, die deutsche Ehrlichkeit in der Person eines jungen westphälischen Edelmanns. Mit richtigem Instinkt erkannte Voltaire die Wahlverwandtschaft des Germanismus mit dem Christenthum, deswegen konnte er beide nicht leiden. Das war die äußerste Zuspitzung des Romanismus in seiner widerchristlichen Richtung und in seinem Racenhaß.

Was wir Deutschen dabei hauptsächlich in's Auge fassen sollen, ist die Thatsache, daß der moderne Unglaube auf katholischem und romanischem, nicht auf evangelischem und germanischem Boden gewachsen ist. Immer noch verbreiten katholische Schriftsteller die Lüge, in der Reformation seyen die Deutschen vom Glauben abgefallen, während sie nur den Glauben reinigten und verbesserten. Immer noch geberden sich die Jesuiten, als seyen sie eine Legion Engel, die den Leviathan des Unglaubens bekämpfen. Und doch hat grade der Jesuitismus durch sein Uebermaaß von Aberglauben und Lüge den Unglauben hervorgerufen und jene Legion von bösen

Geistern ausgebrütet, die in Voltaire ihren Herrn und Meister erkennen.

Es darf freilich nicht Wunder nehmen, daß in der romanischen Welt ein so rascher und vollständiger Uebergang vom Aberglauben zum Unglauben stattgefunden hat, weil ja immer ein Extrem das andere hervorruft. Derselbe Mangel an sittlichem Gefühl und Gemüthstiefe, der die romanischen Völker und das römische Papstthum dahin gebracht hatte, das Christenthum so äußerlich aufzufassen und Hierarchie und Werkheiligkeit, leichte Sündenvergebung &c. zur Hauptsache zu machen, bewährte sich auch wieder in der Periode, in welcher man der alten Kirche satt zu werden anfing. Man wollte nichts Besseres an die Stelle setzen. Man fühlte kein Bedürfniß einer sittlichen Reformation, wie es sich so mächtig in der germanischen Race geregt hat. Man suchte nicht das mißbrauchte Christenthum zu seiner ursprünglichen Reinheit zurückzuführen, sondern verwarf es ganz und gar.

Auf eine charakteristische Weise nahm der Voltaireanismus an den Grenzen der romanischen und germanischen Welt, in der Stadt Genf, etwas von germanischer Ehrlichkeit in sich auf. Hier theilte Rousseau zwar die Negation alles spezifisch Christlichen mit Voltaire, nicht aber auch den rein diabolischen Hohn, den jener Voltaire auch über alles Positive in der sittlichen und socialen Sphäre ausgeschüttet hatte. Voltaire begnügte sich, wie ein alter Affe, die ganze Welt anzugrinsen, zu verlachen und mit Koth zu bewerfen. Rousseau wollte die Menschheit bessern und glücklich machen, wenn auch nicht mehr durch das Christenthum, so doch durch Humanität. In diesem löblichen Streben aber gerieth er in den argen Irrthum hinein, den Menschen in Masse die gleiche Berechtigung und die gleiche Befähigung zuzutrauen und die allgemeine Demokratie zu predigen. Er gab zwar zu, für seinen contrat social seyen die Menschen jetzt noch nicht reif, aber durch Erziehung könne man sie reif dazu machen.

In Deutschland nahmen die meisten Fürsten und der Adel beider Confessionen den Voltaireanismus an. In Wien erhielt sich noch lange der spanische Geist. In den bürgerlichen Kreisen des

protestantischen Deutschland fand dagegen Rousseau die wärmsten Anhänger und schloß man sich auch gern an das aufgeklärte aber sittenreine England an.

Die Habsburger schliefen in der Langenweile des Völkergehorsams ein. Sowohl in Spanien als in Oesterreich ließen sie sich von ihren jesuitischen Beichtvätern, wie Kinder in der Wiege von der Amme, in Schlaf beten. Hier ging alle Energie so gänzlich aus, daß nach dem Aussterben der Habsburger in Spanien, Frankreich sich dieses schönen Landes wie auch Neapels bemächtigen konnte. Vergebens waren alle Anstrengungen des eben so verständigen als tapferen Prinzen Eugenius; die Geistlosigkeit und Corruption am Hofe und beim hohen Adel Oesterreichs, mit denen er beständig zu kämpfen hatte und über die er sich in seinen Briefen oft auf das Bitterste beklagte, vereitelte den Erfolg seiner Siege über die Franzosen wie über die Türken. An die Franzosen ging dem Hause Habsburg Spanien und Neapel, an die Türken Belgrad und Bosnien wieder verloren. Die Protestanten in Ungarn blutig zu verfolgen, hatte das elende Jesuitenregiment in Wien noch Kraft genug, aber die christliche Mission im Orient zu erfüllen, dazu fehlte jede sittliche Kraft und das Haus Habsburg that hier keinen Schritt mehr vorwärts, sondern überließ im sträflichsten Phlegma dem drohend heranwachsenden russischen Reiche alle die Positionen, die es selbst hätte einnehmen sollen. Der Wiener Hof war mehr bigott als lüderlich, zu schläfrig selbst zur Sünde und unterschied sich darin wesentlich vom Versailler Hofe. Aber der hohe Adel Oesterreichs, der sein aristokratisches Interesse auf Kosten des unterdrückten Volks unter dem Schutz des Thrones geltend zu machen suchte, war desto lüderlicher und gab hierin dem Pariser Adel gar nichts nach, wovon die Briefe der Lady Montague ein parteiloses Zeugniß ablegen.

An den übrigen katholischen Höfen Deutschlands ging es nicht besser zu. Der sächsische Kurfürst Friedrich August wurde katholisch, blos um die undankbare Wahlkrone Polens auf seine Allongeperücke setzen zu können. Ein Herr, welcher der katholischen wie der lutherischen Kirche gleich große Schande machte, indem er das arme treue Sachsenvolk gänzlich erschöpfte, um seine ungeheuern Ver-

schwendungen bestreiten zu können. Er ahmte nämlich Ludwig XIV. nach und schwelgte mit Maitressen. Die Kurfürsten von Bayern ahmten abwechselnd die schläfrige Bigotterie des Wiener, und die Sultanswirthschaft des Versailler Hofes nach. In Nymphenburg schwamm der Kurfürst mit seinen vielen Maitressen bei sanfter Musik im Bade herum.

II.

Die Zeit der galanten Cardinäle.

Die Auflehnung gegen das Papstthum innerhalb des katholischen Kirchengebietes selbst, des Gallicanismus, Voltaireanismus, Josephinismus bis zur Aufhebung des Jesuitenordens und zur Abschaffung der Kirche überhaupt in der französischen Revolution, erklärt sich nicht zum geringsten Theile daraus, daß die hohen Würdenträger der Kirche durch die Gunst der damals allmächtigen Häuser Habsburg und Bourbon in zu große Sicherheit eingewiegt, alle Scham vergaßen und sich bei allen Bessern im Volke, ja bei jenen allmächtigen Gebietern selbst verächtlich machten. Es ist gewiß charakteristisch, daß Ludwig XIV., indem er sich der Jesuiten bediente, um die Reformirten in Frankreich auszurotten und Spanien und Neapel den Habsburgern abzulisten, diese Jesuiten doch nur wie seine Jagdhunde behandelte und trotz ihrer allerunterthänigsten Gegenvorstellungen doch Molière's Tartuffe, der ihre Scheinheiligkeit verspottete, im Hoftheater aufführen ließ.

Die Entwürdigung der Kirche durch die Schergen- und Henkerdienste, die sie den weltlichen Despoten in Madrid, Paris und Wien leisten mußte, brachte ihren hohen Würdeträgern allerdings große persönliche Vortheile, schadete aber der Achtung, welche sie nie hätten verscherzen sollen. Der päpstliche Hof und die kleinen Höfe der Nepotenfamilien in Rom ahmten alle in Pracht, Prunk

und Wollust die weltlichen Höfe nach, bauten prächtige Paläste im Renaissancestyl und füllten ihre Säle und Gärten theils mit antiken, theils mit modernen Statuen und Bildern an, welche wirkliche altheidnische Götzenbilder zum großen Theil von schamloser Nacktheit und Obscönität, theils neue Werke der italienischen Kunst waren, die im Geschmack der Renaissance nur die ganze heidnische Sinnenlust des Alterthums nachahmten. Die römische Kirche schien, nachdem sie einmal die Sclavin der weltlichen Macht geworden war, auch auf nichts anderes mehr zu sinnen, als ihren Gebietern zu schmeicheln und sich für sie herauszuputzen wie eine Favoritin. Wie Rom früher die unerschöpfliche Fundgrube der Reliquien gewesen war, mit denen man die Kirchen der ganzen katholischen Welt überschwemmte, so wurde es jetzt der Ursprung- und Fabrikort für alle die üppigen und verführerischen Kunstwerke, womit sich die weltlichen Paläste und Gärten in ganz Europa schmückten.

Rom hatte dabei den Vortheil, daß ununterbrochen eine Menge vornehmer oder für Kunst und Alterthum schwärmender Fremden zu der h. Stadt am Tiber pilgerten, sich länger dort aufhielten und den Reichthum und Ruhm der Stadt vermehrten, obgleich sie kein frommes christliches Bedürfniß hinzog, sondern vielmehr nur das alte und neue Heidenthum der Kunst. Wie der Papst selbst im Vatican und auf dem Capitol tausende von Statuen altgriechischer und altrömischer Heidengötter, Satyrn, Nymphen und Massen von Schamlosigkeiten, vor denen Meißel und Pinsel sich hätten sträuben sollen, zusammen häufte und als die kostbarsten Schätze hütete, den staunenden Fremden aber enthüllen ließ, so sammelten auch die meisten Nepotenfamilien, die römischen Fürsten Albani, Colonna, Farnese, Borghese, Barberini, Pamphili, Montalti, Giustiniani, Ludovisi, Sciara, Spada, Chigi, Savelli, Rospigliosi ꝛc. dergleichen Antiken und Renaissancebilder in Menge, füllten damit berühmte Gallerien und machten aus Rom ein Mekka des neuen Heidenthums.

Damit verband sich nun auch an den geistlichen Höfen dieselbe Galanterie, die an den weltlichen herrschte. Cardinäle, Monsignoren und Abbati wetteiferten, in Damengesellschaften zu glänzen und wurden aus Hirten der Seelen, wie das Sprichwort sagte,

verliebte Schäfer. Schon Bandello, ein Piemontese, der 1550 Bischof wurde, kümmerte sich nicht um die Seelsorge, sondern schrieb galante Novellen, die er auch als Bischof öffentlich herausgab, und aus denen erst die späteren Ausgaben und Uebersetzungen das Unzüchtige wegließen. Cardinal Bembo unter Papst Paul III. schrieb eine Menge höchst obscöner Gedichte und rühmte sich selbst, niemals die Bibel (vulgata) zu lesen, weil ihr Latein nicht classisch genug sey. Er las nur die heidnischen Classiker und ahmte sie nach.

Als es in Paris Mode wurde, Cardinäle zu ersten Ministern zu machen, wurde dadurch Frankreich keineswegs geheiligt, sondern die geistlichen Herrn bei Hofe wurden galante Höflinge wie die weltlichen auch; am Hofe die Cardinäle und Bischöfe, in den Mittelklassen die Abbés, stereotype Hausfreunde, die dem Hausherrn Hörner aufsetzten, eine Gattung Leute, die Molière in seinem Tartuffe am besten gezeichnet hat. Galante Abenteuer bildeten schon im 17. Jahrhundert den pikantesten Gegenstand der Unterhaltung. In Italien, in Rom selbst trug man diese Frivolität nicht ganz so öffentlich zur Schau wie in Paris, hier aber erreichte die Corruption einen noch tiefern Grad. Man war hier, wie in Griechenland, dem Orient näher und adoptirte von dort das berüchtigte griechische Laster. Bekanntlich entblödete sich der Papst nicht, eine förmliche Castratenfabrikation zu dulden, um immer Castraten als Sänger in seiner Capelle zu haben. Junge Knaben vou schöner Stimme wurden zu diesem Behufe entmannt. Wuchsen sie heran, so nahmen sie in Folge ihrer unnatürlichen Verstümmelung weiche, halb weibliche Formen an und übten dann auf alle Freunde des griechischen Lasters einen eigenthümlichen Zauber aus. Sie und die Zöglinge, die auf dem Theater Frauenzimmerrollen spielen mußten, wurden nun die eigentlichen Hierodulen des sich christlich nennenden neuen Venustempels. Gorani schrieb in seinen Nachrichten von Italien II. 331: „Ich bin Zeuge der wahnsinnigen Entzückungen gewesen, von welchen sich ernsthafte Prälaten und Cardinäle hinreißen ließen, wenn diese Menschen auf der Bühne erschienen. Da habe ich noch Schamloseres gehört als in Paris und bald wußte ich die Namen von all den begünstigten Liebhabern jener Histrionen. Diese Neigung ist hier

allgemein bekannt und wird allgemein eingestanden. Ich war selbst unter der Anzahl der Eingeweihten und die Toilettengeheimnisse dieser Idole wurden mir enthüllt. Ich wohnte der Toilette eines solchen Musici bei, der Weiberrollen spielte. Seine Schönheit, seine Reize, der süße Ton seiner Stimme, alles trug dazu bei, den Zauber zu verstärken. Vor seiner prächtigen Toilette sitzend minaudirte er, lächelte und ließ von Zeit zu Zeit einige bezaubernde Töne entfallen. Seine Liebhaber, darunter Prälaten vom besten Ton, strengten sich eifrigst an, um einen Blick von ihm zu erhaschen. Der eine reichte ihm eine Blume, der andere einen Diamant, der dritte weiblichen Putz ꝛc. Die Dienste, welche die bischöflichen Dummköpfe dem jungen Ganymed zu leisten sich bemühten, waren den Ehrenbezeugungen gleich, wie Kirchendiener sie den Prälaten erweisen ꝛc."

In Paris war man nicht ganz in so wüste Unnatur versunken. Hier herrschten nicht die Ganymede, sondern die Aspasias und Phrynen vor, von der Königin abwärts. Es ist bekannt wie an diesem Hofe auch die Cardinäle und Bischöfe galant wurden und galant werden mußten, wenn sie sich der Hofgunst erfreuen und durch dieselbe zu großer Macht gelangen wollten. Damals lag es noch im Interesse des französischen Königthums, das Volk mittelst der römischen Kirche in Verdummung und Knechtschaft niederzuhalten, wenn man auch am Hofe dem lüderlichsten Heidenthum huldigte. Die Cardinäle, die an der Spitze des Ministeriums in zwei Jahrhunderten wiederholt Frankreich regierten (Richelieu, Mazarin, Fleury) waren nur das scheinheilige Deckblatt einer durch und durch heidnischen Despotie. Richelieu bereitete das System Ludwigs XIV. vor. Mazarin wurde dieses jungen Königs Mentor, Verführer und Kuppler. Dieser schändliche Italiener legte seine schönen Nichten, eine nach der andern dem jungen König als Maitressen bei. Später suchte der sanfte und gewissenhafte Cardinal Fleury als Minister einiges wieder zu bessern, aber vergebens. Sowohl unter den Regenten als unter Ludwig XV. schwollen die Laster des Hofes und die Verbrechen an der Nation immer höher an. Noch war es Mode, die servilsten Höflinge und königlichen Kuppler durch den ganz von Frankreich abhängigen Papst mit dem

Cardinalshut schmücken zu lassen. So erhielten ihn Bernis, Dubois, Rohan. Dubois steckte bis über die Ohren im tiefsten Sumpfe der Unzucht. Rohan ließ durch seine Jäger als Bischof von Straßburg die hübschesten Mädchen des Elsaßes einfangen und in seinen Harem auf dem Schloße Zabern bringen und machte nachher noch der Königin Maria Antoinette buhlerische Anträge.

III.

Die geistlichen Fürstenthümer in Deutschland.

Eine große Eigenthümlichkeit im deutschen Reich war das Vorkommen von Erzbischöfen, Bischöfen und Aebten, welche zugleich weltliche Fürsten waren, sofern sie größere oder kleinere Territorien mit landesherrlicher Gewalt vom Kaiser zu Lehen besaßen. Sogar drei geistliche Kurfürsten hatten neben den vier weltlichen Platz genommen. Diese Eigenthümlichkeit in der deutschen Reichsverfassung erklärt sich einfach aus der natürlichen Politik der Kaiser. Schon Karl der Große begünstigte die Bischöfe, um an ihnen treue Bundesgenossen gegenüber den immer zur Untreue geneigten weltlichen Fürsten zu gewinnen, und um durch sie zugleich das deutsche Nationalinteresse gegenüber von Rom wahren zu lassen. So geschah es, daß nicht selten deutsche Erzbischöfe und Bischöfe im Harnisch und an der Spitze von bewaffneten Vasallen für den Kaiser in den Krieg zogen. Nicht selten waren es die großen deutschen Erzbischöfe, besonders die von Mainz, die als Reichserzkanzler das deutsche Reich noch fest zusammenhielten, wenn schwache Kaiser regierten oder zweierlei Fürsten um die Kaiserkrone stritten. Sogar noch in der Zeit, in welcher schon die Habsburger das Reich an die Welschen verriethen, traten noch deutsch gesinnte Erzbischöfe muthig gegen sie auf. So der kühne Diether von Isenburg, der im Namen der deutschen Nation dem Papst und Kaiser zugleich trotzte, als diese

beiden sich 1448 zum Verderben Deutschlands im Wiener Concordat verschworen hatten.

Haben nun auch manche Erzbischöfe und Bischöfe in Deutschland sich ein patriotisches Verdienst erworben, so dienten doch die meisten nur theils dem deutschfeindlichen System der römischen Curie, theils dem Despotismus der katholischen Großmächte. Ueberhaupt aber war und blieb die weltliche Herrschaft von Priestern etwas Unnatürliches und stand im Widerspruch mit der Lehre des Evangeliums, nach welcher der Priester nur das Reich Gottes auf Erden fördern, nicht aber eine weltliche Herrschaft ausüben oder gar sich mit weltlichem Hofstaat und Prunk umgeben soll.

In der Reformation gingen die meisten norddeutschen Bisthümer ein und verloren die übrigen ihre nationale Bedeutung, da sie sich seit dem Tridentinum nur noch gehorsam unter die Uebermacht der Habsburger, der Bourbons und Roms unterwerfen mußten. Diese katholischen Großmächte und Rom machten fortan aus den deutschen Bisthümern nur noch Sinecuren für die nachgebornen Söhne des habsburgischen Hauses, desgleichen des bayerischen, um Bayern stets an der Hand zu behalten, später auch des sächsischen, als die Kurfürsten von Sachsen katholisch geworden waren, und des höheren deutschen Adels, wie auch des französischen, soweit Frankreich sich deutscher Grenzländer bemächtigte. So war z. B. im vorigen Jahrhundert der durch seine Lüderlichkeit berüchtigte Cardinal Rohan ein französischer Duc und zugleich Bischof in Straßburg. In den meisten geistlichen Fürstenthümern waren alle Domherrnstellen ausschließlich den jüngern Söhnen von Fürsten, Grafen oder wenigstens Freiherrn vorbehalten, was man den stiftsfähigen Adel nannte. Solche einträgliche Domherrnstellen wurden vornehmen Knaben schon in der Wiege als Pathengeschenk verliehen, wodurch sie Anwartschaft erhielten, später den fürstbischöflichen Stuhl selber zu besteigen. In dem einläßlichen Werk, welches Freiherr von Moser 1787 „über die Regierung der geistlichen Staaten in Deutschland" geschrieben hat, lesen wir, daß ein einziger vornehmer Knabe drei bis vier Hochstifte zugesichert erhalten habe. Ob er zum geistlichen Amt passen würde, danach frug Niemand. Auf gute Köpfe

kam es auch nicht an. Fromme, erfahrene und edelgesinnte Bürgerliche waren von vorn herein ausgeschlossen. Wenn in der apostolischen Zeit die christliche Gemeinde sich selber ihren Bischof wählte, um einen gewissenhaften Hirten an ihm zu haben, so wurden die Bischöfe jetzt blos im Interesse der katholischen Großmächte aus einem ihnen ergebnen Verwandtschaftshimmel von Prinzen, oder aus einem devoten und servilen, den Höfen verkauften Adel ernannt. Der Wiener Hof gab dabei gewöhnlich den Ausschlag, denn zunächst in seinem Interesse lag es, die geistlichen Fürsten zu ergebnen Werkzeugen seiner Politik zu machen. Moser scheute sich nicht zu schreiben, ein kundbarer Dummkopf werde dem Mann von Verdienst und hellleuchtendsten Geistesgaben vorgezogen, wenn er nur Haus Oesterreich mit Leib und Seele verpflichtet sey.

Im Allgemeinen lebten die geistlichen Fürsten wie die weltlichen in schamloser Ueppigkeit. Das geistliche Kleid war bei ihnen nur noch eine Maskirung wie zum Scherze. Um nur ein Beispiel anzuführen, so erzählt uns Duclos in seinen Memoiren vom Kölner geistlichen Kurfürsten Clemens August, einem bayerischen Prinzen, derselbe habe seine meiste Zeit in Paris unter anderen lüderlichen Prinzen des dortigen Hofes zugebracht und alle Schwelgereien und Lustbarkeiten mitgemacht und so toll lustig sey dieser geistliche Herr gewesen, daß er einmal, als er zu den Feierlichkeiten der Osterzeit von Paris nach Köln zurückkehren mußte, unterwegs zu Valenciennes verkünden ließ, er werde am 1. April hier predigen, aber nur einen dummen Spaß machte. Denn nachdem die Kirche von Menschen voll war und alles auf die Predigt wartete, schrie er: zum April! lachte laut und ließ eine Jagdfanfare blasen. Auch genirten sich diese geistlichen Fürsten nicht, ihre Hofhaltungen ganz nach dem Beispiel der weltlichen Höfe zu bestellen. Ja sie ahmten fast alle vorzugsweise die Ueppigkeit und Verschwendung Ludwigs XIV. nach. Das geschah nicht blos aus ungeistlicher Wollust, sondern auch, wenigstens bei den rheinischen Bischöfen, aus Politik. Obgleich sie nämlich den Protestanten gegenüber sich eng an das kaiserliche Haus Habsburg anschlossen, um sich durch dessen Schutz in ihren katholischen Territorien behaupten zu können, schmeichelten sie sich doch

auch an Frankreich an, als dieses seit dem dreißigjährigen Kriege zu größerer Macht gelangt war. Ihre fast durchgängig jesuitischen Beichtväter unterstützten diese Politik, seitdem sie für ihren Orden und für Rom von dem unter Ludwig XIV. so sehr erstarkten Frankreich mehr Vortheile zu erkaufen hofften, als von dem geschwächten Oesterreich. Suchte doch Wilhelm von Fürstenberg sich auf dem Kölner Erzstuhl als förmlicher Söldner Frankreichs gegen den Kaiser zu behaupten.

In welchem Grade die geistlichen Fürsten ihres apostolischen Berufes vergaßen, erhellt daraus, daß nicht nur die drei geistlichen Kurfürsten, sondern auch die Erzbischöfe von Salzburg, die Deutschmeister und selbst minder mächtige Fürstbischöfe von Würzburg, Bamberg, Speier, Augsburg 2c. sich prächtige Paläste bauten, gewöhnlich auch eine Sommerresidenz, Lustschlösser mit Gärten nach dem Muster von Versailles, Jagdschlösser mit Jagdrevieren. Auch bauten sie Theater, meist für italienische Opern, hielten einen unglaublich zahlreichen Hofstaat und Maitressen, gaben Hofbälle 2c. Ueberall waren sie vom Adel umgeben, der die Domherrnstellen und die Hofämter besetzte und seine Schule regelmäßig in Paris durchmachte. Domherr in Köln konnte nur ein Reichsgraf werden, in Mainz nur ein Freiherr oder Graf, der wenigstens sechszehn Ahnen zählte. Der Kurfürst Erzbischof von Mainz hatte als Reichserzkanzler den Vorrang vor allen andern. Diesen ältesten deutschen Kirchenstuhl, den zuerst der heil. Bonifacius eingenommen, besaß seit 1774 ein Freiherr von Erthal, welcher sechszig Kammerherrn an seinem Hofe hatte und den berühmtesten seiner Maitressen, mit denen er öffentlich im Theater saß, die classischen Namen Aspasia, Danaë, Kratina, Laïs und Phryne gab. In Köln hatte der obgenannte Clemens 120 Kammerherrn im Dienst und noch 180 blos betitelt. Sein zweiter Nachfolger, ein lustiger Bruder Kaiser Josephs II., konnte sich nicht genug Lustschlösser bauen (Bonn, Brühl, Falkenlust, Poppelsdorf). Der Kölner Kurfürst baute sich seine Paläste in Coblenz und Philippsfreude, der Erzbischof von Salzburg das Lustschloß Hellbrunn mit einer Venusgrotte, einem Theater der Diana 2c., der Bischof von Passau einen Freudenhain 2c. Die Lüderlichkeit

der geistlichen Höfe war sprichwörtlich. Mit den meisten bürgerlichen Aemtern wurden die Kinder der Fürstbischöfe, Domherrn und anderer Pfaffen versorgt. Nirgends war beim andern Geschlecht die germanische Keuschheit durch das römische Pfaffenthum so tief entartet.

Zu den Verschwendungen brauchte man Geld. Daher z. B. ein Kurfürst von Köln, ein Graf Königsegg, Nachfolger des bayerischen Clemens, das Land durch Juden aussaugen ließ. Moser bemerkt, die geistlichen Fürsten und Herrn hätten in den seltsamsten Finanzkünsten gewetteifert, durch geistliche Kramläden, Verkauf von Amuletten, Anlockung zu Wallfahrten, Concurrenz von Gnadenbildern, von denen immer eines wunderreicher seyn sollte als das andere. Lief dann das gläubige Volk herbei, so setzte ein einziges Gnadenbild einen ganzen Ort, besonders die Wirthe in guten Nahrungsstand, die Wein- und Bierconsumtion nahm bedeutend zu und die geistliche Kammer hatte ihren Nutzen davon. Natürlicherweise mußte das Volk in dicker Dummheit erhalten werden. Moser beklagte tief die „Unwissenheit, Geistesträgheit und Nervlosigkeit, das hölzerne unmoralische Leben des niederen Klerus, besonders aber der geistlichen Regenten."

Da es im Interesse der Habsburger lag, die Kurfürsten und die größeren Herzoge des Reichs nicht zu mächtig werden zu lassen, schirmten und begünstigten sie auf alle Weise die kleineren sowohl geistlichen als weltlichen Fürsten. Sie erhoben viele Reichsgrafen nicht nur, sondern auch Aebte reicher Klöster zur reichsfürstlichen Würde. Diese kleinen reichsunmittelbaren Herrn pflegten nun ihre Bequemlichkeit, stimmten auf den Reichstagen mit Haus Oesterreich und ließen Gott einen guten Mann seyn. Die Fürstäbte in den Klöstern thaten es an Hoffart und Ueppigkeit den Fürstbischöfen gleich: Fast in allen Klöstern war das geistliche Leben erstorben, nur die Jesuiten und Kapuziner waren ungemein rüstig in der Bearbeitung der höhern und niedern Stände. Die reichen Stiftungen der Benediktiner waren Sinecuren für faule Bäuche geworden. Nur einige Wenige trieben noch gelehrte Studien. Zu welcher Unnatur das Mönchthum ausgeartet war, erkennt man am besten an den

Karthäusern, die sich der strengsten Askese rühmten und sich doch in ihrer heiligen Armuth die prachtvollsten, berühmtesten, innerlich mit den kostbarsten Bildern und Gesteinen ausgeschmückten Kirchenpaläste im geschmacklosesten, aber reichsten Renaissancestyle bauten. Diese Bauwuth der Klöster kam im romanischen Süden viel häufiger vor als diesseits der Alpen. In Deutschland wurde weniger der Prachtsinn als der Bauch gepflegt, hier waren Küche und Keller die Hauptsache. Trotz der Fastengebote und Gelübde schmauste man in den Klöstern wie auf der Insel der Phäaken und wichtiger als der Chor und sein frommer Gesang war der Keller mit seinen vollen Fässern.

Das Schlimmste, was man vielen deutschen Fürstbischöfen, zumal denen am Rhein, vorwerfen muß, ist ihr oft wiederholter Vaterlandsverrath. Viele von ihnen dienten, von Frankreich bestochen und verführt, der Raubpolitik Frankreichs gegen Deutschland. Je übermächtiger Frankreich wurde, um so serviler schloßen sie sich ihm an, und ihre Abhängigkeit von Rom entschuldigte sie; sie gehörten ja als katholische Priester Rom an und ihre Beichtväter und geheimen Räthe waren meist Jesuiten. Sie haben durch die Dienste, welche sie Frankreich leisteten, unserm deutschen Vaterlande unermeßlich geschadet. Sie waren eigentlich die treulosen Pförtner, die den Franzosen Deutschlands Thore immer bereitwillig öffneten. Ich hebe hier nur sieben der auffallendsten Beispiele hervor:

1) Robert, Bischof von Metz, als solcher deutscher Reichsfürst, während Metz noch eine blühende deutsche Stadt war, zettelte Verrath in ihr an, benutzte, selber von Frankreich bestochen, seinen örtlichen Einfluß und seine Personalkenntniß, um einen Theil der Rathsgeschlechter von Metz zu bestechen, die deutschgesinnte Bürgerschaft zu verrathen und den Franzosen unter König Heinrich II. im Jahr 1552 die Thore zu öffnen. Man pflegt diesen schändlichen Verrath, durch welchen Metz, des deutschen Reiches festestes Bollwerk, den Franzosen in die Hände gespielt wurde, immer allein dem sächsischen Kurfürsten Moritz und den mit ihm verbündeten protestantischen Fürsten Schuld zu geben. Sie riefen allerdings den französischen König zu Hülfe und machten sich dadurch des Ver-

rathes an Deutschland schuldig, aber sie nicht allein, und sie waren von Metz ferne. Wenn der katholische Bischof Robert ihm nicht geholfen hätte, würde der König schwerlich Metz bekommen haben.

2) Bernhard von Galen, Bischof von Münster, spielte den großen Herrn, drückte das Volk mit Auflagen und brachte es zur Verzweiflung, so daß es bei den Hansestädten Hülfe suchte, zu denen es vor der Reformation gehört hatte, ehe der Wahnsinn der Wiedertäufer zur katholischen Reaction führte. Der Bischof aber schloß sich sofort 1658 an den eben damals gegründeten ersten Rheinbund an, der dem König von Frankreich gegen Deutschland diente, und gelangte dadurch zu solcher Macht, daß er drei Jahre später die Stadt Münster beschießen, überwältigen und aller alten Freiheiten berauben konnte.

3) Johann Philipp, Kurfürst von Mainz, war zu derselben Zeit Mitglied jenes fluchwürdigen ersten Rheinbunds geworden und drangsalirte die seinem Gebiet zugehörige Stadt Erfurt in Thüringen in derselben Weise, wie Bischof Bernhard die Stadt Münster, ja er schämte sich nicht, französische Truppen, die ihm König Ludwig XIV. zu diesem Zwecke lieh, bis nach Thüringen zu führen, Erfurt zu beschießen, zu überwältigen und seiner alten Freiheiten zu berauben. Ein so unerhörter, mitten in Deutschland von Franzosen ausgeführter Frevel wurde nur dadurch möglich gemacht, daß einerseits der Rheinbund sehr mächtig war und andererseits die weltlichen Fürsten Deutschlands der Unterdrückung reichsstädtischer Freiheiten mit Schadenfreude zusahen.

4) Wilhelm von Fürstenberg, Coadjutor des Erzstifts Köln, die Seele jenes ersten Rheinbunds unter Ludwig XIV., der thätigste unter allen Verräthern des damaligen Deutschland, hatte sich mit Leib und Seele den Franzosen verkauft, so daß selbst in jener traurigen Zeit deutscher Trostlosigkeit und Ohnmacht doch eine sittliche Erzürnung in der öffentlichen Meinung die Bestrafung dieses ehrlosesten aller Verräther verlangte. Aber der katholische Kaiser aus dem Hause Habsburg ließ ihm Schonung angedeihen.

5) Franz Egon von Fürstenberg, Bruder des Vorigen, Bischof von Straßburg, diente dem Reichsfeind mit derselben Niedertracht,

half mit zu der Verrätherei, welche Straßburg in die Hände der Franzosen fallen ließ, empfing Ludwig XIV., als dieser in Straßburg einzog und redete ihn an: Nun will ich gern sterben, da mein Auge den Herrn gesehen hat! Derselbe Bischof nahm den Protestanten in Straßburg den Münster weg und las hier dem französischen Eroberer die erste Messe.

6) Joseph Clemens, Kurfürst von Köln, Bruder des Kurfürsten Maximilian Emanuel von Bayern, gleich diesem Verräther am Reich, öffnete den Franzosen den Niederrhein und brachte langen Jammer über Deutschland, bis Prinz Eugen und Marlborough das Franzosenvolk wieder über den Rhein zurückjagten. Sein Neffe und Nachfolger in Köln, Clemens August, war der elende Spaßmacher von Valenciennes, dessen oben gedacht ist.

7) Constantin Franz von Hoensbroek, Bischof von Lüttich, verhöhnte noch am Ende des vorigen Jahrhunderts jeden einem Bischof geziemenden Anstand, jede Rücksicht auf das seiner Führung anvertraute Volk. Hier hatten schon lange die Pfaffen unerhörte Anmaßungen durchgesetzt. Zwei Dritttheile des reichen Bisthums gehörten ihnen und waren steuerfrei. Nur das letzte Drittel, welches den Laien blieb, war ungeheuer mit Steuern überladen. Die Pfaffen schwelgten vom Schweiße des armen Volkes. Alle gute Sitte verhöhnend, hatte der lüderliche Bischof im Bade Spaa eine Spielhölle gegründet, die größte und besuchteste auf dem Festlande, von der er immense Einkünfte bezog, die er für sich behielt und von denen dem Lande nichts zugute kam. Nun faßten die Laien aber Muth, als Kaiser Joseph II. zur Regierung gekommen war, klagten gegen ihren Bischof und mußten lange mit ihm Prozeß führen, weil er heimtückisch aus dem Lande entfloh, im Ausland fortschwelgte und alle Mahnungen zur Billigkeit zurückwies. Unterdeß gährte es im nahen Frankreich und in dem verhängnißvollen Jahr 1789, in welchem die französische Revolution begann, empörte sich auch das Volk in Lüttich in Abwesenheit des Bischofs gegen seine Regierung, um mit Gewalt zu seinem Rechte zu kommen. Weil nun Lüttich damals zum niedersächsischen Kreise des deutschen Reichs gehörte, wurde der König von Preußen als Herzog von

Cleve von Kaiser und Reich beauftragt, durch seine Truppen die Ordnung in Lüttich herstellen zu lassen. Die preußischen Truppen entledigten sich dieser Mission auf die schonendste Weise, so daß man sie in Lüttich als Beschützer ansah. Aber der Sturm der französischen Revolution kam in wenigen Jahren über den Niederrhein und das Bisthum Lüttich zerschmolz in der französischen Republik.

IV.

Der Rationalismus.

Weil die französische Mode von den Höfen aus gepflegt wurde, fehlte es auch in Deutschland nicht an Freigeistern und Schöngeistern, die den französischen nachahmten. In der Mehrheit faßte unsere bürgerliche und Gelehrtenwelt die Kritik des unerträglich gewordenen Glaubenszwangs nicht mit Spott und gottlosem Witz, sondern ernsthaft auf und suchte sogar eine sittliche Erhebung darin. Wie zur Zeit der Reformation ergriff die deutschen Denker eine edle Entrüstung über die Unvernunft nicht mehr blos der katholischen, sondern auch der lutherischen und calvinischen Intoleranz und über die Grausamkeit der Orthodoxie in den Hexenprozessen und in der Verfolgung Andersdenkender. Das Programm in dieser Periode war, man müsse das durch die Pfaffen aller Kirchen unvernünftig gemachte Christenthum wieder zur Vernunft bringen, weshalb die Neuerer Rationalisten hießen.

Ihr Streben war berechtigt, wie es das der ersten Reformatoren gewesen war. Durch die Verirrungen und Sünden der rechtgläubigen Kirchen war man mit Nothwendigkeit dahin getrieben, an die Vernunft zu appelliren. Man mußte endlich die Menschheit aus den eisernen Krallen der grausamsten Intoleranz und aus der Finsterniß des Wahns befreien. Man mußte die offizielle Vor-

stellung von Gott als eines Tyrannen und Henkers der Menschen auf den Begriff eines Vaters zurückführen.

Es entsprach der seit der Reformation bewährten Paritäts- und Toleranzpolitik des Hauses Zollern in Brandenburg, daß es den im lutherischen Sachsen schwer verfolgten Rationalismus in Schutz nahm. Thomasius, der eigentliche Apostel des deutschen Rationalismus, war am Ende des 17. Jahrhunderts Professor in Leipzig. Er zuerst wagte im Jahr 1685 wieder deutsch zu schreiben, da bisher noch alle Facultäten auf deutschen Universitäten sich ausschließlich der lateinischen Sprache bedient hatten. Er wurde deshalb furchtbar verketzert. Als er nun in einer Zeitschrift systematisch alles Unvernünftige der theologischen und juridischen Facultäten angriff, stieß er in eine Menge Wespennester zugleich. Hofprediger galten damals noch alles bei den Fürsten. Wenn sie nur denselben zu schmeicheln wußten, so durften sie sich nach unten hin alles erlauben. Der dänische Hofprediger Masius hatte ein Buch geschrieben, worin er voll der niederträchtigsten Kriecherei vor den Fürsten den lutherischen Glauben als denjenigen empfahl, der für ihren Despotismus der bequemste wäre. Thomasius schrieb dagegen, aber Masius setzte durch, daß diese Gegenschrift in Kopenhagen vom Henker verbrannt wurde. Kurfürst Johann Georg III. von Sachsen hatte den sanften Spener zu seinem Hofprediger gemacht; als dieser ihn aber einmal ermahnte, von seiner lüderlichen Lebensweise abzulassen, jagte er ihn zornig fort. Nicht anders erging es dem frommen August Hermann Francke, der als Pietist mißhandelt und vertrieben wurde. Thomasius hatte nicht blos mit den Theologen zu kämpfen, unter denen der gräßliche Carpzow ihn am bissigsten verfolgte, sondern auch mit den Juristen, da er gegen den damals noch von bei den Facultäten auf's zäheste vertheidigten Hexenglauben und gegen die Tortur eiferte. Diese Leipziger Facultätsmenschen brachten es dahin, daß Thomasius vor ihr Gericht gezogen werden sollte, und er konnte dem Schaffot nur durch die Flucht entgehen. Er suchte aber und fand Schutz bei Friedrich I., König von Preußen, der auch den edlen Spener zu sich nach Berlin nahm und den Werth des Thomasius so zu schätzen wußte, daß er ihmzuliebe die

kleine Ritterakademie in Halle an der Saale zu einer Universität erhob. Hier wirkte nun Thomasius ungehindert in echt deutschem Sinne für Recht und Vernunft und neben ihm gleichfalls der aus Sachsen vertriebene Franke, der hier das berühmte große, noch jetzt blühende Waisenhaus gründete.

Ehe noch die Neuerungen auf den deutschen Universitäten wissenschaftlich formulirt wurden, waren sie in England schon in's praktische Leben übergegangen. Aus dem Deismus wuchs hier die Freimaurerei hervor. Die Deisten sahen von dem exclusiven Gott jeder einzelnen Kirche ab und kehrten eigentlich zum Arianismus zurück, indem sie wieder nur an einen Gott glaubten und in demselben nur die höchste weltregierende Vernunft personificirten. Man unterstellte diesem alleinigen Gott nun auch alle Menschen ohne Unterschied der Race oder Nation oder des bisherigen Bekenntnisses einfach als Weltbürger (Kosmopoliten), denn die Menschen seyen alle gleich. Sofern es noch nicht möglich schien, die Masse der Menschen von ihren herkömmlichen Vorurtheilen loszuschälen, erneuerte man das Verfahren der Mysten im alten Griechenland, welche ihre klarere Gotteserkenntniß in ihren Mysterien vor dem profanen Volke geheim hielten, und bildete die geheime Gesellschaft der Freimaurer. Man wählte diesen Namen, weil man die Menschheit nach einem neuen Humanitätsideal gleichsam neu aufbauen wollte. Diese englische Maurerei fand bald auch in Deutschland großen Anhang. Hier war durch die Vielstaaterei, durch die confessionellen Gegensätze, durch die classische Schule, die römische Juristerei und französische Mode das Nationalbewußtseyn längst verloren gegangen, und weil die Einsichtsvollen sich an den einheimischen Zuständen ekelten, wurden sie gern Kosmopoliten und malten sich ein Menschheitsideal an ihre kleinstaatlichen Stall- und Kerkerwände.

Die rationalistische Bewegung wurde unterstützt durch den Fortschritt der Naturwissenschaften, durch eine neue Lust am Reisen und Erweiterung des Horizonts, indem man fremde Völker kennen lernte, desgleichen durch welthistorische Studien und Alterthumsforschung, endlich auch durch ein neues Studium der Philosophie, in welchem man, über das ganze christliche Mittelalter hinweg sehend, unmittel-

bar an die heidnische Philosophie der Griechen und Römer wieder anknüpfte. Auch die protestantische Geistlichkeit durfte dem Zuge der Zeit folgen, denn die von der französischen Freigeisterei angesteckten Höfe duldeten es. Friedrichs des Großen Toleranz war dafür maßgebend. Auch England und die Maurerei übten wesentlichen Einfluß. Die rationalistischen Exegeten machten es sich zur Aufgabe, die biblischen Wunder natürlich zu erklären. Man gerieth dabei in das Extrem, an Christus nur die menschliche Seite gelten zu lassen, wie man früher ausschließlich die göttliche angebetet hatte. Er sollte nur noch ein gewöhnlicher, wenn auch ein besonders edler und hochbegabter Mensch gewesen seyn, ein jüdischer Sokrates.

Auch noch in anderer Beziehung gerieth man aus dem einen Extrem in's andere. Die lutherische Rechtgläubigkeit hatte den Menschen tief erniedrigt und unterschätzt, nichts Gutes mehr an ihm gelassen, sondern ihn durch Adams Fall für gänzlich verderbt und unfähig zu jeder Besserung gehalten, wenn Christus sich seiner nicht erbarme. Ja Flacius, der fanatischeste aller Lutheraner, hatte den Menschen sogar eo ipso und von Geburt an des Teufels seyn lassen. Von dieser Uebertreibung kam man jetzt zurück, gerieth aber wieder in eine andere hinein, sofern man den Menschen auf einmal für gar zu gut erklärte, ihm schmeichelte und ihn hätschelte. Wenn man das mit Recht tadelt, so darf man doch nicht vergessen, daß es eine wahre Wohlthat war, nach der so langen Schrecken- und Angstperiode der Religionskriege und Hexenprozesse doch wieder die Humanität zur Geltung gelangen zu sehen. Die gemarterte Menschheit erholte sich endlich wieder und athmete wieder freier. Auch die Kunst nahm an dieser Wandlung theil. Nachdem die Malerei genug Schlachten und in den Kirchen am liebsten blutige Martyrien und gräßliche Henkerscenen dargestellt hatte, begann auf einmal, wenigstens im germanischen Norden, die Landschafts- und Genremalerei Mode zu werden. An den Höfen kamen statt der ritterlichen Spiele die Schäfereien auf. Auf den Theatern wurden die schauerlichen Haupt- und Staatsactionen durch feine Lustspiele abgelöst.

Die deutsche Gemüthlichkeit, in der Kirche nicht mehr befriedigt,

suchte und fand einen Ersatz in der „süßen heiligen Natur", in der Heiligung, ja Selbstvergötterung des menschlichen Herzens, in der Rührung, mit welcher man gleichsam staunend inne wurde, der gute Mensch sey doch bisher allzu übel behandelt worden. Wie hart war man bisher mit den Kindern umgegangen, mit welchen Hindernissen hatten die Liebenden zu kämpfen gehabt! Welche Ungerechtigkeiten waren aus den allzu schroffen Unterschieden der Stände, der Nationen, der Confessionen erwachsen! Noch war die Sklaverei in der Welt nicht ausgerottet. Noch gab es Hörige auf deutschem Boden, noch waren die Juden eine verachtete Race. Daher bemächtigte sich der gebildeten Mittelklassen in Deutschland ein tiefes Mitleid mit der leidenden Menschheit, ein sentimentaler Schmerz mit Süßigkeit gepaart, sofern in dem Mitleid ein gar so edles Selbstbewußtseyn lag. Wenn der frühere doch ungleich härtere deutsche Bürger zu solcher Weichherzigkeit gelangen konnte, so trug dazu wohl einerseits die englische Maurerei und andererseits der große Beifall bei, mit denen Rousseau's neue Ideen begrüßt wurden. Aber man überstürzte sich und kehrte das Unterste zu oberst. Aus übertriebener Gerechtigkeitsliebe wollte man in dem Maaß alles Niedere erhöhen, in welchem man alles Hohe erniedrigte. Königthum, Adel, Priesterthum wurden verabscheut. Auch die edlere Race sollte nichts mehr gelten. Selbst das Verbrechen und die Schande wurden glorificirt, als Folgen eines Unrechts, welches die Mächtigen und Vornehmen den Wehrlosen und Armen angethan hätten. Die Dichter wetteiferten, sich Tugendideale in den Judengassen und Negerplantagen, in den Gaunerherbergen und Räuberhöhlen zu suchen. So erfand Lessing den edlen Juden, Schiller den edlen Räuber, Cramer den edlen Hechelkrämer, Zschokke den edlen Galeerensklaven, Kotzebue den edlen Dieb, den edlen Lügner, die edle Hure.

An diese Verhätschelung der außer der bisherigen Gesellschaft stehenden Wilden, Vagabunden und Auswürflinge schloß sich auch bald eine Verhätschelung der durch unser christliches und sociales Sittengesetz bisher verpönten Lüsternheit der Sinne, eine Emancipirung und Glorifikation unreiner und verbotener Triebe, eine Los-

reißung von der unserer germanischen Race angeborenen Schamhaftigkeit unter ästhetischen Beschönigungen. Man meinte die gemeinste Fleischeslust, das sündliche Behagen der Verführung und des Ehebruchs und nannte das „süße heilige Natur", Rückkehr zur ursprünglichen paradiesischen Unschuld und Freiheit, eine schöne Stimmung, ein Sehnen und Schmachten des Herzens. Goethe lehrte die Deutschen den gemeinen Wollusttrieb, wenn er befriedigt wird, als natürliches Recht der Wahlverwandtschaft im Gegensatz gegen den unnatürlichen Zwang der Ehe entschuldigen und, wenn er nicht befriedigt wird, als ein dem Menschen zugefügtes schweres Unrecht und als Weltschmerz beklagen.

Dieser weibischen Weichlichkeit, Herzenskoketterie und Selbstbeschmeichelung setzten edlere Geister, vor allem Schiller, doch noch männliche Menschheitsideale, noch das Heldenthum der Freiheit, des ewigen Rechts, der Tugend entgegen und wenn sie dabei auch die deutsche Nationalität und das Christenthum nicht beachteten, so bewahrten sie doch den sittlichen Ernst und ein edles Feuer und versanken nicht in den Cloak des Voltaireanismus. Und das kam unsern nationalen Interessen zugute, wenn man auch keinerlei Patriotismus dabei betonte.

Uebrigens muß darauf aufmerksam gemacht werden, daß der dem schroffen Lutherthum diametral entgegenstehende rationalistische Humanismus doch eigentlich nur den Faden fortsetzte, der durch die ganze Kirchengeschichte hindurchläuft, nämlich die Tendenz zur Bequemlichkeit der bösen Leute, zur leichten Sündenvergebung. Der Katholik wurde beruhigt durch Werkheiligkeit, der Lutheraner durch den allein rechtfertigenden Glauben, der Rationalist durch die eitle Selbstüberschätzung in der Voraussetzung, die Menschen seyen viel zu gut, als daß einer verdammt werden könnte, seine Sünden seyen nur Schwachheiten oder Folgen der Erziehung, des Beispiels rc., also verzeihlich, und zweitens sey auch Gott viel zu gut, um sich nicht aller Menschen zu erbarmen. Mit dieser Verirrung des rationalistischen Zeitbewußtseyns hängt auch die sentimentale Justiz zusammen, welche alle Leib- und Lebensstrafen abschaffen will.

Die Rationalisten und die ihnen verwandten Philosophen ur-

theilten überaus geringschätzig vom katholischen Glauben, merkten aber nicht, daß sie es völlig den Meßpfaffen gleich thaten, indem nämlich auch sie den lieben Gott machen zu können meinten. Die philosophischen und theologischen Hörsäle wurden förmliche Götterfabriken. Da wurde erstens das Daseyn Gottes in hochnasiger Scholastik bewiesen. Nun war er da, aber noch nicht fertig. Der eitle Professor mußte ihm erst die Form und die Eigenschaften geben, die ihm beliebten, und jeder suchte seinen Ruhm darin, irgend etwas Neues und Anderes von Gott zu wissen. Daher der gelehrte Streit unter ihnen auch nicht enden wollte, denn immer neue Eitelkeiten mischten sich ein, die sich wieder durch etwas anderes auszeichnen wollten. So ging in den Händen der Dogmatiker die ursprüngliche Lehre Jesu und in den Händen der Exegeten die Bibel in Stücken oder völlig unter. Der Gottesbegriff wurde immer mehr verdünnt, bis er zerriß. Und doch schöpften sie ihre ganze Afterweisheit nur aus der wahren Weisheit. Schon St. Martin sagte: „Wenn sie den Tempel nicht umgestoßen hätten, würden sie keine Steine haben, um sie auf einander zu werfen."

In einer gewiß sehr auffallenden Weise glich der nun schon hundert Jahr alte Kampf des Rationalismus gegen den Gott der christlichen Offenbarung der systematischen Opposition des modernen parlamentarischen Liberalismus gegen den Thron. Die Voraussetzung dabei war, die Reformation sey die Befreiung des Subjekts von jeder kirchlichen Autorität gewesen, ein Durchbruch der menschlichen Vernunft durch den unvernünftigen Kirchenglauben. Obgleich nun allerdings die Reformatoren sich eifrig bemüht hatten, falsche Autoritäten für ungültig zu erklären und das christliche Gesetz von spätern Zuthaten möglichst zu reinigen, so war es ihnen doch niemals eingefallen, alle und jede Autorität auf kirchlichem Gebiet zu leugnen und jene allgemeine Freiheit zu predigen, wie es später der Jakobinismus auf dem politischen Gebiete that. Auch wurde das Recht der gesunden Vernunft, falsche Glaubenssätze zu verwerfen, vom Rationalismus mißverstanden und die wirklich gesunde Vernunft mit der Eitelkeit des sophistischen, mit der Plattheit des ordinären Verstandes verwechselt.

Der moderne Rationalismus in Verbindung mit der Humanitäts-Schwärmerei, den allgemeinen Menschenrechten, der Freiheit und Gleichheit, wie sie in der französischen Revolution verkündet wurden und im Liberalismus fortdauern, ist auf einen gefährlichen Irrweg gerathen, indem er erstens bei der Berechtigung die Befähigung nicht in Anschlag brachte und zweitens die Rechte nicht durch Pflichten einschränkte. Diesen Irrweg schlug aber zuerst die romanische Race ein, in welcher die Atomistik, allgemeine politische und kirchliche Sclaverei als das eine, die allgemeine Freiheit und Gleichheit als das andere Extrem überwiegt, während die germanische Race nie in solche Extreme fiel, sondern die natürlichen Unterschiede der Menschen festhielt in einer organischen Gliederung der Gesellschaft, in welcher jedem nach dem Maaße seiner Befähigung sein Platz innerhalb eines gewissen Standes angewiesen war, die Genossen des Standes aber ihre Rechte nur nach ihren Pflichten abmaßen und unter einander solidarisch verbunden waren. Das entsprach der wirklichen Sachlage und sicherte jedem seine ökonomische Existenz.

In neuerer Zeit hat man das alles übersehen, sind nach dem Vorgang der französischen Revolution auch in Deutschland durch den ganz im romanischen Fahrwasser fortgetriebenen Liberalismus die Grundlagen der germanischen Gesellschaft zerrüttet worden, und zwar merkwürdigerweise im germanischen Nordamerika, wie im germanischen Europa. Dort emancipirt man unvernünftigerweise die Neger, nach dem zuerst von der französischen Revolution gegebenen Beispiel, wie sehr dieses Beispiel auch gerade zur Warnung hätte dienen sollen. Man vergißt, daß der Negerrace die Capacität für den Gebrauch der ihr zugemessenen Rechte fehlt, und um eine gesicherte ökonomische Existenz derselben kümmert sich Niemand. Man läßt sie zu Grunde gehen, das Recht wird ihnen zum Unrecht, der vermeintliche Segen zum Fluch. Der Pendant dazu, die Emancipation der Juden in Europa, hat zwar diesen selbst sehr genutzt, aber nur auf Kosten ihrer christlichen Mitbürger, denn die von der germanischen grundverschiedene semitische Race ist insofern bevorrechtet worden und hat mit ihren christlichen Mitbürgern nicht gleiche

Pflichten übernommen, als sie die Arbeit scheut und ihren christlichen Mitbürgern nur den Lohn der Arbeit abzulisten weiß. Auch diese Judenemancipation ist romanischen Ursprungs, denn sie kam in der französischen Revolution auf. Die Stadt Straßburg protestirte ausdrücklich dagegen im Jahr 1791 und sagte vorher, die Juden würden auch nach der Emancipation wie vorher Juden bleiben, nie arbeiten wollen wie der Christ, sondern nur schachern und wuchern, als eine privilegirte Klasse von der Arbeit der Christen leben, nur als fremder Parasit dem einheimischen Baum die Säfte aussaugen. Weit entfernt, sich in der allgemeinen Menschheit aufzulösen, würden sie ihren Racencharakter zähe beibehalten.

Am ungünstigsten hat die moderne Freiheits- und Gleichheits-Theorie auf unsere zahlreichen armen Arbeiter eingewirkt, sofern man die Innungen aufhob, welche ihnen lange Jahrhunderte hindurch sowohl die Arbeit, als den Lohn derselben sicherte. Jetzt gibt man ihnen dafür Wahlrechte, Nationalwerkstätten, fing sogar an, sie in den Parlamenten zuzulassen. Aber sie sind gegen Stocken der Arbeit, gegen Herabsetzung der Löhne, gegen Hunger nicht geschützt. Man wollte ihnen in Schulen höhere Bildung beibringen, böse Verführer machten ihnen die Religion lächerlich, verlockten sie zu zuchtloser Lüderlichkeit und zum Trunke und warben sie für die Revolution. Andererseits gaben sich katholische Vereine und Pietisten Mühe, sie auf den Weg der Gottesfurcht zurückzuführen. Aber das alles genügt nicht. Das einzige Mittel ist, sie vom romanischen Wege auf den germanischen zurückzuführen, die in Atome sich auflösende Gesellschaft wieder ständisch zu gliedern und die Familien in Innungen zu vereinigen, in denen wieder den Rechten und zwar nicht blos den politischen, sondern auch dem Recht der Familienexistenz, Pflichten und zwar nicht blos politische, sondern auch sittliche an die Seite treten. Zugegeben, daß in der ältern ständischen Gliederung vieles entartet war, so kam es doch nur darauf an, die Mißbräuche auszurotten und nicht den ganzen Organismus aufzulösen, so wie es auch nur darauf ankam, die entartete Kirche zu reformiren, nicht sie zu zerstören.

V.

Der Naturalismus.

Man war mit der Zeit in eine ungeheure Unnatur gerathen und die Völker hatten die Schmerzen derselben fühlen müssen. Man sehnte sich unwillkürlich aus den blutigen Schlachtfeldern der Glaubenskriege heraus zum Frieden der Natur, zur Idylle eines glücklichen Hirtenlebens. Daher schon im dreißigjährigen Kriege und unmittelbar nachher eine Vorliebe für arkadische Schäfereien an den Höfen, bei den Dichtern und zumal in den beliebten Singspielen aufkam, deren sanfte Melodien nach so langem schrecklichen Kriegslärm einen lieblichen Trost gewährten. Aber auch aus dem Geschrei und Gezänk der Orthodoxen, von dem alle Kirchenwände widerhallten, sehnte man sich unwillkürlich hinaus in Gottes freie Natur und hörte lieber die fromme Lerche singen und weidete sein Auge am ruhigen Grün der Wiesen, an der stummen Andacht der Blumen, oder am Anblick der ewigen Sterne im Frieden der Nacht. Es konnte nicht anders seyn. Man mußte endlich begreifen, die Natur sey vollkommen überall, wo nur der Mensch nicht hinkomme mit seiner Qual. Man mußte schaudernd erkennen, was die Menschen mit ihren wilden Leidenschaften und bösen Trieben aus der Religion der Liebe gemacht, wie sie das Ebenbild Gottes geschändet und wie unwürdig sie sich als Geschöpfe ihres Schöpfers gemacht hatten, der in ewiger Güte die Sonne immer noch den Bösen wie den Guten leuchten, die von Schlachtrossen zerstampfte und blutgetränkte Erde immer wieder reinlich grünen und fruchtreiche Saaten tragen ließ.

Daher am Ende des 17. Jahrhunderts und in der nächst folgenden Zeit die ganz ungewöhnliche und neue Hinneigung zur Natur, wenn auch nur im germanischen Europa. Das romanische nämlich behielt mit allen Aeußerlichkeiten und aller Bigotterie theils der Renaissance, theils des Katholicismus auch jenen Mangel am Naturgefühl bei, der schon bei den alten Griechen und Römern

in so auffallendem Grade bemerkt worden war. Der ästhetische Sinn des Südens ging nur der menschlichen Form nach, die südliche Kunst war und blieb Bildhauerei und Malerei. Für die Schönheit der Natur, abgesehen vom Menschen, der Landschaft, des Himmels, der Gebirge, des Meeres, des Waldes, war kein Sinn da. Die Pflanzenwelt blieb ganz unbeachtet, außer wo man ein Symbol aus ihr schöpfte. Auf die Thierwelt nahm man nur in sofern mehr Rücksicht, als sich in ihr auch mehr menschliche Formen und Charaktere abspiegeln. Dieser romanische Geschmack war nun allmälig mit der römischen Kirche auch im germanischen Norden herrschend geworden. Jetzt erst brach das germanische Naturgefühl mächtig hindurch. Zunächst in den deutschen Niederlanden wandten sich die großen Malerschulen der Landschafts- und Genremalerei zu, einer seelenvollen Auffassung der Natur im Gegensatz gegen den heroischen und erotischen Styl der Renaissance. Zugleich fingen die Dichter die Natur zu bewundern an. Albrecht v. Haller machte zum erstenmal auf die erhabene Schönheit der Alpenwelt aufmerksam, der Engländer Thompson auf die zarten Reize der Frühlingsnatur. Brockes in Hamburg schrieb ein bändereiches „Irdisches Vergnügen in Gott", worin er mit eben so viel Frömmigkeit als poetischem Gefühl die Schönheiten aller Naturreiche als Wunder Gottes pries.

Man hat über den Naturalismus der Holländer gespottet, deren berühmte Maler mit einer gewissen Vorliebe ganz alltägliche, gemeine und sogar häßliche Dinge malten, gewöhnliches Vieh, Hausgeräthe, bäuerliche Scenen rc. Allein dieses Extrem war hervorgerufen durch eine Gemeinheit ganz anderer Art, nämlich durch die vornehmthuende Gemeinheit der Heiligen- und Historienbilder nach der italienischen Schablone, der fabrikmäßigen, conventionellen Affectation des Heiligen, die keinen Menschen mehr zu einer wahren Andacht stimmen konnte.

In Frankreich verband sich der Naturalismus einerseits mit dem gröbsten Atheismus im sog. Materialismus, in derjenigen Philosophie, welche Gott und Geist überhaupt leugnete und nichts gelten ließ als die Materie allein, so daß auch der Mensch einzig Materie

und sein Leben nur eine mechanische Verrichtung seyn sollte, nach dem kurzen Programm l'homme-machine. Ein schlechter Witz, welcher nur bezweckte, die damals in der Pariser Gesellschaft herrschende Sittenlosigkeit zu entschuldigen und die lüderlichen Sünder, Ehebrecher, Verführer, falschen Spieler 2c. jeder Verantwortung zu entlasten. Andrerseits nahm der Naturalismus bei Rousseau etwas Empfindsames an. Rousseau dachte sich die Menschheit als eine schöne und unschuldige Gefangne, die seit Jahrhunderten durch Glaubenszwang, durch weltliche Tyrannei und durch ein verkehrtes, lügenhaftes und grausames Erziehungssystem gequält und unglücklich gemacht worden, die man daher befreien müsse. In seinem Emile empfiehlt er eine ganz neue naturgemäße Erziehung der Kinder in der Voraussetzung, jedes Kind sey von Natur gut. In seinem contrat social empfiehlt er der Menschheit eine neue freie Verfassung, abgesehen von allem Herkommen in der Geschichte und wieder in der Voraussetzung, alle Menschen seyen nicht nur gleich berechtigt, sondern auch gleich befähigt. Das stimmte in gewisser Beziehung mit den Grundsätzen der in England entstandenen Freimaurerei überein; die Freimaurer jedoch täuschten sich darüber nicht, daß es unter den Menschen an der gleichen Befähigung fehlt, ihr geheimer Bund traf also vorerst eine Auswahl der Fähigen.

Jener Rousseau rief in Frankreich eine Begeisterung für das natürlich Menschliche hervor, welches unter den bisherigen kirchlichen und staatlichen Gewalten grausam unterdrückt worden sey. Diderot schilderte in seiner Réligieuse das traurige Schicksal einer Nonne, die im Kloster, anstatt darin ein Asyl ihrer Unschuld zu finden, durch gottlose Pfaffen verführt worden sey. Viele Schauspiele und Romane stimmten in diesen Ton ein. Wer noch auf die bestehende Kirche Rücksicht nehmen wollte, verlegte den Schauplatz pfäffischer Greuel in's Alterthum, in den Orient oder nach Peru. Ein ruchloser Oberpriester verdirbt oder verfolgt die Unschuld, verdammt den natürlichsten Trieb des Menschen als Todsünde und will das unschuldige Opfer schlachten, als ein junger Held oder ein großmüthiger König rettend dazwischen tritt. Dieses Thema des unterbrochnen Opferfests ist außerordentlich oft variirt worden und lauft heute

noch in Opern verschiedenen Namens über die Bühne. Es war und ist noch ein zeitgemäßes Thema, worin der liberale Staat aufgefordert wird, die arme Menschheit von der Tyrannei der Kirche zu befreien.

Auch nach Deutschland verpflanzte sich seit Rousseau die neue Mode, im Namen der Natur gegen die Kirche anzukämpfen und den Staat gegen die letztere um Hülfe zu rufen. Der berühmte deutsche Roman vom schmachtenden Siegwart war nur ein Seitenstück zu Diderot's Nonne. Drei oder vier Mönche, die der Klosterzucht entsprungen waren, rechtfertigten diesen ihren Schritt durch Enthüllungen, die ein schlimmes Licht auf das Klosterleben warfen. In den Ritterromanen, die in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts aufkamen und die beim deutschen Publikum außerordentlich beliebt wurden, traten in der Regel edle Ritter und zuweilen auch großmüthige Fürsten den obligaten Intriguen und Schandthaten der Pfaffen entgegen und wurden auch die Freimaurerbünde der neueren Zeit in die alte Ritterzeit zurück verlegt, um mit dem jüngsten Humanitätspathos alle Pfafferei zu verdammen. Aber auch die lutherische und calvinische Orthodoxie wurde von den Schwärmern für die Natürlichkeit scharf kritisirt. Unter vielen damals sehr populären Romanen, worin die Natürlichkeit und die Philosophie des sog. gesunden Menschenverstandes dem tyrannischen Buchstabenglauben entgegengesetzt wurden, nahm „Sebaldus Nothanker“ des vielgeschmähten, zu seiner Zeit aber sehr einflußreichen Nikolai verdientermaßen den ersten Rang ein. Derselbe schildert gute und natürliche Menschen, die unter der unbarmherzigen Rechtgläubigkeit, unter den Intriguen und der Habgier lutherischer und calvinischer Päpstlein nicht weniger zu leiden hatten, als andere Unschuldige in katholischen Ländern unter der Inquisition oder unter jesuitischen Ränken. Dieser gut geschriebene Sebaldus Nothanker, worin deutsche Ehrlichkeit und Gerechtigkeit dem Pharisäerthum gegenübergestellt werden, ist ein viel gesünderes Geistesprodukt, als Lessing's berühmter Nathan, der einem Juden Tugenden anlügt, die keinem Volk in der Welt weniger zukommen, als gerade den Juden.

Wie man aber kaum je Glaubens- und Sittenzwang abge-

worfen hat, ohne dabei auch wieder der reinen Religiosität und Moral zu nahe zu treten, so beuteten die Weltkinder des 18. Jahrhunderts auch die neue zur Lieblingssache gewordene Mode des Naturalismus zu einer Philosophie der Lüderlichkeit aus, wozu denn das Beispiel der laxen französischen Sitten viel beitrug. Schon Rousseau hatte in seiner „neuen Heloise“ die Ehe nicht mehr als heilig gelten lassen und der freien Liebe mehr Werth beigelegt, als dem Gesetz. Er selbst pflegte zwar der Liebe bis in sein Alter, sagte sich aber von jeder ehelichen Pflicht los und schickte seine unehelichen Kinder in's Findelhaus. Auf die gleiche schlüpfrige Bahn führte unser großer Göthe seine Leser in den „Leiden des jungen Werthers“ und in den „Wahlverwandtschaften“. Auch der berühmte Wieland ließ sich auf die französische Manier ein, Tugend und Unschuld zu bespötteln und an ehrbare Frauen, fromme und unschuldige Jungfrauen mit nur faunischer Gier oder höhnischem Lachen zu denken. Unzählige Romane und Schauspiele machten diese französische Lebensansicht eine Zeitlang zum Gemeingut des gebildeten Publikums in Deutschland und Kotzebue, der die Gemeinheit der Seele am weitesten trieb, wurde der Abgott des vornehmen und niedrigen Pöbels.

Nach einer andern Seite hin wirkte der Naturalismus günstiger, nämlich aufklärend und belehrend. Auch das größere Publikum fing an, sich mehr mit Naturwissenschaften zu beschäftigen. Dadurch wurde mancherlei alter Aberglaube beseitigt, manche nützliche Erfindung gefördert. Knüpfte sich daran auch mancherlei Verstandeshoffart, so war es im Ganzen doch sehr ersprießlich, daß durch Bereicherung und Sichtung der Naturerfahrung der Unwissenheit und oft, z. B. in der Medizin, schädlichen Vorurtheilen gesteuert wurde.

VI.

Der Pietismus.

Die lieblose Härte der protestantischen Orthodoxie trieb viele fromme Seelen aus den Banden der äußern Kirche hinaus, um die Religion der Liebe anderswo zu suchen und zu pflegen. Hatte doch schon im Mittelalter der äußere Prunk, die Werkheiligkeit und grausame Intoleranz des Papstthums ähnliche Erscheinungen hervorgerufen. Wenn sie auch die Kirche nicht verließen, so kennzeichneten sich doch die deutschen Mystiker des Mittelalters durch Innerlichkeit der Gottesminne, durch Milde, man möchte sagen durch eine gewisse Süßigkeit der Empfindung. So Eckhart, Suso, Tauler, desgleichen viele heilige Frauen. So auch wieder nach der Reformation die Quietisten, Mennoniten, Quäker. Der eigentliche sogenannte Pietismus kam erst im vorigen Jahrhundert auf, gleichzeitig mit dem Rationalismus, sofern die Einen das Christenthum mehr mit dem Herzen, die Andern mehr mit dem Verstande auffaßten. Eine gewisse Vermittlung zwischen beiden stellte der Jansenismus dar.

Besonders wichtig war dieser Jansenismus, weil er das meiste dazu beitrug, das Ansehen des Jesuitenordens zu erschüttern. Schon im 17. Jahrhundert hatte der Holländer Jansen, Bischof von Ypern, nach seinem Tode ein Buch hinterlassen, worin er christliche Liebe und einen sittlichen Wandel im Gegensatz gegen die Gewaltthaten, den Prunk und die Scheinheiligkeit der römischen Kirche empfahl. Seine Lehre fand besonders Anhang in Frankreich und alsbald fingen die Jesuiten daselbst sie zu bekämpfen an. Unter den französischen Jansenisten aber befanden sich so viele achtungswürdige Charaktere und so viele geistreiche und gelehrte Männer, daß die Pariser Universität selbst sie nicht verdammen wollte. Aber die Jesuiten gaben nicht nach und obgleich der berüchtigte La Chaise, jesuitischer Beichtvater Ludwigs XIV. beim König durchsetzte, daß

der Papst 1713 die Jansenisten verdammte, so trugen die Jesuiten von diesem Siege doch keinen Gewinn, denn ein Rest von Jansenisten hat sich bis auf den heutigen Tag im Bisthum Utrecht behauptet und die Schriften, die von ihren Freunden damals gegen den Jesuitenorden geschrieben wurden und dessen tiefe und systematische Immoralität enthielten, schadeten dem Orden in der öffentlichen Meinung unendlich. Namentlich die berühmten Schriften von Pascal, Perrault und Quesnel, der ein neues Testament herausgab. Seit dieser Zeit war dem Orden die Maske abgerissen und da gleichzeitig Voltaire in Frankreich, obgleich er die Religion und Moral zugleich verhöhnte, ja vielleicht grade weil er es that, hoch gefeiert und beinahe vergöttert werden konnte, ohne daß die Jesuiten ihn jemals verdammt oder auch nur verklagt hätten, konnte man diese Jesuiten nicht mehr als starke Pfeiler der Religion betrachten. Damit verloren sie auch ihre Bedeutung für das Königthum und es währte nicht mehr lange, so jagte man sie als überflüssig aus Frankreich fort.

In Deutschland konnte leider die lutherische und calvinische Orthodoxie tiefere Seelen eben so wenig befriedigen, als die katholische. Schon zu Luther's Zeiten selbst war das von vielen frommen und erleuchteten Männern empfunden worden. So von Schwenckfeld. Nachher besonders auch von dem edlen Valentin Andreä, welcher schrieb: „Nachdem die Lutheraner das Joch der Menschensatzung abgeschüttelt, hätten sie sich unter das sanfte Joch des Herrn beugen sollen; aber nun vertauscht man nur eine Menschensatzung mit der andern. Man nennt es Gottes Wort, aber das Uebel bleibt. Man nennt es Freiheit, aber man möchte oft lieber die härteste Sclaverei wählen.“ Auch Comnenius seufzte: „Wollte Gott, daß Babel so unterginge, daß es nirgends mehr wäre. Wir rühmen uns, wir seyen aus dem antichristlichen Babel (Rom) ausgegangen. Aber sind wir auch wirklich ausgegangen? Haben wir nicht einen Irrthum nur mit dem andern verwechselt? Sind wir Ein Volk geworden, Eine Zunge? Ein Herz und Eine Seele? Ach, so viel Köpfe, so viel Sinne! Jeder baut sich einen Thurm, auf dem er in den Himmel steigen will. Darum verwirrt uns Gott, daß wir einander

nicht verstehen. Das ist das alte Babel. Wir sind uneinig im Glauben und wären es nur dann nicht, wenn wir die Wahrheit in der Liebe bethätigten." So klagte auch Spanheim: „Wir wollen einander alle an Scharfsinn und in der Lehre, nur nicht in der Gottseligkeit und Geduld überlegen seyn." Ebenso dachte der fromme Arnd.

Doch erst am Ausgang des 17. Jahrhunderts gelang es dem frommen Spener im lutherischen Straßburg, als diese deutsche Reichsstadt noch zu unserm Reich gehörte, ein Jahrzehnt vor ihrer Eroberung durch die Franzosen, mit dem Geist der Liebe einigermaßen die harte Schaale des damaligen lutherischen Buchstabenglaubens zu durchbrechen. Er verließ Straßburg und lebte zuerst in Frankfurt a. M., wo er im Jahr 1670 ein collegium pietatis stiftete, den berühmten Ausgangspunkt des sog. Pietismus. Später kam er nach Sachsen und Preußen, hatte an Carpzow den verbissensten Gegner, aber an Thomasius den edelsten Vertheidiger. Spener fand ausreichenden Schutz in Preußen, nachdem er als Oberhofprediger in Dresden nicht mehr gelitten war, und wurde 1691 Probst in Berlin, wo er 1705 in Frieden gestorben ist. Er war eine der liebenswürdigsten Erscheinungen im protestantischen Deutschland. Schon sein Aeußeres war einfach und apostolisch. Er zuerst wagte, als lutherischer Geistlicher wieder sein natürliches Haar gescheitelt zu tragen, da allen andern lutherischen Geistlichen durch die orthodoxen Consistorien eine Perücke zu tragen vorgeschrieben war. Eine Lächerlichkeit, in welche die Orthodoxen geriethen, um der katholischen Kirche Hohn zu sprechen, die ihren Priestern falsches Haar zu tragen nicht erlaubte. Es ist wohl sehr charakteristisch für die damalige Orthodoxie, daß sie diese elende Perückenangelegenheit so wichtig nahm und daß vierzig Streitschriften darüber erschienen.

Spener's System war, im Christenthum solle nicht der Dogmenstreit, sondern die Liebe und zwar die thätige Liebe vorherrschen. Daher widmeten sich seine Schüler nicht blos einer pietistischen Privatfrömmigkeit, sondern der innern Mission. Sein Hauptschüler Franke gründete das noch jetzt berühmte Waisenhaus in Halle a. d. Saale.

Bald nach Spener begann auch die Wirksamkeit des sächsischen Grafen von Zinzendorf, der die berühmte Colonie Herrnhut gründete. Er nahm nämlich die sog. mährischen Brüder, Ueberreste der Husiten, die nach Sachsen geflüchtet waren, auf seinen Gütern auf und sammelte zu ihnen noch anderes frommes Volk zu einer Gemeinde, welche abgesondert von der bösen Welt in brüderlicher Einigkeit, wie die ersten Christen leben sollte, die er daher auch die Brüdergemeinde nannte. Sie war das ganz eigenthümliche Kind einer eigenthümlichen Zeit. Zinzendorf lebte im Anfang des 18. Jahrhunderts mit seiner reinen christlichen Bruderliebe, eingezwängt zwischen der grenzenlos lüderlichen Hofhaltung in Dresden unter August II., der in allen Wollüsten der Renaissance schwelgte, und der herzlosen Orthodoxie, welche Carpzow in Leipzig vertrat. Er suchte also ein Asyl, in welchem er die Liebe und die reine Sitte eines echten Christen pflegen konnte. Auch er wurde anfangs noch verfolgt, und mußte seine Gemeinde verpflanzen, dieselbe erlangte aber durch ihre musterhafte Sitte und durch regen Fleiß einen so guten Ruf, und erfreute sich namentlich des Schutzes in Preußen, wo sie neue Colonien anlegen durfte, daß sie bald keiner andern Verfolgung mehr ausgesetzt war als der des Spottes.

Dazu gab nun allerdings Zinzendorf's Manier Veranlassung. Als reicher Graf war er unter den Schäfereien des sächsischen Hofes und im Geschmack der zweiten schlesischen Dichterschule aufgewachsen und trug nun diesen empfindsamen und galanten Geschmack auf seine Liebe zum Lamm Gottes und auf sein Hirtenamt inmitten einer frommen Heerde über, daher man die Herrnhuter auch Lämmelbrüder nannte. In seinen geistlichen Liedern, wie herzinnig auch ihre Frömmigkeit ist, wird die Zärtlichkeit doch oft unanständig und bekommt eine widrige Saftigkeit. Davon ging auch etwas in die Ehegebräuche der Herrnhuter über. Das menschliche Individuum in beiden Geschlechtern sollte sich vollständig passiv verhalten und nur den Heiland aus sich und in sich wirken lassen. Die persönliche Zuneigung des Menschen zum Menschen sollte ganz wegfallen, so daß sich auch immer nur die zwei Personen heirathen durften, welche Christus durch's Loos dafür bestimmte. Ueberhaupt ging die

ganze Dreieinigkeit in einer einzigen Person, Vater und Geist im Sohne auf und in diesem sollte nun auch die Menschheit aufgehen. Die Seitenwunde des Gekreuzigten wurde den Herrnhutern zur Wiege der Wiedergeburt und zur Pforte des Paradieses. Außerdem brauchten sie das Lamm als beliebtestes Sinnbild für den Heiland. Der freie Wille fiel bei ihnen ganz weg, der Heiland allein sollte in ihnen wirken. Auch war man so liebevoll, zu glauben, alle Menschen seyen der Wiedergeburt fähig, alle würden selig werden und zuletzt sogar der Teufel.

Aus gleichen Ursachen wie Zinzendorf wandten sich im 18. Jahrhundert noch viele Personen vom deutschen Adel, besonders viel fromme Gräfinnen dem Pietismus und der Sektirerei zu, weil die an den deutschen Höfen wachsende französische Unzucht sie ekelte. Barthold hat in Raumer's Taschenbuch ihnen eine ausführliche Abhandlung gewidmet. Die fromme Richtung führte andere, z. B. den Grafen Stolberg, der katholischen Kirche in die Arme. Hin und wieder kamen in den frommen Damenkreisen Ausschreitungen vor, und soll die Liebe zum Seelenbräutigam bei den protestantischen Ueberfrommen nicht immer eine platonische geblieben seyn, was den Uebelnamen Muckerei erhielt.

Die großartigste und würdigste Gegenwirkung gegen die Aeußerlichkeiten, gegen die todten Werke der Katholiken und gegen den todten Buchstabenglauben der Protestanten aus der tiefsten Seele heraus, erfolgte in der protestantischen Kirchenmusik, in der berühmten Schule des Sebastian Bach. Es schien, als ob das innerste Gemüth der deutschen Nation sich einmal auflehnen wollte gegen alles Fremdartige, was man ihm aufgedrängt hatte. Die heiligen Töne stiegen hier wie aus der tiefsten und reinsten Quelle hervor und stießen alles Unheilige, allen Schaum und Unrath ab, welche der Quelle selbst nicht eigen, sondern nur von außen hineingeschüttet waren. Daher auch die innige Verwandtschaft dieser heiligen Tonkunst mit der deutschen Baukunst des Mittelalters, denn die Fugen Sebastian Bachs entsprechen völlig den symmetrisch aufsteigenden Proportionen eines gothischen Doms, wie man diese auch mit Recht nur eine versteinerte Musik genannt hat.

Diese germanische Auffassung der Kirche in Stein und Ton war der Gottheit ungleich würdiger als die Bildergallerien und die Schauspiele, denen Rom seine Kirchen geöffnet hatte. Töne, welche die tiefste Seele bewegten, die Herzen schmolzen und zu den edelsten Entschließungen begeisterten, waren auch für die seelenlose Orthodoxie der Protestanten eine ernste Mahnung, an die Stelle des theologischen Haders und Hasses wieder die Liebe treten zu lassen. Desgleichen eine Mahnung an den neuen Rationalismus, allen Verirrungen der Kirche nicht blos mit dem Verstande, sondern auch mit dem Gemüth entgegenzuarbeiten. Endlich lag in dieser ernsten tief ergreifenden Kirchenmusik auch ein Correctiv für den Pietismus, wenn derselbe zu sehr in kindische Spielerei ausartete, oder gar in eine Seelenwollust, welche, aus Egoismus hervorgegangen, kaum weniger verwerflich ist, wie die leibliche.

Es hat fromme Schwärmer gegeben, die, anstatt Buße zu thun und demüthig sich selbst zu prüfen, was sie denn seyen und ob sie auch würdig seyen, sich Gott zu nahen, frischweg mit unverschämter Habgier Gott allein für sich haben wollten. Diese Seelenwollust, die Inbrunst im Umgange mit dem Seelenbräutigam ist schwach und zärtlich organisirten Individuen wohl zu verzeihen, sollte aber nicht als Muster aufgestellt werden. Denn zwischen den Sterblichen hienieden und dem ewigen und allmächtigen Gott ziemt sich keine täppische Vertraulichkeit. Die Liebe ist zwar immer ein Kind, aber dem Kinde darf man grobe Unarten nicht nachsehen und mit Gott darf man nie wie mit seines Gleichen umgehen wollen, er steht immer in hoher und heiliger Ferne über uns. Wenn selbst der sonst so edle St. Martin einmal zu sagen wagte: „Gott ist meine Passion", so darf man sich freilich über manchen andern nicht wundern, der seine Familiarität mit Gott noch weiter trieb. Man träumte sich Gott als Liebhaber, sogar als eifersüchtigen Liebhaber der menschlichen Seele und kokettirte mit ihm.

VII.

Der Gallicanismus und Josephinismus.

Die sog. gallicanische Kirche oder die katholische Kirche in Frankreich hatte von den ältesten Zeiten an Rechte der Gemeinden, der Bischöfe und Landessynoden, wie auch gewisse Rechte circa sacra der Könige bewahrt, welche Rom umsoweniger hatte beanstanden können, als es zur Zeit der Merovinger und Karolinger seine Ansprüche noch nicht gar zu hoch hatte steigern können und froh seyn mußte, bei Frankreich Schutz zu finden. Auch später noch, als die römische Curie schon sehr gewaltthätig um sich griff, mußte sie doch Frankreich immer schonen, weil sie ohne dessen Beistand Deutschland nicht hätte unterdrücken können.

Es ist gewiß sehr charakteristisch, wie katzenartig die römische Curie den französischen Königshof belauerte, mit der devotesten Miene doch jeden Augenblick zu einem tigerartigen Sprunge oder Raubgriff bereit, wenn die Schwäche eines französischen Königs hier ein kühneres Vorgehen zu erlauben schien. Als z. B. König Ludwig IX. sich durch seine große Frömmigkeit und durch seinen Eifer in den Kreuzzügen den Namen des Heiligen erwarb, glaubte Rom sogleich, diesen seinen kirchlichen Sinn mit verschmitzter Habgier ausbeuten zu können, und fing ein System geistlicher Erpressungen in Frankreich an. Der h. König unterschied jedoch sehr wohl, was man Gott schulde, der Curie aber nicht, trat im Jahr 1246 auf's entschiedenste gegen Rom auf, behauptete das alte Recht der französischen Bischöfe, sich nicht von Rom ausplündern zu lassen, hielt das königliche Placet aufrecht und als der Papst ihn zu bestechen versuchte, warf der König dessen Schreiben verächtlich in's Feuer. Aus diesen Vorgängen erklärt sich zum Theil die feste Haltung des nachfolgenden Philipp des Schönen gegenüber den fast verzweifelten Versuchen des achten Bonifacius, sich das französische Königthum wie das deutsche Kaiserthum unterzuordnen.

Philipp ließ nicht mit sich spaßen, sondern den Papst mit Gewalt beim Kragen nehmen.

Obgleich nun die französischen Könige sich mit den folgenden Päpsten auf's engste gegen Deutschland verbündeten und denselben ihr ganzes Ansehen ließen, ja ihre Macht und ihre Einkünfte vermehrten, so weit es galt, die frommen und dummen Deutschen zu übertölpeln, durften sich dieselben Päpste doch nicht unterstehen, in die Rechte der gallicanischen Kirche einzugreifen. Sie waren ja in Avignon blinde Werkzeuge des französischen Hofes geworden. Zum Ueberfluß hatten die französischen Könige sich in der Sorbonne, der berühmten Universität zu Paris, ein höchst nutzbares Organ geschaffen, eine Lehranstalt, theils von Theologen, theils von Legisten (Juristen), welche die Rechte des Königs und der gallicanischen Kirche gegen Rom mit den Waffen des Geistes und der Wissenschaft schirmten und sich an Gelehrsamkeit den Curialisten überlegen zeigten. Aus dieser Schule gingen nun auch die berühmten Männer hervor, die auf dem Concilium zu Constanz dieselben Rechte Frankreichs und der gallicanischen Kirche mit dem besten Erfolg verfochten. Während die Hoffnung auf eine Reformation der gesammten Kirche, nach Absetzung der drei Afterpäpste durch das Bündniß vereitelt wurde, in welches sich der Habsburger Friedrich III. mit dem neuen Papst einließ, nahm Frankreich wohlbedacht eine sichere Stellung gegen jeden etwa neuen Versuch des Papstthums, nach dem Beispiel des achten Bonifacius wieder einmal auf Frankreich drücken zu wollen, in der pragmatischen Sanction zu Bourges, welche die Vorrechte der gallicanischen Kirche auf's neue bestätigte. Rom hütete sich auch, es mit Frankreich zu verderben, denn um nicht von der ungeheuern Uebermacht des Hauses Habsburg seit Kaiser Karl V. gänzlich dominirt zu werden, brauchte es Frankreich als Gegengewicht und die Jesuiten verstanden es, mit großem Geschick ihre Devotion gegen die Habsburger mit einer gewissen Vorliebe für Frankreich zu verbinden.

Als die Habsburger in Stumpfsinn und Schwäche versanken, durfte jene Vorliebe deutlicher zu Tage treten und die Jesuiten wie auch Rom hielten sich jetzt vorzugsweise an Frankreich. Man

sah einigermaßen die Zeiten von Avignon wiederkehren. Die Deutschen wurden von Rom blos übertölpelt und ausgebeutet. Eine innige Uebereinstimmung der Interessen bestand nur zwischen Rom und Frankreich, Rom aber ordnete sich auch hier wieder dem französischen Hofe unter. Ludwig XIV. betrachtete sich als den eigentlichen Gott auf Erden, dem alles unterthan seyn müsse. Hatte ihm der Papst, hatten ihm die Jesuiten geholfen, den Habsburgern Spanien und Neapel zu entreißen, wie hätten sie sich unterstehen dürfen, in Frankreich selbst irgend ein gallicanisches Recht anzutasten, oder sich den Uebergriffen des Königs in die Rechte der Kirche zu widersetzen? Der König ernannte Bischöfe, brauchte Kirchengut zu politischen Zwecken und benützte die Sorbonne und das Pariser Parlament, um seine Willkür in kirchlichen Dingen gut heißen zu lassen.

Als der König aber in seinem Uebermuth zu weit ging und die gekränkten Habsburger mit dem Papste eine gemeinschaftliche Abwehr verabredeten, welche, wie wir im ersten Capitel dieses Buchs erörtert haben, der Spanier Spinola vermitteln sollte, die aber nicht zu stande kam, handelte König Ludwig XIV. in vollem Bewußtseyn seiner Ueberlegenheit. Es war der Glanzpunkt seiner Regierung. Nach allen Seiten Blitze schleudernd rottete er unbarmherzig die Hugenotten in Frankreich aus, nahm uns Deutschen Straßburg weg, schickte dem deutschen Kaiser die Türken in den Rücken und schreckte zugleich den Papst durch die Synode von Paris im Jahr 1682, auf welcher er durch die französischen Bischöfe die berühmten vier Artikel beschließen ließ, die seine Königsmacht gegen jede päpstliche Anmaßung sicher stellten. Bei diesem Anlaß hielt der berühmte Bossuet eine sehr merkwürdige Rede, worin er aussprach, die gallicanische Kirche bilde keinen Gegensatz gegen die römische, sondern sey vielmehr ihre Stütze, denn das französische Königthum sey ein göttliches Institut wie das Papstthum und nur aus ihrer beider innigen Allianz könne die allgemeine Einheit der Kirche hervorgehen. Deutlicher hatte noch niemals der Romanismus seinen Anspruch auf die alleinige Weltherrschaft erklärt. In unzertrennlicher Einheit sollte der französische und römische Despotismus die ganze katholische Welt regieren

und ihr dadurch auch das Uebergewicht über die akatholische verleihen. Der römische Despotismus wurde aber diesmal ganz von dem des französischen Königthums verschlungen. Vom Hause Habsburg als dem dritten Faktor in der katholischen Weltherrschaft war nicht mehr die Rede.

Dieser verwegenen Usurpation gegenüber nahm Deutschland eine neue Stellung ein. Der Trierer Weihbischof Hontheim warf die Parole aus „Unabhängigkeit des deutschen Episcopats von Rom" und Kaiser Joseph II. trotzte Rom offen, hob eine Menge Klöster auf und verkündete allgemeine Toleranz. Er stützte sich dabei auf die Macht der öffentlichen Meinung in den gebildeten Klassen und hatte das ganze protestantische Deutschland zum Rückhalt. Schon unter dem vorletzten Habsburger Joseph I. war in der Wiener Burg eine Wendung eingetreten. Die weltliche Monarchie ließ von ihrer Rücksicht auf die Kirche schon ein wenig nach. In der neuen Landesordnung Josephs I. von 1708 wurde die Oberherrlichkeit des Staats scharf betont und der geistliche Stand angewiesen, „von seinen Landgütern und Realpossessionen nicht minder als andere Stände auch ohne allen anderweitigen Consens zu contribuiren, weil der Kaiser, wenn er auch die Steuern von den Landtagen begehre, dies aus bloßen Gnaden thue und dadurch sein oberherrliches Recht im geringsten nicht limitirt ist, sondern ihm das absolutum exercitium supremae regiae jurisdictionis in publicis tributis jederzeit zustehe." Man muß dabei erwägen, daß Ludwig XIV. in Frankreich nach dem gallicanischen System gleichfalls überzeugt war, die Klerisei lebe nur von seiner Gnade. Die Zeit war nicht mehr fern, in welcher sich zeigen sollte, daß der Jesuitenorden seine Lebenskraft nur von den Höfen im Dienst der weltlichen Gewalt gesogen hatte, und sie verlor, sobald die Höfe ihm den Rücken kehrten.

Die letzte deutsche Habsburgerin, die Kaiserin Maria Theresia, heirathete den Herzog Franz von Lothringen. Ihr berühmter Sohn nun, Kaiser Joseph II., wich in auffallender Weise vom habsburgischen System ab und regierte zwar noch ganz absolutistisch, bediente sich aber der Kirche nicht mehr als Mittel, um das Volk zu ver-

dummen und an knechtischen Gehorsam zu gewöhnen, sondern er entwaffnete und discreditirte die Kirche, huldigte der Aufklärung und war der erste und größte Liberale seines Reiches. Aber äußere Umstände unterstützten ihn. Die Monarchen, die sich noch ein Jahrhundert früher der Kirche bedienen zu müssen geglaubt hatten, bildeten sich in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts ein, dieses Mittels, welches sie vielfach genirte, nicht mehr zu bedürfen, seitdem die Aufklärung schon so große Fortschritte gemacht habe. Sämmtliche Zweige sowohl der habsburgischen als der bourbonischen Dynastie in Wien, Madrid, Paris und Neapel verständigten sich dahin, daß der Compromiß, den sie unter Vermittlung des Jesuitenordens mit der römischen Curie eingegangen hatten, nunmehr überflüssig geworden sey, daß man jetzt ungenirt dem Papste den Daumen auf's Auge drücken und den Jesuitenorden aufheben solle, dessen reiche Güter überdies für die Finanzen der betreffenden Staaten ein angenehmer Zuwachs seyn würden.

Da die Jesuiten immer die Untrüglichkeit des Papstes gelehrt hatten, in welchem Vergötterungssystem Bellarmin am weitesten gegangen war, wurden sie geneckt, daß der Papst jetzt selber ihren Orden aufgehoben habe. Allein sie wußten sich zu helfen und antworteten dem Philosophen Reinhold: „Der h. Vater ist allerdings untrüglich, wenn er ex cathedra spricht, unser Orden ist aber nur ex curia aufgelöst worden und diese wird nicht vom h. Geist, sondern nur von der Weltklugheit geleitet."

Bekanntlich haben sich die Regierungen in der Voraussetzung, die Aufklärung werde ihnen mit der gleichen Loyalität dienen, wie bisher die Kirche, entsetzlich getäuscht. Die französische Revolution hat sie gründlich darüber belehrt.

Joseph II. hatte diese Erfahrung noch nicht gemacht, als er das große Werk seiner Reformen in Oesterreich begann. Sein Wille war gut, obgleich er sehr leichtsinnig in's Zeug ging. Er überstürzte sich. Das Volk, so lange von Jesuiten und Kapuzinern geleitet, verstand ihn nicht oder wurde gegen ihn gehetzt. Auch hatte Joseph keine Ahnung davon, was er als deutscher Kaiser eigentlich dem deutschen Volke schuldig gewesen wäre. In der

Oberflächlichkeit der damaligen, aus Frankreich stammenden Philosophie erzogen, wußte er weder den Werth des Christenthums, noch die Unentbehrlichkeit einer Religion für die Völker zu würdigen und glaubte die Frömmigkeit hinlänglich durch Moral, die Kirche durch Staat und Schule ersetzen zu können. Noch weniger begriff er, wie eigentlich die Mißbräuche, die er abschaffte, entstanden seyen, und schob alle Schuld auf die Kirche, die an sich unschuldig und erst durch die habsburgische und bourbonische Politik unter Oberleitung der Jesuiten zu der Verknechtungs- und Verdummungsmaschine geworden war, die seinem natürlichen Gefühl mit Recht so tiefen Abscheu einflößte. Er kannte zu wenig die Geschichte, sonst hätte er den Neukatholicismus von der Kirche des Mittelalters unterschieden und eingesehen, daß es darauf ankam, vom heidnisch romanischen Princip zum christlich germanischen zurückzukehren oder die Reformation anzunehmen. Statt dessen verwarf er die kirchliche Autorität überhaupt und impfte seinen Oesterreichern nur Voltaire's Unglauben und Rousseau's empfindsame Humanität ein. Ohne Zweifel war es ein großer Gewinn, daß er die lateinische Schule der Jesuiten mit ihrem italienisch-spanischen Beigeschmack vom deutschen Boden wegtilgte, aber die französische Modephilosophie war kein guter Ersatz dafür. Auch nicht die sog. classische Literatur, die damals hauptsächlich im protestantischen Deutschland aufblühte. Wir legen kein hohes Gewicht auf das, was den Deutschösterreichern vom deutschen Geist aus der damaligen Literatur zuströmte. Es war auch in Norddeutschland damals kein eigentlicher deutscher Geist vorhanden. Auch hier hatten die Fürsten in ihrem dynastischen Interesse den deutschen Geist systematisch durch die classischen Studien und durch das römische Recht unterdrückt und die großen Dichter und Philosophen, welche Deutschland im vorigen Jahrhundert hervorbrachte, schwärmten für die Menschheit in's Blaue hinaus und hatten für das specifisch deutsche Nationalinteresse keinen Sinn. Durch die französische Mode war vollends eine seichte Aufklärerei und maurerische Prahlerei aufgekommen, die bei den einflußreichen Nicolaiten in Berlin mit nicht viel mehr Geist, wenn auch mit noch viel größerer Anmaßung auftrat, als in Wien.

Wie gut es auch Joseph II. gemeint hat, so gelang es ihm doch nicht, das so lange an Geistesschlaf und groben Sinnengenuß und an triviale Unterhaltungen gewöhnte Volk mit irgend einer edlen Begeisterung zu erfüllen.

Der in Oesterreich herrschende Josephinismus hatte die Wirkung, daß in dem benachbarten damals noch sehr bigott katholischen Bayern die geheime Gesellschaft der sog. Illuminaten oder Erleuchteten aufkam, gestiftet von Weishaupt, Professor des Kirchenrechts zu Ingolstadt. Im Allgemeinen den Maurerlogen nachgebildet, nahm der Orden neben dem Geheimniß auch noch aus den Institutionen der Jesuiten das Gelübde des strictesten Gehorsams auf. Der Zweck des Ordens war, die josephinische Aufklärung auch in Bayern zur Herrschaft zu bringen und zwar durch allmälige Aufnahme der höhern Beamten und selbst Kleriker. Wirklich ließen sich viele Gebildete oder ehrgeizige Beamte und selbst hohe Geistliche am Rhein, wie Dalberg in Mainz, die gern säcularisirt hätten, in den Orden aufnehmen. Man beschuldigte die Mitglieder revolutionärer Pläne, die aber nur in Paris Eingang fanden oder ausgebrütet wurden, wo norddeutsche Mitglieder des Ordens für ihn warben. In Bayern selbst sollen die sog. schottischen Ritter, wie sich die eigentlichen Leiter der Gesellschaft nannten, nur eine Läuterung des Christenthums bezweckt haben, indem sie von dem Satz ausgingen, Christus selbst sey eigentlich ein Illuminat gewesen und habe die schon zu seiner Zeit durch Pfaffenthum, weltliche Tyrannei und Adelsanmaßung herabgewürdigte Menschheit wieder zu ihrer ursprünglichen Würde erheben wollen.

(Los von Christo!! Los von Rom!)

Statt Concordat
Trennung von Kirche u. Staat.
[illegible]

VIII.

Die Abschaffung der christlichen Religion in Frankreich.

Es wäre gut, wenn man sich der französischen Revolution etwas mehr erinnerte, als es zu geschehen pflegt, namentlich in Bezug auf ihren irreligiösen Charakter. Man betrachtet sie meist nur als ein politisches Ereigniß und erwägt zu wenig die wichtige Rolle, welche sie in der Geschichte des Christenthums spielt. Sie war die reife Frucht der Renaissance, des nach und nach immer weiter gehenden Abfalls von der Religion des Kreuzes zu einem neuen Heidenthum. Sie offenbarte, wessen die Menschheit fähig sey in der Abtrünnigkeit von Gott. Nicht nur alles äußerlich Kirchliche wurde in der französischen Revolution zerstört, sondern auch der Glauben selbst durch ein Gesetz verboten, durch ein Decret des französischen Nationalconvents der liebe Gott förmlich abgesetzt und für etwas erklärt, das nicht existire. Diese Thatsache allein beweist, welche ungeheure Störung in das christliche Leben hereingebrochen ist, und, wenn auch der revolutionäre Brand wieder erlosch und man zur Kirche zurückkehrte, in welchen Convulsionen sich doch die Christenheit bewegt, an deren ruhiger Fortexistenz man früher nicht gezweifelt hat. Auch heute wieder, nach kaum achtzig Jahren, wuchert der Unglauben wie Unkraut überall wieder auf und die gleichen Ursachen drohen uns mit gleichen Wirkungen.

Das Uebel wurzelt nirgend anderswo als in der Renaissance bei den Romanen, in den heidnischen Tendenzen der römischen Hierarchie und in dem Despotismus des französischen Königthums, in welche der Geist des alten römischen Heidenthums gefahren ist. Die romanische Race fiel nur aus einem Extrem ins andere, vom Aberglauben in gänzlichen Unglauben, von sclavischer Unterwürfigkeit in tolle Anarchie. Einen vernünftigen Mittelweg einzuschlagen, dazu war sie nicht fähig. Vom Bösen zu etwas Gutem überzugehen vermochte sie auch nicht. Dazu war sie zu wenig gut geartet.

Sie konnte nur aus einem Bösen in's andere übergehen und dieses Zusammenkochen zweier böser Gifte ließ in die schwärzeste Tiefe ihres Racencharakters hineinblicken. Die Engländer hatten 140 Jahre früher auch eine Revolution gemacht, in ihr aber kamen die Puritaner, die starkgläubigste Partei mit der strengsten Sittenzucht zur Herrschaft, dagegen in Frankreich die Jakobiner als Atheisten mit schamloser Unzucht.

Die romanische Race hat im Unglauben doch nur dasselbe innerste Böse herausgekehrt wie im Aberglauben. Die Guillotinen, die Septembermorde, die Nojaden hatten dieselbe Quelle wie die spanische Inquisition, die Autodafés, die Pariser Bluthochzeit, in dem allzu heißen durch Leidenschaft vergifteten Blute der Race. Diese ursprüngliche Anlage im Blut gereicht der Race wohl zu einiger Entschuldigung, wir gutmüthigern und gewissenhaftern Deutschen sollten uns aber hüten, über den mancherlei Liebenswürdigkeiten und Talenten, ihre so oft und am meisten gegen uns gerichtete Bösartigkeit zu vergessen.

Die französische Revolution wurde vorbereitet durch die Finanznoth und den Steuerdruck in Folge der unsinnigen Verschwendungen des Hofes. Das mit Recht unzufrieden gewordene Volk ließ sich nun von den Anhängern Voltaires und Rousseaus verführen, von den frechen Religionsspöttern, die sich nicht damit begnügten, einen gerechten Abscheu gegen die jesuitischen Hofpfaffen, lüderlichen Bischöfe und Abbés an den Tag zu legen, sondern der christlichen Religion selber alles zur Last legten, was in ihrem Namen von den Pfaffen gesündigt worden war und von den Freiheitsfreunden, welche zum Theil im nordamerikanischen Unabhängigkeitskriege mitgekämpft und Rousseau's Freiheitsideen in der neuen Welt verwirklicht gesehen hatten. Auch die Freimaurerei war aus England in Frankreich eingebürgert worden und half die Revolution mit in Fluß bringen.

Als ganz besonders charakteristisch muß hervorgehoben werden, welche warme Sympathie die Partei der beginnenden Revolution in Frankreich für dieselbe Renaissance zu hegen fortfuhr, welche seit drei Jahrhunderten ausschließlich der Monarchie gedient hatte. Wenn

Ludwig XIV. sich gern mit dem Kaiser Augustus verglich und sein Zeitalter mit dem augusteischen, so verglichen sich die Jakobiner mit Brutus, Grachus. Kurz, sie wollten ihre Abstammung von den alten Römern beurkunden und das romanische Raceninteresse sprach sich in ihnen mit fast noch mehr Entschiedenheit aus, als in der antigermanischen Politik der französischen Könige. Während der Revolution wurde es allgemeine Voraussetzung in Frankreich, das galloromanische Volk stehe endlich auf gegen den eingedrungenen germanischen Adel der Franken, Burgunder und Westgothen, um diese für immer vom gallischen Boden zu vertreiben. Mit dieser Fiction hing dann auch genau zusammen, daß die neue französische Republik die altrömischen Namen und Titel wieder auffrischte, Tribunen, Consuln, einen Senat wieder aufleben, die mittelalterlichen deutschen Länder- und Völkernamen verschwinden ließ, aus der Schweiz wieder Helvetien, aus den österreichischen Niederlanden wieder Belgien, aus Holland Batavien, aus dem Genuesergebiet Ligurien, aus Toscana Hetrurien &c. machte.

Mit den Antipathien gegen alles Germanische verband sich bei den Franzosen wie immer, so auch wieder in der Revolution die Antipathie gegen das wahrhaft Christliche, was durch die römische Praktik escamotirt worden war. Schon Rousseau, dessen Anhänger eine so große Rolle in der Revolution spielten, hatte vom Christenthum nie etwas wissen wollen und nicht blos nichts von der christlichen Lehre, sondern auch nichts von der christlichen Moral. Er abstrahirte von allem Gewesenen, von aller Geschichte, wollte mittelst der Erziehung eine ganz neue Menschheit schaffen, um sie nach seinem contrat social in einer seiner Meinung nach naturgemäßen, auf Freiheit und Gleichheit gegründeten Socialdemokratie zu vereinigen. Rousseau dachte nicht daran, zu welchem gräßlichen und unnützen Blutvergießen seine Ideen in der Revolution führen würden; es konnte aber nicht anders kommen, weil seine Ideen wie von der Gottesfurcht, so auch vom Ernst der sittlichen Pflicht abstrahirten.

Rousseau's berühmtester Schüler war Robespierre, der eine Zeitlang die französische Republik beherrschte und dem es ohne Zweifel ernst war, die Franzosen zur Tugend und sogar zur Religion,

wenigstens zur Verehrung eines höchsten Wesens zurückzuführen. Aber auch in seiner gräßlichen Tugend hat sich der romanische Racenzug nicht verleugnet. Er wollte nämlich die Franzosen mit dem Henkerbeil zur Tugend zwingen und ließ Köpfe über Köpfe abschlagen, bis endlich auch der seinige unter demselben Beile fiel.

Die Anbetung des höchsten Wesens, welche Robespierre empfohlen hatte, nahm verschiedenartige Formen an. Cloots schlug vor, nur le peuple Dieu, das vergötterte Volk anzubeten. Der republikanische Kalender aber, der in ganz Frankreich eingeführt wurde, mischte Natur- und Vernunftcultus mit dem patriotischen. Indem er das christliche Jahr abschaffte, rechnete er nur noch nach Jahren der Republik und setzte an die Stelle der Heiligennamen die Namen von nützlichen Pflanzen und Thieren, Erzeugnissen der Industrie, Geräthschaften, wie auch republikanischen Tugenden. Die amtlichen Kalendermacher ließen es dabei an Verhöhnung des Christenthums nicht fehlen, wie denn der ehemalige Weihnachtstag den Namen chien, ein Marientag den Namen poule, Allerheiligentag den Namen salsifis (Bocksbart) erhielt. Die neue Naturreligion artete in den heidnischen Venuscultus aus. Als Göttinnen der Vernunft wurden nackte Frauenzimmer herumgeführt und angebetet. Als Robespierre verlangte, man solle, wenn auch keinen persönlichen Gott mehr, doch wenigstens ein abstraktes höchstes Wesen (être suprême) anerkennen, spotteten seiner die Sanscoulotten und feierten bei Nacht scheußliche Orgien, wobei die blaue Flamme eines Napfs, worin man Zucker mit Branntwein angezündet hatte, jenes être vorstellen sollte. Diesen Wahnsinn begleitete aber ein furchtbarer Blutdurst. Wo sich noch ein Priester blicken ließ, wurde er ermordet. Wer noch das Kreuz schlug oder die Hände zum Gebet faltete, wurde ermordet. Die frommen Bauern der Vendée, die im tapfern Kampf sich ihres Glaubens wehrten, kamen großentheils um. Der Rest ließ seine Kinder heimlich im Walde christlich taufen und hörte heimlich die Predigt eines verkleideten Priesters, doch nur unter steter Todesgefahr.

Napoleon stellte die Kirche wieder her, aber nicht aus christlicher Frömmigkeit, sondern blos aus Nützlichkeitsgründen. Vor der

Revolution war Robespierre's Bruder der, an den er sich hielt, in Aegypten war er Muhamedaner, nach dem 18. Brumaire spielte er den Christen. Die Kirche sollte ihm nur dienen, ihm bei den Massen, besonders dem Landvolk blinden Gehorsam zu verschaffen. Daher schrieb er in seinem Katechismus der französischen Jugend vor: Den Kaiser ehren heißt so viel als Gott ehren! Auch der Papst sollte ihm blos zum politischen Werkzeug dienen. Der arme Papst war in dem Falle, mit der größten Dankbarkeit die Gnade anzunehmen, die der neue Kaiser des Westens ihm gewährte, und es beweist von seiner Seite wenig Takt, daß er sich so oft gegen Napoleon sperrte. Napoleon bewilligte ihm in dem neuen Concordate weit mehr, als der Papst irgend hätte erwarten können. Freilich that es Napoleon nur um seiner selbst und nicht um des Papstes willen, aber der Papst gewann doch viel dabei. Napoleon opferte geradezu den Gallicanismus auf und machte den Papst zum unumschränkten Herrn der französischen Kirche. Die Bischöfe verloren völlig ihre Selbständigkeit und noch sclavischer wurden die Pfarrer gehalten. Napoleon wollte, der Papst solle die Kirche ganz so von oben herab regieren, wie sein Minister des Innern die weltliche Administration leitete. Der Befehl sollte vom Papst ausgehen. Die Bischöfe sollten denselben nur vollziehen, wie die Präfecten den Befehl des Ministers, und die Pfarrer sollten ihnen denselben unbedingten Gehorsam leisten, wie die Maires den Präfecten. Bei alledem aber setzte Napoleon voraus, der Papst werde sich auch nur wie ein Cultminister verhalten und nur dem kaiserlichen Willen dienen. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß Napoleon die abendländische Kirche auf den Fuß der russischen bringen wollte. Alexander I. schien ihm beneidenswürdig, sofern derselbe Czaar und Patriarch war und Staat und Kirche zugleich regierte. Es war offenbar seine Absicht, den Papst zunächst in die Stellung eines Patriarchen herabzudrücken, wie im alten byzantinischen Reiche. Wenn er aber länger regiert hätte, würde er wohl vielleicht den Versuch gemacht haben, wie ihn Peter der Große mit so vielem Glücke gemacht hat, das Papstthum mit dem Kaiserthum zu verschmelzen.

Unter Napoleon dem Großen hatte also die gallicanische Kirche

nichts gewonnen, sondern verloren. Der römische Centralismus hatte grade erst mit Napoleon's Hülfe die gallicanischen Ausnahmen und Vorrechte verschlungen. Erst nach Napoleon's Sturz tauchte, aber auch nur sehr vorsichtig und allmälig, das gallicanische Sonderinteresse wieder auf. Noch nicht unter den ältern Bourbons, die vielmehr nach ihrer Wiederherstellung dem Papst, dem römischen System und den gleichfalls wieder hergestellten Jesuiten eifrig anhingen. Aber später, wie wir denn in unsern Tagen französische Bischöfe auf dem Concil in einem mehr oder weniger gallicanischen Sinne dem römischen Centralismus lebhaft opponiren sahen.

IX.

Ein wunderbares Heimweh.

Die Deutschen hatten sich selbst vergessen. Erdrückt vom Romanismus durch das Tridentinum, in den protestantischen Ländern auch durch das römische Recht und durch die classische Schule, particularistisch eingepfercht durch das Gesetz cujus regio und durch die moderne Bureaukratie, hatte die deutsche Nation das Bewußtseyn ihrer selbst verloren. Ihre großen Denker und Dichter lebten in anderen Welten, waren Gräcomanen, Gallomanen, Anglomanen oder insgemein Kosmopoliten. Eine Nation nun, die so zerrissen und uneins und selbst in der Gedankenwelt so ganz sich selbst entfrembet war, konnte ihre Selbständigkeit nach außen unmöglich länger behaupten. Sie mußte in fremde Gewalt fallen. Das war die Gewalt Napoleons, die uns gänzlich überwältigte und unser einst so großes und ehrwürdiges Reich zertrümmerte. Zum erstenmal, seit die Welt steht, wurden alle Deutschen unmittelbare oder mittelbare Unterthanen eines fremden Herrn. Eine Hälfte der Deutschen erniedrigte sich im Rheinbund im Dienst des fremden

Tyrannen am tiefsten, die andere Hälfte litt am entsetzlichsten unter der Rohheit und Habgier der Eroberer, wurde von ihnen systematisch ausgesogen und mit unsäglicher Verachtung behandelt. Das alles hatten die Deutschen wohl verdient, weil sie sich so lange von ihren Fürsten und deren feilen Gelehrten um ihr Nationalgefühl, um ihre nationale Ehre hatten betrügen lassen.

Aber auch die Schande hat ein Maaß. In Deutschland konnte sie nicht weiter gehen, als in der Zeit, in welcher der niederträchtigste Gelehrte, den die deutsche Erde hervorgebracht hat, der ekelhafteste Lobhudler Napoleons, Johannes Müller, als deutscher Tacitus gepriesen wurde und man den Namen des edlen Römers, der unserer ältesten Vorfahren Ehre gerühmt, an die Schande ihrer Enkel wegwarf. In diesem Augenblicke trat ein Wendepunkt ein, denn weiter konnte die Selbstentehrung Deutschlands nicht gehen. Die deutsche Nation existirte doch noch, wenn sie auch so lange nichts mehr von sich gewußt hatte. Sie war nicht todt, sie hatte nur in langer Lethargie gelegen. Sie war betäubt gewesen, aber die Fähigkeit zu erwachen und zu voller Besinnung zu kommen, war nicht in ihr erstorben.

Wohl war es eine rührende, wunderbare Erscheinung, wie das deutsche Ehrgefühl, das nationale Bewußtseyn zum erstenmale, wie im Traume eines Halbschlafs in nur wenigen edlen Seelen aufdämmerte, in denen die jedem Deutschen angeborne Unschuld am wenigsten von der romanischen Unzucht befleckt worden war. Es waren kindliche Seelen, die sich unwiderstehlich zur Kindheit der Nation hingezogen fühlten und wenigstens im Traum der Erinnerung und Dichtung das deutsche Volk noch einmal sich verjüngen ließen. Es waren poetische Kinder, die in den schönen Ruinen des einst von den Franzosen verbrannten Heidelberger Schlosses vom alten Kaiser und Reiche träumten in dem Augenblick, in welchem Napoleon's Regimenter lärmend mit ihren Kanonen und blitzenden Bajonetten vorüberzogen, um auf dem Schlachtfeld von Jena das ruhmvoll vor tausend Jahren von Karl dem Großen gegründete deutsche Reich ruhmlos zu begraben. In den Tagen jenes finsteren Verhängnisses spielten jene poetischen Kinder fröhlich und lachend

mit der goldnen Kaiserkrone, die nur ihnen noch gehörte, nur der ewigen Jugend, nur der Zukunft des deutschen Volkes.

Wie der classische und französische Modegeschmack damals alles verkehrte und auf den Kopf stellte, so nannte man jene poetischen Kinder die romantische Dichterschule. Es war nichts Romantisches oder Romanisches an ihnen, sie waren vielmehr durch und durch deutsch, was die andern damaligen Dichter nicht waren. Sie bezeichneten nach Jahrhunderten wieder zum erstenmal die Rückkehr von allen Verirrungen in's Fremde zur Heimath. Sie knüpften die Gegenwart und Zukunft an die große Vergangenheit unseres Volkes wieder an und übersprangen die Jahrhunderte der Ausländerei. Man hätte sie also nicht Romantiker, sondern das junge Deutschland nennen sollen. Aber so verkehrt dachte man, daß man zwanzig Jahre später den Namen des jungen Deutschland an die elende Judenschule Heines wegwarf, an geile Affen, die nur wieder die Franzosen nachäfften.

Indem nun jene ersten sog. romantischen Dichter das soeben draußen in der Wirklichkeit durch Napoleon zertrümmerte deutsche Kaiserthum in ihrer poetischen Fata Morgana wieder aufbauten, ehrten sie im alten Reich auch die alte Kirche und Gothik des Mittelalters. Auch Novalis hörte im ahnungsvollen Ohr die Glocke der alten Kirche tönen und ihr Echo in einer Kirche der Zukunft. Der tapfere Görres aber frug: Warum sollten wir nur träumen? Laßt uns mit wachen Augen frisch und muthig Reich und Kirche wieder aufbauen!

Die noch von Josephinismus und Napoleonismus trunkenen Freigeister und die eingeschüchterten Philister staunten, ärgerten sich und spotteten über die Träumer, über das längst verschollene Deutschland und die alte Kirche. Aber noch viel mehr erstaunten sie und erschracken, als das deutsche Volk, soweit es nicht gleich ihnen durch die classische Schule und französische Mode entnationalisirt war, der gemeine Mann, das eigentliche Volk sich plötzlich wie ein Riese, der vom Schlaf erwacht, erhob, im unvergeßlichen Frühjahr 1813, ein nie geahnter Patriotismus Millionen Herzen elektrisirte und hunderttausend und aber hunderttausend Arme sich waffneten, um die Fran-

zosen und ihren weltüberwindenden Kaiser aus Deutschland hinauszujagen und in furchtbaren Schlachten das ihnen entrissene Reichsbanner wiederzuerobern. Nur die verderbtesten Rheinbündler verharrten in ihrer verrätherischen Verstocktheit, die anfangs erschrockenen Philister nahmen doch endlich selbst an der Begeisterung theil.

Die Opferfreudigkeit des deutschen Volks wurde von der österreichischen Politik mißbraucht, die Reichsfahne wieder eskamotirt, das deutsche Reich nicht wieder hergestellt, vielmehr stiftete Metternich in enger Allianz mit den auswärtigen Mächten den deutschen Bund nur als Nothstall für das wild gewordene deutsche Roß, nur als Ueberwachung Preußens, damit von da aus nie wieder eine deutsche Begeisterung ausgehe, und das deutsche Volk ließ es sich in seiner unendlichen Gutmüthigkeit wieder von den Fürsten gefallen, wie alles frühere Unheil.

Aber das große Jahr 1813 hatte nicht vergeblich so viel deutsches Blut fließen sehen. Getränkt mit diesem edlen Blute ließ der deutsche Boden den goldnen Waizen nicht mehr wie früher im welschen Unkraut untergehen. Die Forderung der Einheit deutscher Nation tauchte immer von Neuem auf und mit ihr die Sehnsucht nach der Wiedervereinigung der so unnatürlich getrennten Confessionen.

Ein Umstand ist dabei besonders charakteristisch. Nicht nur der große kriegerische Aufschwung des Jahres 1813 ging von Norddeutschland und von den Protestanten aus, sondern auch die sog. romantische Schule und das oben geschilderte Heimweh nach der alten Kirche. Novalis, Tieck, Arnim waren norddeutsche Protestanten. Hier in protestantischen Kreisen hatte man zuerst eingesehen, durch welche Sünden Deutschland in so tiefe Schmach versunken sey; man hatte erkannt, daß die ausschließliche Herrschaft der classischen Schule und französischen Mode uns wie dem guten alten Glauben so auch der eigenen Nationalität entfremdet habe. Man schnitt sich den classischen Philisterzopf herunter, verspottete die hohle Aufgeblasenheit des Kosmopolitismus, zürnte den Verräthern der Nation, weckte die großen Erinnerungen der Vorzeit, sammelte deren schriftliche Denkmäler, wendete sich auf einmal wieder mit Liebe den

schönen altdeutschen Dichtungen zu, erkannte wieder die heilige Schönheit der Gothik und vertiefte sich andächtig in die alte Zeit, wo noch Frömmigkeit und Treue der Deutschen Art war. Das führte nun auch zur Wiederanerkennung der mittelalterlichen Kirche. Protestantische Maler wurden katholisch, um Heiligenbilder für die Kirchen im ältern, von der Renaissance noch nicht entweihten Style zu malen, die von den profanen Malern spöttisch sog. Nazarener. Man begann schon, den Ausbau der gothischen Dome zu wünschen. Diese ganze Schule, die man fälschlich die romantische nannte, da sie doch nur den deutschen Kern endlich wieder von der romanischen Schale befreien wollte, ging von Protestanten aus. Der einzige namhafte Katholik, der sich ihr anschloß, Joseph Görres, faßte aber die eigentliche Aufgabe des wiederbefreiten Deutschland am großartigsten und klarsten auf und gab dem poetischen Traume erst Leben und Realität durch seine Vorschläge in Bezug auf eine neue Einheit Deutschlands im Reich und in der Kirche.

Außer diesem genialen Görres, dem intimsten Freunde von Arnim, und einigen wenigen erst später auftretenden Dichtern, wie Eichendorff, nahmen sich die Katholiken der romantischen Schule nicht an, erwiederten die katholischen Sympathien der Norddeutschen nicht und dieses ihr kaltes Verhalten hätte auffallen müssen, wenn es sich nicht ganz natürlich erklären ließe. Derselbe philiströse Rationalismus, gegen den sich die romantischen Dichter empörten, war mit der josephinischen Tendenz auch überall im katholischen Deutschland herrschend geworden und sträubte sich gegen die neue Schule hier wie dort. Auf jene protestantischen Dichter wirkte überdies ein Reiz der Neuheit. Die ihnen bisher fremd gewesene katholische Welt erschien ihnen im Zauberlicht einer schönen Vergangenheit. Die katholische Kirche des Mittelalters war ihnen besser bekannt als die neue seit dem Tridentinum. Umgekehrt verhielt es sich mit den Katholiken, welche ganz in den neurömischen Mechanismus seit dem Tridentinum oder in den Josephinismus eingelebt für die Gothik des frühern Mittelalters und überhaupt für das Germanische im Katholicismus keinen Sinn hatten. Wenn aus ihrer Mitte eine Opposition gegen das Bestehende hervorging, so herrschte darin nur

ein sittliches und Humanitätsprinzip vor, gegenüber der todten Werkheiligkeit. So hat der fromme Sailer den Katholicismus in einer Zeit, die demselben am ungünstigsten geworden war, unter den josephinischen und napoleonischen Verfolgern, rationalistischen und freimaurerischen Verhöhnungen, in einer edlen Weise vertheidigt und dabei der christlichen Wahrheit und dem sittlichen Ernst einen reinen Weg gebahnt zwischen den beiden Extremen des äußern romanischen Flitters und der faden und grundgemeinen Religionsspötterei. Auf diesem Wege ging Wessenberg noch einen Schritt weiter und dachte an die Herstellung einer deutschen Kirche, welche wieder zwei Extreme vermeiden sollte, einmal die ausschließlich romanische und jesuitische Einseitigkeit und sodann den modernen Unglauben. Aus der sittlichen Forderung Sailers machte Wessenberg zugleich eine nationale. Aber beide Forderungen fanden entschlossene Gegner und zwar nicht blos im romanischen Süden. Der deutsche Bund, wie ihn Metternich auf dem Wiener Congreß herrichtete, wurzelte in einem tief unsittlichen Prinzip und hatte zugleich einen antinationalen Zweck, nämlich den, die dynastische und confessionelle Uneinigkeit in Deutschland unter dem Einfluß der auswärtigen Mächte zu verewigen.

Siebentes Buch.

Der Ultramontanismus der Neuzeit.

I.

Die Restauration.

Nach Napoleon's Sturz glaubten die europäischen Machthaber neuen Revolutionen am sichersten vorbeugen zu können, wenn sie der römischen Curie ihre frühere Macht zurückgäben, ja sie duldeten sogar die Wiederherstellung des Jesuitenordens. Sie verstanden das aber nur in dem Sinne des frühern oben bezeichneten Compromisses, demzufolge die Curie dem wiederhergestellten Thron zur Stütze dienen sollte. Dieses Bedürfniß fühlten namentlich die in Frankreich, Spanien und Neapel wiederhergestellten Bourbons. Ein geistloses, stumpfsinniges, greisenhaftes Verfahren. Es kam darauf an, einen Neubau der zerstörten Kirche vorzunehmen und dabei alles zu vermeiden, was den Sturz des ältern Gebäudes veranlaßt hatte. Nimmermehr durfte man das Alte mit allen seinen Mißbräuchen wieder einführen. Die Kirche mußte wie ein kraftvoller Baum in frische Blüthen ausschlagen, nicht wie altes trocknes Holz den lendenlahmen Bourbons blos zur Krücke dienen. Ein junger frischer Geist in einem neuen, den veränderten Zeitumständen angemessenen Orden mußte die Völker anregen und mit Enthusiasmus durchdringen, feurige Liebe wecken und finden. Nimmermehr aber durfte man den Jesuitenorden aus seinem Grabe wecken, jenen Orden, der das Maaß der Sünden gegen den heiligen Geist voll ausgefüllt hatte durch die Dienste, die er in Madrid, Wien und Paris geleistet, und dessen Wiederkehr nur noch die eines Vampyrs, eines lebensunfähigen und doch blutsaugenden Gespenstes seyn konnte. Mit solchen

Mitteln richteten die Bourbons sowohl ihren Thron als den Altar nur auf kurze Zeit schlotternd und wackelig wieder auf. Nichts hat den politischen Liberalismus und zugleich den Unglauben mächtiger gefördert und gegenüber der bourbonisch-jesuitischen Corruption sogar zu einer moralischen Macht heranwachsen lassen, als jener Restaurationsversuch.

In Spanien machte sich die Restauration noch verhaßter, noch verächtlicher. Man hat gestaunt, wie es möglich war, daß das spanische Volk, nachdem es noch gegen Napoleon voll religiöser Begeisterung gekämpft und gesiegt hatte, sich binnen wenigen Jahrzehnten ganz auf die liberale Seite warf und mit wollüstigem Ingrimm seine schönen alten Kirchen zerstörte. Aber der rasche Umschlag in der Denkungsart der Spanier wird genügend erklärt durch den ungeheuern Undank Ferdinands VII. und durch die Laster seiner Wittwe und Tochter. Nirgends sind die Bourbons sittlich tiefer gesunken und entartet als hier. An den faulenden Leichnam dieser Dynastie gebunden, mußte das spanische Volk, von Ekel und Wuth ergriffen, sich loszureißen suchen und hat es gethan. Die Klerisei aber in Spanien hat bewiesen, wie tief sie seit den Zeiten Philipps II. demoralisirt seyn mußte, daß sie es noch über sich gewinnen konnte, das ewige und heilige Interesse ihres Altars mit dem vergänglichen eines von allen Lastern besudelten Thrones zu verwechseln. Nie hat sie sich tiefer herabgewürdigt, als in Madrid, wo in den königlichen Vorzimmern Beichtväter mit Kutschern und Maitressen zusammen saßen, um gegen ein edles und großherziges Volk zu conspiriren. Etwas Aehnliches hatte man allerdings schon in Versailles unter Ludwig XIV. erlebt, aber hier trug das Laster wenigstens eine anständigere und vornehmere Maske.

Der kaiserlichen Regierung in Oesterreich war nach dem Sturz Napoleons eine hohe und doppelte Aufgabe gestellt, für die Kirche und für die deutsche Nation. Aber wie immer versagte sie sich dem höhern Rufe. Sie blieb dem alten habsburgischen Systeme treu, indem sie den Compromiß mit den wiederhergestellten Bourbons einfach erneuerte. Ihre natürliche Aufgabe wäre gewesen, sowohl das deutsche Reich auf neuer Grundlage im Interesse der Einheit

und nicht des Particularismus herzustellen, als auch die Kirche, nachdem sie mit dem Romanismus nahezu Bankerott gemacht hatte, zu regermanisiren. Die Gelegenheit dazu wäre äußerst günstig gewesen. Der Papst war durch den Napoleonismus dermaßen geschwächt worden, daß er den alliirten Mächten, die ihn aus der französischen Gefangenschaft retteten, die größten Concessionen hätte machen müssen, wenn nur Oesterreich solche verlangt hätte; denn Preußen, England und Rußland hätten nichts einwenden wollen, das besiegte Frankreich nichts einwenden können.

Als zur Zeit der napoleonischen Herrschaft Oesterreich und Preußen, der katholische Süden und der protestantische Norden von Deutschland für die früher begangenen Sünden gleich schrecklich und schimpflich büßen mußten, die heldenmüthige Gesammterhebung deutscher Nation aber den Fürsten in's Gedächtniß rief, was sie der Nation schuldig seyen, bot sich dem Kaiser von Oesterreich eine neue Gelegenheit dar, das lang Versäumte in Bezug auf die Kirche nachzuholen. Er mußte dem jesuitischen Romanismus und dem Josephinismus zugleich entsagen und der Kirche den germanischen Charakter zurückgeben. Er vermochte es, denn sowohl der Papst als die rivalisirende katholische Großmacht Frankreich waren damals ohnmächtig und in Norddeutschland hatte damals nicht nur der sehr populäre Görres das Banner der Gothik entfaltet, sondern auch unter den Protestanten selbst hatte die neu aufgekommene romantische Schule eine warme Liebe und Begeisterung für die Kirche des deutschen Mittelalters geweckt. Der Jesuitenzopf war nicht damit gemeint und überhaupt durch Josephinismus und Napoleonismus längst abgeschnitten. Ein energischer Kaiser der Deutschen hätte damals den Papst bestimmen können, nachdem er selber im Romanismus dem Untergange nahe gekommen war, im Germanismus seine Rettung und die Wiedergeburt der Kirche zu suchen. Aber das unproductive Metternich'sche System unter zwei schläfrigen Kaisern wußte nichts aus der Kirche zu machen, blieb beim alten durchaus corrumpirten und greisenhaft gewordenen Romanismus und rief zum Ueberfluß, damit weder die deutsche noch die christliche Begeisterung in Oesterreich jemals in Flammen aufschlagen

könne, das Judenthum zu Hülfe und vertraute ihm seine Finanzen und seine Presse an. Der edle Görres wurde von Gentz, der Metternich's Gedanken stylisirte, verhöhnt und Jedermann weiß, daß niemals weniger Geist in der katholischen Kirche Oesterreichs zu spüren war, als unter Metternich.

Diese verkehrte Politik war nur die Fortsetzung der alten Politik Karls V. Das Haus Lothringen hätte sich für berufen erachten sollen, dieser schlechten undeutschen Politik der alten Habsburger zu entsagen, an der es keine Schuld getragen hatte. Es machte sich jetzt erst derselben mitschuldig. Anstatt sich ehrlich für das deutsche Nationalinteresse zu erklären und dafür thätig zu seyn und den warmen Sympathien, welche 1813 in ganz Deutschland für die Wiederherstellung unseres alten Reichs erwacht waren, mit gleicher Wärme und Begeisterung entgegenzukommen, zog es Franz II. schon im Sommer 1813 vor, durch die Bedingungen, unter denen er Preußen und Rußland seine Allianz verkaufte, und durch den Schutz, welchen er den Rheinbundfürsten zusicherte, an die deutschen Einheitsbestrebungen den Hemmschuh zu legen. Indem er nach Napoleon's Sturz den Compromiß mit Frankreich zu Gunsten der römischen Curie erneuerte und im Einverständniß mit eben diesem Frankreich, dazu mit England, Rußland und den Rheinbundstaaten das deutsche Kaiserthum nicht wieder herstellte, dem deutschen Nationalinteresse durch die neue deutsche Bundesverfassung sträflich zuwider handelte, mittelst derselben nur die Uneinigkeit und Schwäche Deutschlands und den Einfluß fremder Mächte verewigen wollte, bewies er damit, daß er dem deutschfeindlichen Princip Karls V. vollkommen treu geblieben war.

In Bezug auf die Kirche war das Verhalten der österreichischen Regierung auffallend zweideutig. Metternich glaubte mit der ihm eigenen Frivolität das alte spanische System nach außen mit dem josephinischen nach innen verbinden zu können. Eine Unnatur, die für die Träger des Systems nur die schlimmsten Folgen haben konnte. Oesterreich, dem damals unbestritten der erste Rang unter den katholischen Mächten zukam, setzte seinen Gesandten in Rom ein, um die Curie zu überwachen. Es bediente sich der Curie in

seiner auswärtigen Politik, theils um das Uebergewicht über die bourbonischen Höfe zu behaupten, theils um den paritätischen Staaten Schwierigkeiten zu bereiten. In seiner innern Politik aber ließ es keine Einmischung der Curie zu und hielt auch von seinen Kronländern die Begeisterung fern, die sich in Frankreich, in dem nicht österreichischen Deutschland, in Belgien und in England für eine neue „Glorie der katholischen Religion" entflammte. Man hätte glauben sollen, eine solche Begeisterung auch in Oesterreich zu nähren, wäre der österreichischen Politik natürlich und zuträglich gewesen, natürlich, weil Oesterreich der Erbe des alten deutschen Kaiserthums war, zuträglich, weil Oesterreich dringend nöthig hatte, in seinen östlichen Provinzen und in den christlichen Provinzen der Türkei der russischen Propaganda mit der vollen geistigen Ueberlegenheit der abendländischen Kirche entgegenzutreten. Das that aber Oesterreich nicht. Es begnügte sich, die Bisthümer mit Persönlichkeiten zu besetzen, die dem Hofe unbedingt ergeben waren, das gemeine Volk durch geistesarme und absichtlich schlecht unterrichtete Pfarrer zu den herkömmlichen Andachten anzuhalten und mit äußerlichem Ceremoniel, zahlreichen und prunkvollen Festen, Prozessionen, Wallfahrten 2c. zu beschäftigen. Auf keiner Universität aber und in keinem Priesterseminar wurden geistreiche und feurige Theologen geduldet. Der bequeme Schlendrian durfte nirgends überschritten werden. Wie es scheint, herrschte damals in den maßgebenden Kreisen Wiens ein Widerwille gegen den Geist überhaupt, wie gegen sittlichen Ernst und Tiefe des Gemüths. Metternich war bekanntlich der frivolste Lebemann. Doch darf man auch annehmen, er habe in die Fähigkeit der Jesuiten Mißtrauen gesetzt, wie sie denn in der That die Throne der Bourbons nicht haben retten können. Genug, nicht nur die österreichischen Finanzen, sondern auch die Presse kam fast ausschließlich in die Hände der Juden, die Sittenlosigkeit nahm in erschreckender Weise überhand und statt eines Herdes christlicher Begeisterung wurde Wien, wie Feldmarschall-Lieutenant v. Welden sagte, „ein abfaulender Misthaufen".

Die Strafe eines so verkehrten Systems, wie es Metternich handhabte, ließ nicht lange auf sich warten. Hatte er sich, um

Preußen und die deutschen Einheitsbestrebungen zu unterdrücken, auf Italiener, Slaven und Ungarn gestützt, so wuchsen ihm diese bald über den Kopf, revolutionirten und brachten das große Reich aus den Fugen. Hatte er den Josephinismus nur als Mittel gebrauchen wollen, so emancipirte sich auch dieser, setzte sich selber zum Zweck, alliirte sich mit dem modernen Liberalismus, duldete nicht länger die Doppelzüngigkeit und riß der Regierung die Waffe des Concordats aus der Hand.

Die Restauration fand edle Kräfte unter den sog. liberalen Katholiken vor, welche fähig und geneigt waren, der katholischen Kirche in Deutschland eine neue, zeitgemäße Stellung zu geben, wodurch sowohl das jesuitische, als das unchristliche Extrem, oder Aberglauben und Unglauben vermieden worden wären. Sailer, Wessenberg, Hirscher, Staudenmaier, Diepenbrock &c. waren damals hochgeachtete, bei der katholischen Bevölkerung beliebte Männer und hatten zahlreiche und begeisterte Schüler. Aber sie wurden von den Regierungen gegen die Verdächtigungen der Jesuiten und der römischen Curie nicht geschützt. Metternich ließ lieber die beiden Extreme, Jesuiten und Juden gewähren, ehe er wackern deutschen Männern von wahrer Frömmigkeit und wissenschaftlicher Bildung Unterstützung gewährt hätte. Damals hätte die Staatsgewalt noch Mittel in den Händen gehabt, eine gemäßigte und vernünftige Mehrheit unter den deutschen Katholiken zu consolidiren und der Gefahr vorzubeugen, in welche sie nothwendig zuletzt zwischen den Extremen des Jesuitismus und des irreligiösen Radikalismus gerathen mußte.

II.

Die große antichristliche Gegenströmung.

Unmittelbar nach dem Sturze Napoleons hatte die christliche Religion viel mehr Geltung, als sie vor und während der Revolution und der napoleonischen Herrschaft gehabt hatte und als sie wenige Jahre später wieder haben sollte. Die Völker hatten in großer Noth und schwerem Kampf wieder beten lernen. Die Fürsten selbst vereinigten sich zu einer sog. heiligen Allianz und versprachen, wieder christlich regieren zu wollen. Das Martyrium der katholischen Kirche während der französischen Revolution und die grausame Mißhandlung der letzten beiden Päpste erweckten auch bei denen Mitleid, welche sonst Gegner der katholischen Kirche gewesen waren, so bei England und Rußland. Da man aber bald inne wurde, die h. Allianz sey eine bloße Spiegelfechterei, der alte diplomatische Machiavellismus habe sein verschmiztes Gesicht nur in fromme Falten gelegt, konnte von den Regierungen aus der wirklich damals vorhandene fromme Sinn der Bevölkerungen nicht belebt, sondern nur zurückgedrängt werden. Als man ferner sah, wie Ferdinand VII. in Spanien den kirchlichen Eifer seines Volks mißbrauchte, wie er unter scheinheiliger Maske unerhörte Schandthaten an einer edlen Nation verüben ließ und wie auch die neuen Jesuitenmissionen in Frankreich einen Beigeschmack politischer Absichtlichkeit hatten, erkalteten die Herzen für die Religion. Dazu kam, daß die Bureaukratie fast aller Länder mehr oder weniger in josephinischen und napoleonischen Erinnerungen lebte und nicht gern die Pfaffen wollte wieder aufkommen lassen.

Was zuerst Frankreich betrifft, so warf sich der ganze Haß, den die stolze Nation gegen die Bourbons faßte, weil ihnen dieselben vom Ausland aufgedrängt wurden, zugleich auf die Kirche wegen der Gunst, die ihr eben diese Bourbons zuwandten. Aus Abscheu vor den Greueln der Revolution und vor der Tyrannei

Napoleons würden die Franzosen gewiß weniger feindlich gegen die Kirche gestimmt gewesen seyn, wenn nicht die Bourbons aus der Kirchlichkeit ihr Privilegium gemacht hätten. Mit den Bourbons, durch die Bourbons wollten sie die Kirche nicht haben. Darin lag auch ein richtiges Urtheil und natürliches Gefühl. Die Franzosen hatten es Jahrhunderte hindurch erleben müssen, wie die h. Kirche als Mittel des unheiligsten Despotismus mißbraucht worden war. Mit der liberalen Strömung, die allmälig ihren Wellenschlag immer höher und immer lauter gegen den Thron der Bourbons antrieb, war ein fanatischer Kirchenhaß gepaart, dem die Chansons von Beranger den volksthümlichsten Ausdruck gaben. Während die Liberalen, den alten Lafayette an der Spitze, das Königthum angriffen, stürmten andere gegen die hohen Kreuze, welche die Jesuiten in ihren wandernden Missionen errichteten. Hinter den Liberalen tauchten aber bald wieder Republikaner und hinter den Jesuitenfeinden Feinde des Christenthums überhaupt, Atheisten auf. Die Sturmfluth wuchs an und die Bourbons wurden zum zweitenmal aus Frankreich vertrieben. Ihr böser Vetter, der treulose Ludwig Philipp, erkaufte den Thron nur durch alle möglichen Concessionen, die er den Liberalen machte. Beide vertrugen sich dahin, zwischen Thron und Parlament die Regierung, hauptsächlich aber die Staatseinkünfte zu theilen. Mit Recht wurde auch das Regiment dieser Corruption gestürzt und nach einem mißlungenen Versuch, die Republik herzustellen und den Terrorismus der Revolution von 1793 zu erneuern, gelang es einem Napoleoniden, ein zweites Kaiserreich in Scene zu setzen. Napoleon III. benutzte die Umstände mit Klugheit. Der Liberalismus hatte sich durch die Wuchergeschäfte, die er mit Ludwig Philipp gemacht, entehrt und discreditirt. Die rothe Republik, der man schon wieder nahe gekommen war, hatte den ganzen Abscheu vor den Jakobinern und Atheisten erneuert. Die Mehrheit der Franzosen wollte Ruhe haben und schenkte wie dem Thron, so auch dem Altar wieder Achtung, dem Thron, weil ihn ein Napoleonide inne hatte, dem Altar, weil er jetzt nicht mehr zum Fußschemel der verhaßten Bourbons diente. Die Vertreibung der Bourbons war dem Wegziehen einer dunklen Wolke zu vergleichen,

welche bisher das vom Kreuz ausstrahlende Licht getrübt und beschmutzt hatte. Napoleon III. bewies Klugheit, indem er das Vertrauen des Klerus und des frommen Landvolks durch sein rücksichtsvolles Benehmen gegen die Kirche rechtfertigte, ohne sie zu verachten, wie Ludwig Philipp gethan hat, aber auch ohne sich in eine Intimität mit ihr einzulassen und sich den Jesuiten hinzugeben, wie die älteren Bourbons. Er konnte somit sich die Sympathie des Klerus bewahren, ohne sich dem Haß der Kirchenfeinde auszusetzen. Er beobachtete eine gewisse Neutralität zwischen der Kirche und ihren Gegnern, um nach Umständen verfahren zu können, wenn die eine oder andere Partei ihm besonders nützlich oder schädlich werden könnte.

In Spanien hatte das System Philipps II. den Neuerungen am längsten widerstanden. Hier hatte der Neukatholicismus mit dem geschmacklosen Prunke, der die Gothik auch hier wie in Frankreich und Deutschland verdrängte, hier der Terrorismus der Inquisition am längsten ausgehalten, hier hatten die Feuer der Autodafés in weitester Ausdehnung und am längsten gelodert. Hier hatten sich noch die Spanier mit derselben Begeisterung für ihre heilige Kirche gegen die Franzosen geschlagen, wie einst die Helden des Cid gegen die Mauren. Aber der gräßliche Undank, mit dem Ferdinand VII. ihren Heldenmuth lohnte, öffnete ihnen die Augen und viele von ihnen und eine immer größere Zahl des Volks erkannte, daß sie ihr edelstes Herzblut hingeopfert hatten für eine schlechte Sache. Da nun der spanische Klerus aus alter Gewohnheit und aus einem jedenfalls mißverstandenem Interesse das Königthum trotz seiner Frevel immer noch stützte, unterzog er sich demselben Fluche, der das Königthum ereilt hatte. Wenn die römische Kirche sich eines h. Ambrosius rühmte, der dem mächtigsten Monarchen unverzagt die Wahrheit sagte, warum hatte sie in Spanien keinen Bischof aufzuweisen, der Ferdinand VII. zurechtgewiesen hätte, der die Sache des Altars von der des lastervollen Thrones getrennt hätte? Zum erstenmal grollte das an langen Gehorsam gewöhnte Volk dem Klerus wie dem Könige. Mit der alten Liebe zum Klerus endigte auch die Blindheit dieser Liebe. Man rechnete

jetzt erst der Geistlichkeit das ganze Register ihrer Sünden aus und faßte es in ein volksthümliches Couplet zusammen:

Vor dreien bösen Vögeln behüt' uns, lieber Herr:
Vor Mönchen und vor Priestern und Spatzen allzumal,
Die Spatzen fressen alles, was wir an Korn gesät,
Die Mönche schlucken hinunter, was wir an Wein gebaut,
Den Priestern aber stehen die Schönen all bereit;
Vor diesen dreien Plagen behüt uns, lieber Herr!

Auffallenderweise schien der Geist im Klerus ausgestorben zu seyn. Während in Frankreich so viele geistvolle und feurige Stimmen für den Glauben sich erhoben, war in Spanien nur ein gewisser Balmes, der desgleichen that.

In Italien hatte niemals eine so tiefe religiöse Begeisterung das Volk ergriffen, wie in Spanien. Je näher an Rom, um so weniger Heiligkeit. In den Regionen der höhern Bildung war der Spottgeist längst zu Hause, sogar am päpstlichen Hofe, wovon oben schon Beispiele angeführt sind. Die vielen kleinen Fürstenhöfe Italiens waren alle mehr oder weniger lüderlich, wovon Gorani Zeugniß gibt. Italien lieferte auch den deutschen Höfen nur das verdorbenste Gesindel von Komödianten und Glücksrittern aller Art. Das katholische Venedig verhielt sich zum Christenthum wie das calvinische Holland. Bekanntlich versicherten die Holländer in Japan, damit man ihnen dort den einträglichen Handel nicht verbiete: „Wir sind keine Christen, wir sind Holländer". Im vorigen Jahrhundert fehlte Italien jeder höhere sittliche Aufschwung. Man darf Casanova als den Normalitaliener jener Zeit bezeichnen. Als die Franzosen in der Revolutionszeit Rom besetzten, fanden sie dort Anhänger genug. Auch die Restauration des Papstes im Jahr 1814 brachte keine Begeisterung des Klerus oder Volks mit sich. Die Diplomatie hatte daran mehr Antheil als die Frömmigkeit. Ein großer Theil der gebildeten Klassen sah den Papst höchst ungern nach Rom zurückkehren. Den wiederhergestellten Jesuiten wirkten die Carbonari entgegen. Mazzini, der jetzt ein Greis ist, entzündete damals in der italienischen Jugend eine feurige Begeisterung

nicht mehr für Freiheit und Gleichheit allein, wie früher die italienischen Anhänger der französischen Revolution, sondern für die nationale Ehre, die Einheit Italiens. Derselben Sache widmete der heroische Garibaldi sein ganzes Leben. Dieser mächtigen Partei war nichts so sehr verhaßt als das römische Papstthum, und aus diesem Grunde haßte sie auch die Kirche, die Religion überhaupt. Auf der klerikalen Seite war Niemand, der auch nur mit einigem Feuer die Kirche vertheidigt, die im Volk schlummernden kirchlichen Sympathien geweckt hätte. Nur der Geschichtschreiber Cantu war conservativ. Die ganze moderne Literatur der Italiener gehörte mehr oder weniger der Opposition an. Gioberti meinte, es sey ja doch wohl das Natürlichste, daß ganz Italien sich an den Papst anschließen müsse, dann habe es die ersehnte Einheit wie von selbst. Davon wollte aber Mazzini's Partei nichts wissen. So lange übrigens der österreichische Gesandte noch im venetianischen Palast zu Rom residirte und noch keine bewaffnete Macht sich der italienischen Patrioten annahm, war für diese auch keine Hoffnung. Erst als die französische Politik dem König von Sardinien erlaubte und ihn sogar dazu anreizte, sich der Patrioten gegen den Papst anzunehmen, um Oesterreichs Einfluß aus Italien zu verdrängen, erst dann erhielt die Opposition Nachdruck, und mit Hülfe Frankreichs konnte Italien wirklich geeinigt werden.

Damit war die anti-österreichische Politik Frankreichs befriedigt, der Papst aber keineswegs beseitigt, weil es andererseits wieder der Politik des französischen Kaisers entsprach, sich durch Schonung und Beschützung des Papstes die Sympathien des französischen Klerus und Landvolks zu erhalten. Immerhin wollte und konnte Frankreich nicht hindern, daß die neue italienische Regierung der Kirche all ihre Güter nahm, die Klöster aufhob, das Ansehen des Klerus auf jede Art schwächte und daß Mazzini und Garibaldi freie Hand bekamen, nicht nur auf die katholischen Priester jede Schmach zu häufen, sondern auch den Glauben und die Gebräuche der Kirche selbst zu verhöhnen.

Im katholischen Deutschland wurde zwar der politische Liberalismus unter der strengen Polizei des Bundestags lange niederge-

halten, nicht aber die antikirchliche Strömung im Leben und in der Presse. In Oesterreich gesellte sich zur fortdauernden Lüderlichkeit der Sitten jetzt auch noch die fabelhafteste Fahrlässigkeit in den Finanzen und die wachsende Macht der Börsenjuden, der Vampyre der Monarchie, der sich auch bald eine wohlorganisirte Schaar von Literaturjuden zugesellte und die periodische Presse fast ausschließlich beherrschte. Wie schon oben bemerkt ist, kokettirte man nach außen mit dem alten habsburgischen System, mit Papismus, Jesuitismus, Concordat, berief Convertiten nach Wien, immer mit vieler Ostentation und bezahlte sie gut. Das war aber alles nur Maske, unter welcher der Josephinismus fortdauerte, der den Prälaten eben so bequem war, wie der Regierung. Metternich duldete keine Spur von Geist in der Kirche, weshalb auch Oesterreich allein zurückblieb, als in Frankreich, im südwestlichen Deutschland, in Belgien, sogar den katholischen Provinzen Preußens und in England ein mächtiger Aufschwung des katholischen Geistes erfolgte. Jarke, ein nach Wien berufener Convertit, der voll Begeisterung für die Kirche hinkam, hat in seinen hinterlassenen Schriften auf's bitterste über das Metternich'sche System geklagt, welches nirgends eine heilige Begeisterung duldete und die Convertiten lediglich zu politischen Werkzeugen brauchte. Auch die gebildeten Klassen in Oesterreich waren noch von Josephinismus inficirt und empfingen ihre Geistesnahrung meist unter Vermittlung der schadenfrohen Juden, von denen sie sich förmlich gegen das Christenthum erbittern ließen. Eine ziemliche Anzahl junger österreichischer Dichter nannte sich selbst Lerchen des jungen Völkerfrühlings. Sie hätten aber eher den Namen der Spatzen verdient, weil sie meist dem das Christenthum verhöhnenden und unzüchtigen Juden Heine nachpfiffen. Nur Sebastian Brunner allein spiegelte in seinen Schriften den frommen Glauben des katholischen Oberlandes ab, durchblitzt von ohnmächtigem Zorn über das in Oesterreich allmächtig gewordene Judenthum.

Außerhalb Oesterreich im katholischen Süddeutschland, in den vormaligen Rheinbundstaaten glaubten die Regierungen im bequemen Geleise des Josephinismus und Napoleonismus weiter fahren zu dürfen. Die Lüderlichkeit der geistlichen Höfe im vorigen Jahrhun-

dert, die Gunst, welche der Aufklärung an den kurfürstlichen Höfen von Köln und Mainz geschenkt worden war, die Revolutionsideen und schließlich die Gunst, die auch Napoleon immer nur den geschmeidigen und unterthänigen Bischöfen gewährt, das alles hatte auch die niedere Geistlichkeit in die Bahn der Toleranz, Aufklärung und jenes Schlendrians gelenkt, der den weltlichen Beamten am besten gefiel. Erst die Rücksichtslosigkeit, mit welcher unter Friedrich Wilhelm III. die strenggläubigen Katholiken und Lutheraner bureaukratisch gemaßregelt wurden, rief den bekannten Widerstand des Erzbischofs von Köln hervor, welcher das größte Aufsehen erregte und wozu alle Feinde Preußens laut applaudirten. Unterdeß nahm der katholische Geist in Frankreich, Belgien und am Niederrhein einen neuen Aufschwung und die Ausstellung des h. Rocks in Trier, zu welcher über eine Million Fromme wallfahrteten, bewies dem erstaunten Publikum der aufgeklärten und liberalen Philister, das katholische Mittelalter, das man längst ausgestorben glaubte, rage wieder lebendig in die Gegenwart hinein. Daher großer Aufruhr; großer Lärmen und Wogen des Zornes bäumten sich gegen den Bischof Arnoldi von Trier auf. Doch ungefährlich für ihn, es war nur Schaum.

Der junge Ronge, ein unwürdiger katholischer Priester aus Schlesien, wollte den allgemeinen Unwillen der aufgeklärten und liberalen Presse benutzen, um ein großes Schisma herbeizuführen und alle liberalen Katholiken um sich als um einen zweiten Luther zu sammeln, und das nannte man die neue „deutsch-katholische" Kirche. Der Idee nach sollte es noch dem Wessenbergischen Plan entsprechen, aber dem Ei fehlte das Dotter, was Wessenberg darin gelassen hatte, nämlich der religiöse Glaube. Der sog. Deutsch-Katholicismus war glaubenslos, irreligiös, ein Ding wie weiland der Theophilanthropismus der französischen Revolution, und Ronge war nur ein eitler Maulheld ohne allen innern Beruf zu einem Reformator. Sein Werk mißlang daher völlig. Der ehrliche, wenn auch nur noch halbwegs gläubige Protestantismus wollte von ihm nichts wissen, und ohne eine Vereinbarung mit der Kirche der alten

Reformation konnte die der neuen keine Stellung zur Weltgeschichte nehmen.

Im protestantischen Deutschland zeigte sich die antikirchliche und irreligiöse Agitation ungleich energischer und zog in der Geisterwelt viel tiefere Furchen. Ohne die Tragweite der Maßregel zu kennen, ließ König Friedrich Wilhelm III. von Preußen sich durch russischen und österreichischen Einfluß veranlassen, den Patriotismus von 1813, die Begeisterung für die Einheit und Macht Deutschlands zu unterdrücken, und verband damit auch die Proscribirung des eifrigen Lutherthums, theils weil sich die altlutherische Frömmigkeit während der Freiheitskriege mit der patriotischen Begeisterung innig verbunden hatte, theils weil der König die Union der lutherischen und reformirten Kirche beschlossen hatte und es ihm unbequem war, wenn die alte lutherische Rechtgläubigkeit ihn an diesem wohlgemeinten Werke hindern wollte. Es kam soweit, daß er nur noch die Heuchler begünstigte, die eine fromme Miene annahmen, aber nichts glaubten, und dagegen die wirklich frommen Lutheraner in Schlesien als Rebellen verfolgen ließ. Aus demselben Grunde wurden auch die Pietisten als Mucker verleumdet und dem Hohne des Publikums blosgestellt. Um aber die christliche und patriotische Begeisterung der Jugend oder mit andern Worten das christlich deutsche Programm der unmittelbar nach den Freiheitskriegen auf allen deutschen Universitäten organisirten allgemeinen deutschen Burschenschaft in den Herzen der studirenden Jugend auszutilgen, bediente sich der damalige preußische Cultminister v. Altenstein einer Anzahl von Akademikern und Professoren, die durch officielle Reclame als die größten Geister aller Zeiten ausposaunt und mit Ehren überhäuft wurden, von denen allein die Anstellungen der Lehrer ausgingen, die daher eine ungeheure Clientel von sich abhängig machten und deren zusammenfließender Ruhm die Stadt Berlin als große Metropole der Intelligenz mit unvergänglicher Glorie umkleiden sollte.

Als das tauglichste Werkzeug Altensteins erwies sich der Philosoph Hegel, der die studirende deutsche Jugend zum Dünkel der Selbstvergötterung hinriß. Wenn sich diese gehämmelten Geister

hinter ihrem Leithammel als privilegirte Götter schaarten, kam ihnen freilich der Patriotismus nur noch kleinlich und die Frömmigkeit gar nur lächerlich vor. Ein Hochmuthswahnsinn wurde hier vom Minister schlau benutzt und ein neuer Beweis geliefert, daß nichts so dumm ist, was nicht durch Unverschämtheit zur Geltung gebracht werden könnte. Nachhaltiger noch als Hegel, der unter der neuen Regierung bald wieder aus der Mode kam, wirkte Alexander von Humboldt, zwar immer als angeblich größter Gelehrter des Erdkreises und mehr französischer Akademiker als deutscher, in vornehmer Zurückhaltung, doch ganz dem System entsprechend. Denn für ihn gab es weder ein deutsches Vaterland, noch eine christliche Religion. Er lenkte daher die Geister, ganz ebenso wie Hegel, vom Patriotismus und von der Gottesfurcht ab und führte sie dahin, wo sich ihrer nothwendig der gröbste Materialismus bemächtigen mußte. Die weitern Handlanger des schlechten Systems will ich hier übergehen. Nur Diesterweg muß noch besonders erwähnt werden, weil ihm das ganze Volksschulwesen der preußischen Monarchie übergeben worden war und er die Schule nicht nur von der Kirche trennen, sondern die letztere am liebsten ganz vernichten wollte. Von den ihm untergebenen Schullehrerseminarien aus drang nun der Unglaube massenhaft in die Volksschulen ein und wurde durch jährliche Lehrerversammlungen genährt.

Auch im übrigen protestantischen Deutschland außerhalb Preußen übte das in Berlin beliebte System verderblichen Einfluß. Hegel war ein Schwabe, und stolz auf seinen Landsmann und Meister schrieb David Strauß sein berüchtigtes „Leben Jesu", worin er ein- für allemal das Christenthum mit seiner Wurzel herausheben und vernichten wollte, sofern er die Evangelien für bloße Märchen und Fischeranekdoten erklärte. Das Buch wurde mit Beifall überschüttet. Hirzel, damals Regent in Zürich, berief Strauß dorthin und kündete der Welt an, mit Strauß beginne eine eben so große Reformation wie einst mit Zwingli. Er hat zwar eben so falsch prophezeit, wie die Katholiken, die in Ronge den zweiten Luther hatten verehren wollen. Indeß war die protestantische Welt doch stark aufgewühlt. Man wollte sich nicht mehr mit

der Theorie begnügen, sondern zur Praxis übergehen. Zu Halle an der Saale, zu Königsberg, zu Breslau schwuren evangelische Prediger förmlich den Christenglauben ab. In Berlin mahnte eine Deputation des Magistrats den König, die antichristliche Geisterbewegung gewähren zu lassen. Die zahlreichen Lichtfreunde in ihren sog. Lichtversammlungen bildeten schon die Anfänge der nachher sog. Freikirchen, waren aber so geistlos und ordinär rationalistisch, so sehr nur ein Tummelplatz gemeiner Schwätzer, daß sie so wenig Anklang fanden, wie der Deutsch-Katholicismus.

Es ist überhaupt merkwürdig, daß die Kirchenzerstörer und Christushasser ebenso in der Minderheit blieben, wie die Strenggläubigen beider Confessionen. Die breite Mitte protegirte gern den kirchlichen Liberalismus im Allgemeinen, ohne sich jedoch den Deutsch-Katholiken, Lichtfreunden oder Freikirchlern mit Entschiedenheit anschließen zu wollen. Sie war nicht grade dem Christenthum feind, aber doch gegen dasselbe gleichgültig. Sie widmete ihr Interesse zunächst ihrer äußerlichen Stellung in der Welt, Nahrungs- und Familiensorgen, Geschäften, geselligen und Privatgenüssen, dem Mitmachen der Mode, dem Theater, der Tagespolitik, ließ die Kinder taufen und confirmiren, ging auch wohl anstandshalber in die Kirche, aber alles nur der Convenienz wegen, ohne Ernst und innere Neigung. Muthete man ihr einen solchen Ernst zu, so fühlte sie sich dadurch geärgert und genirt oder lachte darüber. In den Augen dieser gebildeten Gesellschaft war jeder wahre Christ nur ein verschmitzter Pfaffenknecht, ein widerwärtiger Pietist oder ein bigotter stockdummer Bauer. Man behielt nur der Convenienz wegen ein Namenchristenthum bei, es verstand sich jedoch von selbst und man war es seit dem vorigen Jahrhundert auch nicht anders gewöhnt, als daß jeder gebildete Mensch aufgeklärt seyn müsse, an kein Wunder, an keine Hölle mehr glauben dürfe. Sofern der christliche Fanatismus in frühern Jahrhunderten zu großen Grausamkeiten geführt hatte, wandte man sich mit Schaudern davon ab und rühmte sich, daß man jetzt unendlich humaner geworden sey, wobei man vergaß, daß das atheistische Revolutionsgericht in den Jahren 1793 und 1794 nicht weniger grausam verfahren war, als

einst das spanische Inquisitionsgericht. Es läßt sich nicht leugnen, daß der Rationalismus friedlicher Natur war und nur gute Menschen erziehen wollte. Allein er verbitterte sich in Haß, sobald auf protestantischer, wie auf katholischer Seite die Gottheit Christi wieder schärfer betont und die geoffenbarte Religion der philosophischen Aufklärung und Vernunftreligion entgegengesetzt wurde.

Gegen die katholische Kirche schleuderte er unbedenklich den Vorwurf, sie sey nie etwas anderes gewesen, als eine Anstalt, die Völker zu knechten und zu verdummen. Die Pfaffenherrschaft des finstern Mittelalters könne in unserem aufgeklärten Jahrhundert nicht wiederkehren. Sollte Oesterreich mit seinem Concordat etwa die Religionsfreiheit in Deutschland gefährden wollen, so drohte ihm der Gustav-Adolfsverein mit dem blutigen Gespenst des Schwedenkönigs. Als Ronge den Apfel der Zwietracht in's katholische Lager warf, führten ihm dabei die protestantischen Rationalisten die Hand und unterstützten seine Affectation eines zweiten Luther mit ernsthaften und feierlichen Gesichtern. Man affectirte dabei eine große Verehrung vor dem alten Luther, setzte ihm Denkmäler, pries sein großes Reformationswerk, sang sein Lied: „Ein' feste Burg ist unser Gott" — und wußte doch gar nichts von Luther, hatte keine Ahnung mehr von dem, was Luther geglaubt und gelehrt hatte. Als Heyder in Erlangen die erste vollständige Sammlung der Werke Luthers herausgab, konnte er nur wenige Exemplare davon verkaufen. Die wahren Lutheraner, die seiner Lehre treu geblieben, wurden in Schlesien erst verfolgt, in die Kerker geworfen oder verbannt, und als diese äußere Verfolgung endlich aufhörte, noch viel grimmiger in theologischen Streitschriften mißhandelt. So war also der Name Luthers, den sie den Katholiken entgegen hielten, nur ein Trugbild. Die rationalistische Mehrheit der Gebildeten wußte gar nichts mehr von ihm, oder haßte und verfolgte ihn in seinen wahren Anhängern.

Man hatte sich schon lange in den Wahn hineingelogen, Luther's Reformation habe nicht die christliche Religion läutern und auf's neue fest begründen wollen, sondern sie habe nur überhaupt allgemeine Glaubensfreiheit proklamirt, jedem zu glauben gestattet,

was ihm das Vernünftigste scheine, also an die Stelle der göttlichen Offenbarung die menschliche Kritik oder Philosophie gesetzt. Der Rationalismus versicherte daher, er setze nur das große Werk des Doktor Luther fort, indem er blos Vernunft predige und Christum nur als einen weisen Lehrer verehre. Er bestätigte dadurch nur zu sehr, was die Katholiken dem Protestantismus vorwarfen, derselbe sey ein Abfall nicht nur vom Papst, sondern auch von Christo überhaupt. Die Rationalisten kümmerten sich aber nicht viel um diesen Vorwurf, denn sie konnten darauf pochen, daß sie unter den gebildeten Katholiken genug Gesinnungsgenossen zählten, die auch nicht mehr an die Gottheit Christi glaubten.

Unter diesen Umständen befand sich das gebildete Publikum im protestantischen Deutschland nicht in dem Falle, mit den Strenggläubigen zu gehen, aber auch nicht, alle Extravaganzen der Glaubenslosen mitzumachen. Dabei gedieh das Juste Milieu der Union, und es gab Leute genug, welche dieselbe am liebsten über die ganze protestantische und reformirte Welt, über Scandinavien, England und Nordamerika in der evangelical alliance ausgebreitet hätten, die indeß nur wie ein Nebel das feste Land, so die verschiedenen Staatskirchen und Sekten umschleierte und selber keine feste Gestalt gewann.

III.

Der neue kirchliche Aufschwung.

Sobald die Bourbons in Frankreich gestürzt waren, fiel der Hauptgrund weg, aus welchem man die Kirche gehaßt hatte, und alsbald erhoben sich, trotz der liberalen Politik Ludwig Philipps, laute und mächtige Stimmen in Frankreich für die Kirche, deren heilige Sache nicht verwechselt werden dürfe mit dem Interesse verderbter Dynastien. Am schärfsten faßte Lamennais diesen Unter-

schied auf und verlangte, die Kirche, welche bisher Fürstensache gewesen sey, solle ganz und ausschließlich Volkssache werden. Wie das Papstthum sich in diese neue Rolle finden sollte, war freilich nicht leicht begreiflich, da die Demokratie überhaupt keine Kirche wollte, am wenigsten eine hierarchische Monarchie. Aber der Papst war einmal interpellirt und — was sagte der kleine dicke Gregor XVI. mit seiner freundlichen Miene? Du sprichst, antwortete er dem französischen Reformator, von einer Erneuerung und Wiedergeburt der Kirche, aber die Kirche ist ja niemals weder alt geworden noch gestorben, sie ist immer jung und gesund geblieben, immer die neue und alte zugleich, immer die eine und gleiche, vollkommene, an der nichts zu bessern noch zu ändern ist. Damit war auch alles abgewiesen, was andere eifervolle Katholiken in Frankreich mit mehr oder weniger klarem Bewußtseyn zu Gunsten einer Regermanisirung der Kirche plaidirten. Man erkannte zum erstenmal die Würdelosigkeit und Unheiligkeit des Renaissancestyles an. Man studirte und bewunderte die Gothik. Didron edirte die schönsten Denkmäler der mittelalterlichen Kirche. Gaume wies den Zusammenhang der französischen Revolutionsgreuel mit der Renaissance nach. Graf Montalembert wollte die französische Denkungsart mit deutschem und englischem Geiste durchdringen.

Napoleon III. war durch Plebiscit auf den Thron berufen worden, hauptsächlich durch die Stimmen des frommen Landvolks und unter Mitwirkung des Klerus. Die Achtung vor der Kirche, welche nach dem Sturze Ludwig Philipps in den Tuilerien wieder Mode wurde, war doch etwas anderes, etwas Frischeres und Gesunderes als die Bigotterie der alten Bourbons. Sogar die französische Armee theilte diese Achtung in der Vorliebe für die Feldpriester und die barmherzigen Schwestern. Nun kam neues Leben in den Episcopat. Viele, die meisten Bischöfe dienten nicht bedingungslos dem Kaiserthum, sondern verlangten und erhielten von ihm Bürgschaften. Unter den genialen Männern, die eine neue Begeisterung für die katholische Religion auch unter einem großen Theile der gebildeten Klassen in Frankreich erweckten, ragten die Pariser Lieblingsprediger Lacordaire und Pater Hyacinth, Veuillot,

Herausgeber des Univers, und Dupanloup, Bischof von Orleans, hervor.

In England zeigte sich eine Erscheinung, die zwar dem Aufkommen der sog. romantischen Poesie in Deutschland entsprach, ein fast wunderbares Heimweh zur alten Kirche hin, sich jedoch etwas anders als in Deutschland äußerte, nämlich praktischer, entschiedener, wie es nicht nur im englischen Nationalcharakter lag, sondern auch durch die Eigenthümlichkeit des Anglicanismus bedingt war. Die englische Kirche hatte aus der ältern katholischen Zeit noch die bischöfliche Hierarchie und die Continuität der Weihen beibehalten, dabei aber den calvinischen Glauben in seiner ganzen Nüchternheit, Trockenheit und Härte angenommen. In Bezug auf das erstere war also diese Kirche von der römischen nicht so schroff getrennt, wie die lutherischen und calvinischen Kirchen in Deutschland, der Schweiz und Holland. In der zweiten Beziehung war die englische Kirche allerdings von der römischen noch schroffer getrennt, aber grade das rief in vielen Gemüthern ein Bedürfniß nach einem wärmern und poetischeren Glauben hervor. Dieses Bedürfniß nahm die Gestalt des Puseyismus an, eines auf der Universität Oxford von Doktor Pusey seit dem Jahr 1833 gepredigten Halbkatholicismus. Derselbe fand großen Anhang, namentlich unter den studirenden Theologen, die sich aber nicht damit begnügten, sondern weiter gingen und förmlich zur katholischen Kirche übertraten, was Pusey selber nicht that. Unter diesen Convertiten haben sich insbesondere Newmann und Wiseman hervorgethan, welch letzterer als Erzbischof von Westminster und Cardinal an die Spitze der katholischen Kirche Englands trat. Diese Kirche kam unerwartet durch Uebertritte von mehr als hundert anglicanischen Geistlichen in Aufschwung und es entstanden sogar anglicanische Klöster, worin auch solche Geistliche, welche nicht katholisch wurden, sich doch zu mönchischem Beisammenleben verpflichteten. In den Kreis dieser überraschenden Erscheinungen gehört auch die stufenweise fortschreitende Emancipation der Katholiken in Irland, die nur durch die Leidenschaftlichkeit, mit welcher unter den Iren der Haß gegen ihre bisherigen englischen Unterdrücker ausbricht, länger aufgehalten worden ist.

Gehen wir nun zum deutschen Protestantismus über, so finden wir, daß auch hier seit dem Regierungsantritt König Friedrich Wilhelms IV. in Preußen eine unaufhaltsame Reaktion der christlichen Glaubenskraft gegen den früher herrschenden Unglauben oder wenigstens religiösen Indifferentismus erfolgte. Und zwar in einem vorzugsweise lutherischen Sinne, im Gebiet der Theologie und des Gemeindelebens, also durchaus verschieden sowohl von dem Kryptokatholicismus der außer Mode gekommenen romantischen Schule, als auch vom Puseyismus in England. Die Ermannung der gläubigen Christen begann im Jahr 1830 mit dem muthigen Auftreten Hengstenbergs in Berlin. Dieser hatte unter der alten Regierung noch mit schweren Hindernissen zu kämpfen, die ihm von der damals noch privilegirten Hegelei und noch mehr von dem alles überflutenden flachen Rationalismus entgegen geworfen wurden. Indessen traten ihm bald eine nicht unbeträchtliche Anzahl muthiger Christen, glaubensstarker und geistvoller Theologen zur Seite und die neue Regierung entsagte dem frühern verderblichen System. Und zwar nicht blos strenge Lutheraner, sondern auch Unionisten, wie denn Hengstenberg selbst der Union angehörte.

Der protestantische Glauben hat schwer mit den feindlichen Extremen des Popenthums, der Sectirerei und des Unglaubens zu kämpfen. In den Ostseeprovinzen sperrt sich der weite russische Rachen auf, um die Lutheraner zu verschlingen, wie er in Polen die Katholiken verschlingt. Noch mächtiger wirkt der Unglauben in seinem Innern zu seiner Zersetzung. War er schon von Anfang an in eine lutherische, calvinische, schweizerische, anglicanische, presbyterianische Kirche getrennt, zu denen sich bald noch die Sekten der Wiedertäufer, Quäcker, Mennoniten, böhmischen und mährischen Brüder, Herrnhuter, Methodisten, Baptisten, Swedenborgianer, Irvingianer, Mormonen, Shakers 2c. 2c. gesellten, so hat seit dem vorigen Jahrhundert auch der Unglaube, der Zweifel an der Göttlichkeit Christi, an der evangelischen Wahrheit, an einem persönlichen Gott überhaupt in den verschiedenen Formen des Deismus, Rationalismus, Atheismus unter Beistand der heidnischen Philosophie im protestantischen Gebiet ungeheure Eroberungen gemacht.

Auf den protestantischen Universitäten Deutschlands haben schon seit vier Generationen, theils die Zweifler und Krittler, theils die Vermittler vorgeherrscht, welche das Christenthum angeblich zur Vernunft bringen oder in irgend eine neueste Modephilosophie umwandeln wollten. Einige namhafte theologische Facultäten pflegten vor noch nicht langer Zeit nur Ungläubige zu Doctoren der Theologie zu ernennen. Ein protestantisches Päpstlein in einem glücklicherweise nur kleinen Staate stellte keinen Pfarrer und Schulmeister an, der ihm nicht mit Handschlag gelobte, daß er an die Gottheit Christi nicht glaube. Wie die Theologen in der Farbe schillerten, beweist Schleiermacher, der anfangs für einen Wiederhersteller des Christenglaubens galt und heute als ein Heros der ungläubigen Opposition gefeiert wird. Mit Recht mußte Julius Müller, auch Ehrenberg in der Berliner General-Synode einmal aussprechen, seit einem Jahrhundert habe kein lutherischer Theologe in völliger Uebereinstimmung mit den symbolischen Büchern nach Form und Inhalt gelehrt. Die Stellung der Theologen und Prediger zu den symbolischen Büchern ist eine immer freiere geworden. Ebenso weichen die Theologen in der Erklärung wichtiger Bibelstellen von einander ab, wenn sie auch nicht die ganze Bibel verwerfen. Eine große Rolle spielt in den theologischen Facultäten die Eitelkeit der Professoren, wie sie z. B. bei Ewald hervortrat, und die Koketterie mit der Fortschrittspartei. Eine gewisse Gattung von Theologen hat immer im persönlichen Interesse hofirt, früher den Fürsten, jetzt den Demokraten.

Die letzten Jahrzehnte zeigten uns eine Nothwehr gläubiger Protestanten gegen die unzweifelhafte Mehrheit ihrer noch nominellen Glaubensgenossen, die es aber in der Wirklichkeit nicht mehr sind, sondern schwanken, zweifeln oder gar nichts mehr vom Christenthum wissen wollen, und leider hat das Gezänk unter den Gläubigen selbst nicht wenig dazu beigetragen, einem großen Theil des gebildeten Publikums einen unvermeidlichen Ekel einzuflößen. Wer nun diese Sachlage ernsthaft in's Auge faßt, kann nichts anderes wünschen, als daß der Zank unter den Gläubigen selbst aufhören möge, zunächst der Familienstreit unter den Protestanten, dann der fanatische

Haß, mit dem sich Katholiken und Protestanten noch immer verfolgen. Gläubige Katholiken und Protestanten sollten sich an ihren gemeinschaftlichen Gegnern, den Ungläubigen, insofern ein Beispiel nehmen, als sie gegen dieselben eben so fest zusammenhalten sollten, wie die ungläubigen Katholiken und Protestanten es ihrerseits gegen die Gläubigen jeder Confession thun.

Gegenüber den immer mehr überhand nehmenden Spaltungen mußte bei den Katholiken umsomehr das Bewußtseyn ihrer Einheit lebendig werden. Zunächst im Papstthum, dem sichtbaren Träger dieser Einheit, und in den Jesuiten, die nach der Wiederherstellung ihres Ordens vor Begierde brannten, sich durch große Erfolge wieder in die Weltgeschichte einzuführen. Dabei kam ihnen zu statten, daß seit Gründung des zweiten Kaiserreichs in den Tuilerien ein unverkennbares Streben hervortrat, die romanischen Nationen unter einen Hut zu bringen, und die katholische Glaubenseinheit schien ein nicht zu verachtendes Mittel für diesen Zweck zu seyn. Auch war der römische Stuhl in Italien selbst durch das neue Königreich Italien bedroht, mußte sich also nach Stärkung von außen umsehen. Daher die auffallende Rührigkeit in Rom und in der ultramontanen Presse, die endlich zur Einberufung des Concils geführt hat.

IV.

Das zweite Kaiserreich in Frankreich und das österreichische Concordat.

Die Erschütterungen des Jahres 1848, die doppelte Niederlage der zweiten Republik in Frankreich und der Demokraten in Deutschland erweckten dem Ultramontanismus neue Hoffnungen. Er fand auch wirklich wie in Frankreich so in Oesterreich hohe Gönner, jedoch nicht so ausschließlich, wie es früher der Fall gewesen war. Es waren eigentlich mehr Gönnerinnen als Gönner. Die Gönner selbst kokettirten zwar einerseits mit Rom und der alten Bigotterie, andererseits aber auch mit dem liberalen Zeitgeist. Der neue Kaiser der Franzosen war den Bischöfen gnädig, weil sie ihm die zahlreichen Stimmen des Landvolks verschafften, denen er in wiederholten Plebisciten die Krone und deren längere Erhaltung zu verdanken hatte. Er schützte auch den Papst in Rom. Nichts destoweniger aber wollte er es auch mit dem Liberalismus und Parlamentarismus nicht verderben und erlaubte dem neuen König von Italien, wenn auch nicht Rom selbst, doch den größten Theil des Kirchenstaats in Besitz zu nehmen und den Papst beständig zu ängstigen.

Papst Pius IX. hatte bald nach seinem Regierungsantritt die alten Traditionen des h. Stuhles so weit aus den Augen gesetzt, daß er mit dem Liberalismus kokettirte, bis ihn Mazzini und Garibaldi aus Rom verjagten. Glücklich wieder restaurirt reute ihn sein liberales Debut gründlich und gab er sich ganz den Jesuiten hin, die auf nichts geringeres speculirten, als auf einen neuen Compromiß Roms mit den katholischen Großmächten und auf einen neuen großen Sieg des Romanismus über den Germanismus, des Katholicismus über den Protestantismus. In diesem Sinn wurde nun fort und fort in Rom gearbeitet. Im Jahr 1853 mußte der

Papst den Episcopat in England und Holland herstellen und zum nicht geringen Erstaunen der Engländer tauchte mitten in London ein katholischer Erzbischof von Westminster auf. Zwei Jahre später schloß Oesterreich mit Rom das berüchtigte Concordat, welches den Liberalen und Protestanten etwas zu große Besorgnisse einflößte, da die Gefahr in der That nicht groß war und die Judenwirthschaft und arge Sittenlosigkeit in Wien mächtiger waren als das Concordat. Allein ganz ohnmächtig war das Concordat auch wieder nicht. Es verhinderte nämlich jede bessere Heranbildung der katholischen Priester, die sich leiblich wohlbefanden, denen man nichts weniger als eine Askese zumuthete, die aber nur keinen Geist haben durften, damit sie immer möglichst unwissend und unterthänig wie ihre Bauern blieben. Bei diesem System hatten es auch die reichen Bischöfe bequem, stimmten daher ganz mit der Regierung in Wien und mit der Curie in Rom überein. Echt jesuitisch war das Vorgehen gegen den Benediktinerorden.

Dieser reiche und bisher hoch geachtete Orden war der einzige, der sich außer dem Jesuitenorden und schon viel früher als dieser um Schulwesen und Gelehrsamkeit bemüht und sich darum verdient gemacht hatte. Das war deutsches Verdienst und den Römlingen ein Dorn im Auge. Auch zu den reichen Gütern der Benediktiner hatte man Lust; sie brauchten ja nicht so viel, als sie besaßen. Auch die Bischöfe sahen gewöhnlich scheel auf die von ihnen unabhängigen Mönche. Also wurde von Rom aus eine apostolische Visitation der österreichischen Benediktinerklöster verfügt und dieselbe durch den bekannten ultramontanen Bischof Rudigier von Linz und den slovenischen Bischof von Lavant ausgeführt.

Die österreichischen Bischöfe begannen endlich auch einmal gegen die Corruption aufzutreten, der sie so lange nachsichtig zugesehen hatten, aber es geschah zu spät und nicht energisch genug. Die Wiener lachten dazu. Wie sollte auch eine gutmüthige und von Natur zur Lustigkeit geneigte, seit Metternich's Zeiten allem religiösen und sittlichen Ernste, jedem christlichen, wie jedem germanischen Ehrgefühl systematisch entfremdete Nation gebessert, der Verführung der Judenpresse und der ewigen Spaßmacherei, dem Taumel von

einer sinnlichen Lust in die andere entzogen werden können, wenn man dem Klerus, der lange genug in Oesterreich geschlafen hat, in dem Augenblick, in welchem er endlich erwacht und sich besinnt, seine Pflicht zu thun, diese Pflichterfüllung zum Verbrechen macht, den ganzen Priesterstand dem Hohn der Judenpresse blosstellt? Es ist eine überaus traurige Wahrnehmung, daß die Hirtenbriefe der Erzbischöfe und Bischöfe in Oesterreich, die so eindringlich die Wahrheit gesagt haben, von der liberalen Regierung mißachtet worden sind.

Die deutschen Erzbischöfe und Bischöfe Oesterreichs sagten in ihrer Adresse an den Kaiser: „Außer Italien gibt es kein Land, wo die heiligsten Güter der Menschheit Angriffen von solcher Schamlosigkeit und Tragweite so schutzlos preisgegeben wären, wie in Oesterreich; das Gesetz ist ohnmächtig geworden. Es hat eine schmerzliche Ueberraschung erregt, daß es am Weihnachtstag, an dem selbst der Gleichgültige einen Anhauch von oben fühlt, in der Hauptstadt des Reichs gestattet war, das Christenthum öffentlich als ein Märchen zu verspotten. Damit war ein Versuch gemacht, ob jedem Frevel am Christenthum Straflosigkeit gesichert sey; er ist gelungen, und der Sieg über das Gesetz wird mit der Frechheit ausgebeutet, welche zum Handwerk gehört. Das berührt nicht die Katholiken allein; es berührt in gleicher Weise die Protestanten, welche Christen sind.“ Bekanntlich antwortete der Kaiser den Erzbischöfen und Bischöfen: „Ich muß es beklagen, daß dieselben, anstatt wie Ich es gewünscht hätte, die ernsten Bestrebungen Meiner Regierung in den einschlagenden wichtigen Fragen zu unterstützen und deren so dringende Lösung im Geiste der Versöhnung und des Entgegenkommens zu fördern, es vorgezogen haben, durch Vorlage und Veröffentlichung einer die Gemüther tief erregenden Adresse jene Aufgabe zu erschweren, zu einem Zeitpunkte, in welchem, wie die Bischöfe selbst treffend bemerken, uns Eintracht so sehr noththut, und es dringend geboten ist, die Anlässe zu Zwiespalt und Beschwerde nicht zu mehren.“

Eine andere Stimme aus Wien: „Jeder Tag bringt neue Verhöhnungen der Kirche und jeder katholischen Kundgebung.

Straflos gehen die ärgsten Schmähungen aus. — Sogar die unsittlichsten, schmachvollsten Pamphlete des ehrenwerthen Gemeinderathes Much, der selbst eine öffentliche Person auf Kosten des Klerus besingt, finden einen freisprechenden Richter. Dagegen erscheinen täglich pflichtgetreue katholische Priester, der Ruhestörung angeklagt, vor den Schranken der Gerichte und werden in allen Fällen zu Gefängnißstrafen verurtheilt. Wo gibt es bei uns heute mehr Recht und Gerechtigkeit? Bald wird der wahre glaubenstreue Katholik in Oesterreich der Paria seyn, den jeder ungestraft zu Tode prügeln darf. Die Mönche, die im Leben gehaßt und verlästert werden, sind auf den Bühnen der Theater, die nur mehr der rohesten Sinnlichkeit und den frivolsten Lastern fröhnen, täglich gern gesehene Gäste. Schon folgen in dem von dem Juden Ascher mit dem Gelde einiger jüdischer Banquiers gepachteten Carltheater demnächst weitere Stücke im Genre des ‚Mönch und Soldat.‘"

Mußten nun die frommen Bauern nicht jedes Vertrauen zu der Regierung, die dergleichen duldete, verlieren und hatte Greuter nicht völlig Recht, wenn er im Reichstag die Glaubenstreue seiner Tiroler gegen den liberalen Judenschwindel in Wien vertheidigte? War aber eine solche Gegenwehr einmal überhaupt nothwendig geworden, so mußten freilich die jesuitischen Einflüsterungen bei dem tiefbeleidigten katholischen Volk Eingang finden.

Welche Schmach ist es aber, daß die stolzen Germanen sich noch im 19. Jahrhundert durch Welsche und Juden zugleich in eine so erbärmliche Klemme bringen lassen, und daß sie die Einsicht und den moralischen Muth nicht haben, beide Verführer zugleich von sich zu schleudern!

Es war ein trauriges Verhängniß, daß sich das brave katholische Landvolk in Tirol und Bayern von seinen jesuitischen Beschützern und Verführern auch einreden ließ, die deutschen Einheitsbestrebungen, der norddeutsche Bund und Preußen seyen mit dem Wiener Liberalismus und Judenthum so gut wie identisch, so daß ihr Haß in Fanatismus ausartete. Daß Preußen eine große katholische Bevölkerung habe, daß die katholische Kirche dort viel mehr geachtet, geschützt und gesichert sey als in Oesterreich, daß auch die nord-

deutschen Protestanten gute Christen und gute Deutsche seyen, die gleiches Interesse mit den guten Christen und Deutschen in Süddeutschland hätten, das verschwieg man jenem braven, aber leichtgläubigen Landvolk, darüber täuschte man es und wandte alle Mittel der Lüge an, um es ausschließlich dem antideutschen Plane Roms und Frankreichs dienstbar zu machen. Aus der ultramontanen Presse Bayerns leuchtete als Grundgedanke hervor, zunächst komme alles darauf an, dem katholischen Landvolk in Süddeutschland glauben zu machen, es könne nur bei Frankreich und in einem neuen Rheinbunde Rettung finden. Was die Väter und Urgroßväter dieser frommen Bauern in den zweimaligen Rheinbundzeiten 1703 und 1809 durch die Franzosen gelitten haben, davon schwiegen die ultramontanen Wühler.

So wurde es möglich, daß noch in unseren Tagen nach so großen Erfahrungen in der Geschichte und nach so reichen Belehrungen der Schule und Literatur deutsche Volksstämme, die zu den ältesten und wackersten gehören, durch welsche Arglist zum Haß gegen ihre deutschen Brüder entflammt und zum Sclavendienst antinationaler Interessen gepreßt werden konnten.

V.

Der Mastai'sche Herkules am Scheidewege.

In Rom wurde unter der Erde eine vergoldete antike Statue des Herkules gefunden, dem regierenden Papste Pius IX. verehrt und nach seinem Familiennamen der Mastai'sche Herkules genannt. Ein Wink für ihn, an dem Scheidewege, an dem er stand, den rechten Weg zu wählen. Aber er hat den falschen gewählt, denn sich für irrthumsunfähig zu halten, ist der größte Irrthum, dessen ein sterblicher Mensch fähig ist.

Wir leben nicht mehr im Mittelalter. Zwei Jahrhunderte der

Bildung sind auch an der katholischen Welt nicht umsonst vorübergegangen. Wie sehr auch das Papstthum die Reformation verdammt und bekämpft hat, so konnte es doch nicht hindern, daß zunächst die Katholiken im germanischen Norden einen großen sittlichen und intellectuellen Gewinn aus der Reformation zogen. Sie haben viel von den Protestanten gelernt. Katholische Regierungen, Bischöfe, Priester und Laien wichen allmälig immer mehr von den romanischen Extremen und Mißbräuchen ab. Die Zahl der Priester überhaupt, wie der Klöster insbesondere verringerte sich merklich. In keiner katholischen Stadt Deutschlands erblickte man so viele Kutten und Tonsuren, wie in den Städten des romanischen Südens, wo man sie noch unlängst zu Tausenden als Pflastertreter konnte herumlaufen sehen. In gleicher Weise wurden auch allmälig in den katholischen Staaten Deutschlands die große Ueberzahl der Kirchenfeste und Feiertage eingeschränkt, wie denn auch die Wunder, die den Aberglauben nähren sollten, viel seltener wurden. Dagegen wetteiferten die Katholiken Deutschlands in Schulen und Universitäten, überhaupt in wissenschaftlicher Bildung mit ihren protestantischen Landsleuten und Nachbarn, um nicht zu weit hinter ihnen zurückzubleiben, während im romanischen Süden fast gar nichts für Bildung geschah und ein sehr kleiner Theil des Volks auch nur lesen und schreiben lernte. Und doch hat man auch in den romanischen Ländern allmälig das Bedürfniß gefühlt, die Binde der finstersten Unwissenheit, unter welcher das Papstthum bis dahin die ihm am treusten anhängenden Völker erhalten hatte, zu lüften und abzureißen. In dem bisher so bigotten Spanien und in Rom selbst haben große Parteien im Volk, hat die spanische und italienische Regierung selbst, wie früher schon durch den Josephinismus und die französische Revolution, eine große Ungeduld gezeigt, das Joch des römischen Papstthums abzuwerfen, und der Kirchenstaat wurde im Jahr 1870 wirklich säcularisirt.

Pius IX., der diese verhängnißvolle Zeit erleben mußte, befand sich in der Lage, entweder dem berechtigten Bedürfniß aller wahren Christen und aller vernünftigen Leute durch eine zeitgemäße Abstellung der längst anerkannten römischen Mißbräuche entgegen

zu kommen, oder das Aeußerste zu wagen, um das ganze alte verrottete System zu retten. Im Beginn seines Pontificats schien er den Reformen günstiger, am Ende desselben aber hat er sich nicht nur für das Festhalten der alten Mißbräuche entschieden, sondern auch einen neuen, den größten Mißbrauch in seiner Infallibilitätserklärung hinzugefügt. So lange er noch die Wahl hatte und auf dem Scheidewege stand, wäre es wohl besser gewesen und hätte in Zukunft viel Blutvergießen erspart, wenn er sich mit den gläubigen Protestanten, anstatt sie in seiner Encyclica zu verdammen, versöhnt hätte, um im Bunde mit ihnen den mächtig anschwellenden Unglauben zu bekämpfen. Er hätte begreifen sollen, daß der Unglaube seine Stärke jetzt wie immer hauptsächlich aus den Mißbräuchen der Kirche schöpft. Warum hat er so viel Weisheit nicht bewährt? Die Antwort ist einfach, weil er ein Romane ist und weil ihn die Jesuiten zu ihrem Werkzeug gemacht haben.

Lange Zeit nachher im März 1871 schrieb man vom Papst, er habe in einer seiner Audienzen zu den Anwesenden gesagt: „Ich vermuthe, daß unter Euch, wie Ihr aus so verschiedenen Ländern hieher zusammengekommen seyd, viele Protestanten sich befinden. Nun weiß ich aber, daß auch in protestantischen Ländern der Glaube noch lebendig ist, daß man auf eine göttliche Vorsehung vertraut, und Gebete zum Himmel schickt. In Italien, diesem Lande, wo fast alle sich Katholiken nennen, ist es leider ganz anders. Ich sehe mich hier umringt vom Unglauben und vom krassen Materialismus. Die Achtung vor allem Heiligen ist dahin.“ Sollte der Papst das wirklich gesagt haben, was durchaus nicht unmöglich scheint, so würde es ein günstiges Zeichen seyn, daß ihn die Infallibilität nicht blind gemacht habe! Aber warum beliebte ihm dann doch die offizielle Verdammung der Protestanten?

Im Allgemeinen gehört die Einberufung des neuen Concils in die lange Reihe von Kriegserklärungen des römischen Papstthums gegen den Germanismus, im Besondern aber wollte dasselbe auch wieder der eben so alten antigermanischen Politik Frankreichs einen Dienst leisten.

Zum Vorwand diente die notorische Ueberhandnahme des Un-

glaubens in der Welt, das Chaos der Meinungen und Parteien, die Verachtung der Gebote Gottes, die Abwesenheit oder Nichtachtung der Autorität. In diesem Sinne war die Encyclica mit dem Syllabus verfaßt, welche die Einberufung des Concils vorbereiteten. In diesen päpstlichen Manifesten war viel Wahres enthalten und wurde damit die Absicht, dem Germanismus womöglich den Todesstreich zu versetzen, unter einer pathetischen, ja heiligen Maske versteckt. Gewiß hat jeder gläubige Christ auch unter den Protestanten dem zugestimmt, was der Papst von der Gemeinverderblichkeit des modernen Unglaubens, des Atheismus, des Materialismus, der Selbstvergötterung 2c. gesagt hat. Das alles ist aber auch schon von andern und am besten von Protestanten gesagt worden. Auch den Zwiespalt der Confessionen haben schon andere bitter beklagt und welcher nicht nur gute Christ, sondern auch besonnene Staatsbürger hätte sich nicht nach einer Autorität gesehnt, die einen guten Glauben, eine gute Sitte überall in der Menschenwelt herstellen würde. Wenn aber jene Manifeste ausschließlich die Autorität der römischen Kirche allen Völkern unter dem Monde aufdringen wollten, so hätte ja der Erste Beste, der im Namen der griechischen Kirche zu den Nationen redete, mit dem gleichen Rechte die Autorität seiner Kirche voranstellen können, da diese sogar das Vorrecht des Alters für sich hat.

Wir müssen nun die edlen Eiferer für den Glauben von den unedlen Eiferern für die blos äußere Machtstellung der Kirche unterscheiden. Diese letztern haben wieder wie im 16. Jahrhundert ihre Partei organisirt und ihre Parole ist wieder wie damals: Kampf auf Tod und Leben nicht etwa gegen Heidenthum und Judenthum, sondern gegen Protestantismus und Germanismus! Hier tritt uns der alte unversöhnliche Haß gegenüber, während von unserer Seite immer noch eine Liebe für die katholische Kirche, wenn auch nicht für deren romanistische Auswüchse vorhanden ist. Als schon fast alle Blüthen des romantischen Frühlings vom Frost der Zeit zerstört waren, traten auf protestantischer Seite noch ehrliche und geistvolle Geschichtschreiber auf, wie Karl Adolf Menzel, Leo, Barthold, Gfrörer 2c., welche der Parteilichkeit offen entsagten, mit welcher

die Geschichte bisher von Protestanten geschrieben zu werden pflegte, und voll Wahrheitsliebe alle Sünden enthüllten, die von protestantischer Seite waren begangen worden, und lobten, was auf katholischer Seite Achtbares zu loben war. Aber diese armen Ritter der Wahrheit wurden grade deshalb, weil sie nicht mehr logen, unpopulär, allen Protestanten und Liberalen verdächtig gemacht oder todt geschwiegen und fanden auch bei den Katholiken nur eine kalte oder halbe Anerkennung, und die gutmüthige Ehrlichkeit, mit der sie der geschichtlichen Wahrheit und nicht irgend einem Parteihasse gedient hatten, wurde von katholischer Seite nicht erwidert. Je mehr protestantische Geschichtschreiber etwas Katholisches gelten ließen, desto weniger Protestantisches ließen die katholischen gelten. Der Krieg zwischen den sog. klein- und großdeutschen Geschichtsbaumeistern, wie man die protestantisch-preußischen und katholisch-österreichischen nannte, kam erst recht in Gang.

Ich will nicht von der Bosheit und Dummheit reden, mit welcher katholische Geschichtschreiber das Andenken der größten deutschen Männer, Luthers, Friedrich des Großen, noch in neuester Zeit besudelt haben. Die Hauptsache ist, daß alle Thatsachen der Geschichte, der ganze große Entwicklungsgang der deutschen Nation in ein falsches Licht gestellt wird. Drei Sätze sind von der katholischen Presse als Parole ausgegeben: 1. Die Reformation sey nur eine Revolution gewesen, ein Abfall von der Kirche, wie der Fall Lucifers vom Himmel; Luther habe nichts bessern wollen, denn die Kirche sey zu allen Zeiten, also auch damals, vollkommen und unverbesserlich gewesen; er habe nur stören und zerstören wollen und die Periode der freien Forschung, der ungläubigen Philosophie, der Aufklärung und Revolution begonnen. 2. Eben deshalb sey der ganze Protestantismus nur Negation und das zerstörende Princip in ihm bewirke, daß die Protestanten auch unter einander selbst sich zu bekämpfen und zu vernichten trachten, daher man das große Wort der Selbstauflösung des Protestantismus erfunden hat. 3. Weil der Protestantismus hauptsächlich in Norddeutschland zu Hause und Preußen der mächtigste Staat in Norddeutschland ist, hat die ultramontane Presse lügen müssen, die Preußen seyen keine Deutschen, nur slavische Wenden.

Dieser dritte Satz der Lüge verräth die romanische Tendenz der Polemik. Die Romanen suchen Deutschland zu verkleinern, wie zu der Zeit, als das Haus Habsburg mit dem Hause Valois, indem der Jesuitismus beide umschlang, den unheilvollen Bund gegen Protestantismus und Germanismus zugleich schlossen.

Am ungerechtesten war die in der Encyclica wiederholte Verdammung der Protestanten. Der Papst hätte die schönste Gelegenheit gehabt, den gläubigen und begeisterten Christen auf protestantischem Gebiete, welche gegen die Entchristlichung und Entsittlichung der Neuzeit kämpfen, die Hand zu bieten. Es wird dem Papstthum zum unberechenbaren Nachtheil gereichen, daß es diese Gelegenheit versäumt und sich nur auf den alten faulen romanischen Boden gestellt hat, anstatt die von romanischen Auswüchsen gereinigte alte Kirche einen festern und fruchtbarern germanischen Boden gewinnen zu lassen. Nur die Einigung gläubiger Katholiken mit gläubigen Protestanten vermag die abendländische Kirche noch zu retten vor der Ueberfluthung hier des neuen Heidenthums und Judenthums, dort des Russenthums.

Genug, der Papst und seine Jesuiten wollten eigentlich mehr den Protestantismus und Germanismus, als den Unglauben bekämpfen. Die Jesuiten hatten auch diesmal nur die Absicht, das römische Kircheninteresse mit dem französischen Staatsinteresse zu vermitteln. Die Einberufung des Concils scheint insgeheim schon lange vorbereitet gewesen zu seyn. Die Jesuiten ließen es nicht fehlen, besonders in Deutschland ultramontane Bestrebungen anzuregen durch Stiftung von frommen Congregationen, katholischen Vereinen und Versammlungen und durch den Eifer der Presse, durch Bearbeitung des bigotten Landvolks für klerikale Wahlen in die Landtage. Die ultramontane Agitation verband sich seit dem Jahr 1866 mit dem durch die preußischen Siege tief aufgeregten Haß der Besiegten, die depossedirten Fürsten verschwendeten Millionen für eine Lügenpresse, welche die Einigung Deutschlands und Preußen unermüdlich angreifen und verleumden mußte, und zu dieser greulichen Katzenmusik vereinigte sich der Ultramontanismus nicht nur mit der Beust'schen Politik und dem Particularismus, sondern auch mit den rothen Republikanern und Socialdemokraten.

Was unterdeß in Rom vorging, bewies, daß die ultramontane Agitation in Deutschland dem Vorhaben dort zur Unterstützung dienen sollte. Seit einer Reihe von Jahren hat der Papst Schritte gethan, deren innerer Zusammenhang und deren Ziel anfangs nicht bemerkt wurde. Er versammelte wiederholt die Bischöfe der katholischen Welt um sich her, verfügte wiederholt Heiligsprechungen, wie sie lange nicht in diesem Maaße vorgekommen waren. Endlich beschenkte er die katholische Welt sogar mit dem neuen Dogma der unbefleckten Empfängniß und berief das ökumenische Concil zusammen. Man hat die Vermuthung für erlaubt gehalten, das Vorgehen des Papsts habe einem politischen Plane dienen sollen. Man combinirte die wiederholten Versuche Napoleons III., sämmtliche romanische Nationen von den Rumänen an der untern Donau an bis nach Mexiko hin unter einen Hut zu bringen, einerseits mit dem Deutschland beständig bedrohenden Chauvinismus und mit der immer in der Luft schwebenden französisch-österreichischen Allianz, andererseits mit den Ostentationen des Papstthums. Man wagte zu vermuthen, die liberalen Phrasen des französischen Kaisers, wie das vom leichtesten Winde wieder wegzublasende liberale Doctorenministerium in Wien, könnten vielleicht nur Masken seyn. Man bemerkte, der Papst habe einen Bonaparte zum Cardinal ernannt, der unter französischem Einfluß wohl sein Nachfolger werden könnte, und derselbe Papst habe der lüderlichen Königin Isabella von Spanien aus Anerkennung und zum Lohn ihrer „Tugend" die goldene Rose verehrt, zu einer Zeit, in welcher Napoleon III. bereits mit gedachter Königin den Plan abgekartet haben sollte, daß ein ansehnliches spanisches Heer Italien überwachen solle, während die französischen Truppen aus Rom abgezogen seyn würden, um das französische Heer zu verstärken, welches mit dem österreichischen vereinigt, den Norddeutschen Bund angreifen sollte. Man vermuthet ferner, auch die Einberufung des Concils sey auf die Zeit berechnet gewesen, in welcher voraussichtlich die beiden katholischen Kaiser den Norddeutschen Bund zertrümmert und sich zu Herrn des Abendlandes gemacht haben würden. Alsdann hätte das Concil der kaiserlichen Reactionspolitik so ziemlich dieselben guten Dienste leisten können, wie früher das tridentinische.

Auffallend bleibt es, daß die spanische Revolution und die gewaltsame Vertreibung der französischen Bundesgenossin Isabella grade in dieselbe Zeit fiel, die am besten geeignet war, jenen europäischen Reactionsplan zu durchkreuzen, und daß sie von denen ausging, die allenfalls darum wissen konnten und in deren nächstem Interesse es lag, seine Durchführung zu verhindern. Spanien hat sich nun eben so antirömisch constituirt als Italien. Das war ein dicker Strich durch die Rechnung des romanischen Planes, der aber deßhalb nicht aufgegeben wurde. Wenn auch Napoleon III. alle Ursache hatte, mit keinem Wort, mit keiner Miene zu verrathen, ob ihm das Vorgehen Roms und der Jesuiten genehm sey oder nicht, so blieb doch in Rom die Voraussetzung feststehen, er werde dem Papstthum nicht wehe thun, noch wehe thun lassen, selbst wenn er von der Gelegenheit, die durch das Infallibilitätsdogma noch mehr zu fanatisirenden Ultramontanen in Deutschland zu unterstützen und einen Krieg mit dem Norddeutschen Bunde vom Zaun zu brechen, keinen Gebrauch machen wollte. Es konnte auch seiner zuwartenden Politik nicht unangenehm seyn, wenn Rom den Deutschen das Medusenhaupt der Infallibilität vorhielt und dessen Schlangenhaare schüttelte. Confessionellen Haß und Bruderkrieg in Deutschland anzuflammen, war ja die älteste Politik Roms und kam immer Frankreich zu gute.

VI.

Das vaticanische Concil.

Am 29. Juni 1868 erließ Papst Pius IX. die Bulle Aeterni Patris, worin er „im Namen des allmächtigen Gottes, des Sohnes und heiligen Geistes, der Apostel Petrus und Paulus, welche Autorität auch Wir auf Erden haben,“ ein ökumenisches Concil einberief, welches am 8. Dezember des folgenden Jahres in Rom er-

öffnet werden sollte. Zweierlei fiel dabei auf. Einmal, daß der Papst von vorn herein die göttliche Autorität ansprach, womit er indirekt sagen wollte, daß dem Concil keine Autorität über ihn zustehe, sondern daß es nur Allem zuzustimmen habe, was er befehlen würde. Sodann war die Bulle nur an die Katholiken gerichtet, da doch zu einem ökumenischen Concil auch die übrigen christlichen Kirchen hätten eingeladen werden müssen, wie auf den ältern ökumenischen Concilen die griechischen Bischöfe zugleich mit den römischen getagt hatten. Auch durfte, so lange die griechische Kirche noch nicht von der römischen getrennt war, der Papst sich so wenig, als der griechische Patriarch anmaßen, über dem Concil zu stehen. Aber auch nach der Abtrennung der griechischen Kirche stand der römische Papst nicht über, sondern unter dem Concil der ausschließlich katholischen Bischöfe. Das Concil von Constanz setzte drei Päpste ab. Als einer derselben, Benedikt XIII. sich die Absetzung nicht gefallen lassen wollte, sich wie hundert Jahre früher der verrückte Papst Bonifacius VIII. für den Alleinherrn der Erde erklärte und von einem Felsenneſt aus, in das er sich zurückgezogen hatte, die ganze Christenheit in den Bann that, wurde er wie billig ausgelacht, wie denn auch jener Bonifacius VIII. mit seiner Anmaßung nichts ausgerichtet hatte, sondern auf Befehl des Königs von Frankreich gefangen gesetzt worden war.

Erst im September ließ sich Pius IX. herbei, die Griechen in der Türkei (nicht in Rußland) und die Protestanten zum bevorstehenden Concil unter der Bedingung ihrer Rückkehr zur römischen Kirche einzuladen. Der Patriarch in Constantinopel und das Oberconsistorium in Berlin antworteten ablehnend. Zum Ueberfluß erhielt der Schotte Cullen auf eine Anfrage die Antwort, es verstehe sich von selbst, daß Ketzer, deren Meinungen längst von der Kirche verdammt seyen, auch auf dem Concil nicht mitstimmen dürften.

Die Welt war bei der Nachricht, es solle wieder einmal ein Concil zusammenkommen, zwar ein wenig überrascht, kümmerte sich aber nicht viel darum, hielt es nur für ein neues Auskramen päpstlicher Eitelkeit und für eine Komödie, wie die früher zu Rom in Scene gesetzten Bischofsversammlungen, Heiligsprechungen und das

letzte Dogmenfabrikat von der unbefleckten Empfängniß, was ja fast spurlos vorübergegangen war. Nur in der theologischen Presse erregte die Einberufungsbulle eine lebhafte Bewegung, aber man war ja gewohnt, daß die Presse begierig jedes Neue auffaßte und von allen Seiten besprach, weil es eben ein Neues war und weil man der Presse wie einer Mühle, wenn sie nicht stillstehen sollte, immer aufschütten mußte. So begann nun eine leidenschaftliche Polemik zwischen der ultramontanen und der gemäßigt liberalen und radikalen Presse. Die Hauptorgane der erstern waren römische und Pariser Blätter, insbesondere das in Rom erscheinende Jesuitenblatt Civiltà cattolica und das in Paris von Veuillot geistvoll redigirte Univers. An sie schloßen sich auch die fanatischen Blätter der sog. bayerischen Patrioten an. Im Allgemeinen war die ultramontane Presse nicht so reich an Blättern und Brochüren wie die der Opposition, hatte aber den Vorzug, einig zu seyn, zu wissen, was sie wollte, völlig rücksichtslos vorzugehen und auf das gemeine Volk, namentlich das bigotte Landvolk einen sehr großen Einfluß zu üben. Die weit umfangreichere Literatur der Opposition war nicht so einig, nicht so rücksichtslos und übte weniger Einfluß auf die niedern Klassen. Unter den Protestanten selbst war man wohl gegen Rom, sonst aber unter sich nicht einig. Die katholische Opposition in Frankreich und Deutschland war zu rücksichtsvoll, griff zwar die Jesuiten an und verlangte Freiheit für das Concil, wollte sich aber doch von Rom nicht lossagen.

Mit der meisten Rührigkeit traten die gemäßigten und gelehrten Katholiken Bayerns unter Führung des berühmten Dompropsts von Döllinger den jesuitischen Anmaßungen entgegen; ihnen gesellten sich auch Gesinnungsgenossen aus andern Theilen Deutschlands zu. Selbst mehrere Bischöfe mißbilligten das Vorgehen der römischen Curie. Einer Adresse gemäßigter Katholiken aus Coblenz im Juni 1869 folgten bald mehrere andere nach. Am 6. September desselben Jahres erließen die zu diesem Zweck in Fulda versammelten deutschen Bischöfe einen ungemein charakteristischen Hirtenbrief, worin sie alle Katholiken in Deutschland aufforderten, dem bevorstehenden Concile Vertrauen zu schenken, da es unmöglich sey, daß

die Absichten „schwärmerischer Menschen“ (der Jesuiten) je auf dem Concil die Mehrheit erhalten könnten. Also verbürgten sich die deutschen Bischöfe gewissermaßen für die Vernunft eines Concils; von dem sie im Gegentheil im Voraus große Unvernunft erwarten und dessen Ausgang sie gar nicht berechnen konnten. Die Jesuiten konnten sich nur über die Selbsttäuschung der deutschen Bischöfe freuen.

Auch in Frankreich traten bedeutende Gegner der Jesuiten auf, vor allem der geistreiche und literarisch sehr thätige Bischof Dupanloup von Orleans, der berühmte Prediger Pater Hyacinthe, der edle Graf Montalembert, der bald darauf starb, Maret, Gratry ꝛc. Doch war die Mehrheit des französischen Episcopats und auch das Landvolk ultramontan.

Die weltlichen Regierungen verhielten sich auffallend ruhig, nur der Ministerpräsident in Bayern, Fürst von Hohenlohe, wurde durch den Conflict der Krone mit der klerikalen Mehrheit in der bayerischen Kammer veranlaßt, in einem Umlaufschreiben an die Mächte auf die Gefahren aufmerksam zu machen, welche möglicherweise die Staatsgewalten in allen katholischen und paritätischen Reichen bedrohen könnten, wenn die Jesuiten auf dem Concil ihre hierarchischen Anmaßungen durchsetzen würden. Hierbei ist noch zu erwähnen, daß der Papst im Jahr 1867 den berüchtigten Inquisitor Arbues, der in Spanien der unbarmherzigste Ketzerverfolger gewesen war, heilig gesprochen hatte und daß der berühmte Maler Kaulbach in München ein von diesem Arbues veranstaltetes Autodafé gemalt und das Bild ausgestellt hatte, welches er aber zurückziehen mußte, weil die klerikale Partei ihn bedrohte. Das Landvolk in Bayern wurde von den Priestern und von der jesuitischen Presse auf's äußerste für den Papst und gegen den Protestantismus, gegen den Nordbund und gegen die deutschen Einheitsbestrebungen fanatisirt. Grund genug für das bayerische Ministerium, zum Aufmerken zu ermahnen. Frankreich und Oesterreich lehnten aber jede gemeinsame Maßnahme der Regierungen, wie sie Hohenlohe gewünscht hatte, gleichgültig, Oesterreich sogar ein wenig hofmeisternd ab. Der König von Italien war durch Frankreich gebunden und hielt es für

das beste, das Concil gewähren zu lassen. Ging dasselbe im Uebermuth zu weit, so durfte er Vortheil davon zu ziehen hoffen. In Spanien erklärte der Minister Silvela am 7. Dezember 1869, die in Rom tagenden Bischöfe hätten sich die üblen Folgen selbst zuzuschreiben, wenn sie vergäßen, was sie der spanischen Verfassung schuldig seyen.

Unterdeß wurde in Rom alles zum Concil vorbereitet, jedoch nur nach und nach der ganze Plan desselben enthüllt. Am 11. April 1869 feierte der Papst sein fünfzigjähriges Priesterjubiläum und ertheilte allen denen Ablaß, die an diesem Tage für die Ausbreitung des katholischen Glaubens beten würden. Es fiel auf, daß die Stadt Rom bei dieser, wie bei jeder andern festlichen Gelegenheit eine kostspielige Pracht entfaltete mit Drapirung der Kirchen, Illumination der Peterskirche rc., während zugleich in allen Winkeln der katholischen Welt der sog. Peterspfennig für den Papst gesammelt wurde, als ob derselbe in größter Dürftigkeit lebe. Im Mai rückte die Civiltà Cattolica mit der Behauptung heraus, das bevorstehende Concil werde die berüchtigte Bulle Unam sanctam, in welcher Papst Bonifacius VIII. sich zum Herrn über alle Kaiser und Könige erklärt hatte, auf's neue für gültig zu erklären haben. Man erfuhr, die Prälaten der Curie und die Jesuiten, denen sich der Papst ganz hingegeben habe, bereiteten mit regem Eifer alles für das Concil vor, so daß den dazu einberufenen Bischöfen nichts übrig bleiben solle, als hinzusitzen und zu allem ja zu sagen, was ihnen der Papst würde vorlegen lassen. In der höchsten Gunst beim Papste stand Cardinal Bilio, von dem man sogar glaubte, er sey schon für die nächste Papstwahl in Aussicht genommen. Das dem Concil vorzulegende Schema des Glaubens wurde von Schrader, einem Jesuiten aus Wien, das Schema von der Unfehlbarkeit des Papstes, welches zum Dogma erhoben werden sollte und wegen dessen man überhaupt das Concil einberufen hatte, von Cardoni, dem Erzbischof von Edessa, verfaßt. Die Congregationen oder Ausschüsse und Commissionen des Concils wurden im Voraus bestimmt. Kurz, der Papst behielt sich in allen Beziehungen die Initiative vor, und bestimmte überdies zum Versammlungssaal des Concils

einen Seitenflügel der Peterskirche, welcher akustisch so ungünstig construirt war, daß man im Voraus wissen konnte, die Redner würden nicht verstanden werden. Das war aber eben die Absicht. Der Papst selber soll sich scherzend darüber geäußert haben, es brauche des Geredes gar nicht. Endlich war auch schon die Geschäftsordnung für das Concil vorgesehen, um den versammelten Vätern octroyirt zu werden, ohne daß sie nach dem Vorgang der frühern Concile und aller Parlamente ihre Geschäftsordnung selber sollten beschließen dürfen. Es war also im vollsten Maaße dafür gesorgt, daß das Concil, obgleich es der Papst selbst als ein ökumenisches bezeichnet hatte, doch der Freiheit eines solchen entbehren mußte. Durchaus eigenmächtig und gewaltthätig kehrte Papst Pius IX. die altgewohnte Sitte um und ordnete sich dem Concil nicht mehr unter, wie es jeder frühere Papst hatte thun müssen, sondern stellte sich über dasselbe als Herr desselben und wollte die Väter commandiren wie ein Regiment Soldaten.

Natürlicherweise mußte er darauf rechnen, daß viele der einberufenen Bischöfe das alte und ausschließliche Recht der Concile reclamiren würden, daß sie sich frei von päpstlicher Beeinflussung als unabhängiges geistliches Parlament und höchstes Tribunal der Kirche würden constituiren wollen. Um nun dem zuvorzukommen, hatte der Papst für Einberufung einer Menge von Titularbischöfen gesorgt, die ohne ein Bisthum von ihm allein ernannt und bezahlt, als seine Kostgänger auch für alles stimmen mußten, was er dem Concil vorschreiben würde. Außerdem durfte er auf die Zustimmung der überaus zahlreichen italienischen Bischöfe rechnen, die theils im Kirchenstaat ihm unmittelbar untergeben, theils über die Verfolgungen, die sie im Königreich Italien erlitten, erbittert und gern geneigt waren, durch Wiederherstellung der vollen Papstgewalt selber wieder in eine bessere Lage zu kommen. Dasselbe galt von den meisten Bischöfen Spaniens. Wenn man nun erwägt, daß der Kirchenstaat, der nur 700,000 Seelen zählt, 62 Bischöfe in's Concil schickte, das kleine Königreich Neapel 68, daß man der oben erwähnten Kostgänger wenigstens 300 zählte, und daß in Frankreich und Deutschland mehr als die Hälfte der Bischöfe ultramontan gesinnt waren, eben so die süd-

amerikanischen und die englischen, so war dem Papst von vorn herein eine ungeheure Stimmenmehrheit auf dem Concil gesichert, wenn — die katholischen Mächte nicht einschritten und, wie auf dem Concil in Constanz eine Abstimmung nach Nationen und nicht nach Köpfen verlangten und durchsetzten. Da dies nun aber nicht in den Absichten Frankreichs und Oesterreichs lag, so unterblieb es, und der Papst bekam mit seinen Jesuiten freies Spiel.

Die Verletzung der Rechtsgleichheit war enorm. Der Erzbischof von Paris war der Hirt von 2 Millionen Seelen, der Fürstbischof von Breslau von 1,700,000, der Erzbischof von Köln von 1,400,000, der von Cambray von 1,300,000 Seelen und doch hatte jeder auf dem Concil nur eine Stimme. Deutschland und Frankreich waren jedes kaum mit mehr als 40 Stimmen auf dem Concil vertreten. Nach dem Verhältniß wie der Kirchenstaat mit 62 Stimmen vertreten war, hatte Frankreich nicht weniger als 3400, die Stadt Paris allein über 100 Stimmen auf dem Concil anzusprechen.

Am 8. Dezember 1869 wurde das Concil wirklich in Rom eröffnet. Man zählte 767 Theilnehmer desselben. Die Mehrheit war im Voraus gewonnen und alles erfolgte, wie es die Curie mit den Jesuiten eingeleitet hatte. Ein Widerspruch wurde nicht geduldet oder durch Stimmenmehr niedergeschlagen. Der trefflich organisirten Mehrheit stand eine kleine Minderheit gegenüber, deren Mitglieder einander kaum kannten, die keinerlei Vorbereitung und Verabredung getroffen hatte und sich in einer merkwürdigen Weise überraschen und brüskiren ließ. Es fehlte zwar nicht an Protesten gegen die Wahl des Versammlungssaals, in dem sich nur die allerstärksten Stimmen hörbar machen konnten, gegen die octroyirte Geschäftsordnung, gegen die schon fertigen Commissionen, gegen die Rechtsungleichheit der Vertretung, gegen die Kostgänger des Papstes &c. Aber die Opponenten begingen den Fehler, das unfreie Concil dennoch anzuerkennen und sich für alle Beschlüsse desselben mit verantwortlich zu machen, weil sie darin sitzen blieben und nicht sofort dasselbe mit der energischen Erklärung, es sey ein unfreies, also auch incompetentes Concil, verließen. Sie entschuldigten sich zwar damit, es sey immerhin gut, wenn die Stimme der Wahrheit wenig-

stens gehört würde, aber an diesem Ort wurde sie eben nicht gehört. Durch diese Schwäche, Unentschlossenheit und Halbheit der Opposition wurde der Triumph der Jesuiten nur vergrößert. Kein Wunder, daß ihre Stimmen auf dem Concil, die ihnen unterthänige Mehrheit nur Hohn über die arme Opposition ergoß und sich in Brutalität gegen sie überbot.

Was half es auch, daß Bischof Stroßmayer und mit ihm noch einige wenige andere der papistischen Mehrheit, wie Achilleus den Ueberfluthungen des Skamandros trotzte? Sie wurden von zu wenig Stimmen unterstützt, denn in der Opposition selbst bildete sich eine gemäßigte Linke und erhielt die Mehrheit bei allen Parteibeschlüssen. Sämmtliche Gegenreden wären unter diesen Umständen besser unterblieben, denn die Redner mußten sich doch den Mehrheitsbeschlüssen unterwerfen und dadurch, daß sie überhaupt mitstimmten, auch deren Gültigkeit anerkennen. So war es also wieder einmal romanische Unverschämtheit und Rücksichtslosigkeit, welche über germanische Bescheidenheit und ängstliche Gewissenhaftigkeit siegen mußte. Es wurde zwar viel davon geredet, daß die papistische Mehrheit an Kenntnissen, theologischem Studium, überhaupt an Geist, wie auch an moralischen Vorzügen weit hinter den deutschen und französischen Bischöfen zurückstehe, daß namentlich unter den Kostgängern viele seyen, für die man eben so gut Packträger in bischöflichen Ornaten hätte in's Concil schicken können, ja daß der Papst selbst nur eine sehr mangelhafte theologische Bildung besitze. Aber auf das Wissen kam es gar nicht an, sondern auf das Wollen. Die Papisten wußten, was sie wollten, und genirten und schämten sich vor nichts. Sie hatten Schneide, die gelehrte Opposition dagegen mit wenigen Ausnahmen war unentschlossen und uneinig.

Der edle Stroßmayer redete zum Concil, als ob dasselbe fähig wäre, ihn zu verstehen, oder wohl gar ihm zu glauben, wie vor einem weisen Senate der gesammten Christenheit. Er entrollte den bunten Teppich der Kirchengeschichte und wagte zu sagen, die größten Uebel der abendländischen Christenheit hätten ihre Wurzel in den Mißbräuchen der römischen Kirche. Auch wies er darauf hin, daß der Unglaube der neuern Zeit nicht von Protestanten, sondern

von Katholiken ausgegangen sey. Im katholischen Frankreich wurde zur Zeit der Revolution das Christenthum förmlich abgeschafft, nicht anderswo. Renan, der Christum herabwürdigte, ist ein Katholik, und die beste Schrift, die gegen ihn geschrieben wurde, schrieb Guizot, der Protestant. „Ihr Alle nicht, rief Stroßmayer den italienischen Bischöfen zu, keiner von Euch Allen wäre im Stande gewesen, ein Buch wie Guizot zu schreiben.“ Eben deßhalb aber waren sie nicht werth, daß er mit ihnen redete.

Im Dezember 1869 wurden vom Papst eine Menge ältere Bannbullen erneuert, theils um zu zeigen, welchen Schrecken die Curie auch heute noch einzuflößen vermöge und welchen Gebrauch der regierende Papst nöthigenfalls, wenn man sich ihm widersetzen wolle, von seiner Infallibilität machen werde, und zweitens um zu constatiren, daß alle Befehle aller Päpste immerwährende Gültigkeit hätten, daß die Gesammtheit der Päpste nur ein Papst und daß dieser infallibel sey. Auch in den Aeußerungen und Anträgen der Mehrheit im Concil sah man immer mehr die Hörner hervortreten, eine Bedrohung der modernen Freiheitsgewohnheiten und Freiheitsideen nach der andern.

Im Frühjahr 1870 nahm die Siegeszuversicht der Ultramontanen noch mehr zu, nachdem das Plebiscit in Frankreich durch das überwiegende Stimmenmehr des katholischen Landvolks für den Kaiser deren gegenseitige Sympathie Jedermann vor Augen gelegt hatte. Die Folgen zeigten sich auch bald in einer Steigerung des Eifers, mit welchem die ultramontanen Wühler das katholische Landvolk in Belgien, Bayern, Oberösterreich und Steiermark bearbeiteten und eine Mehrheit klerikaler Wahlen durchsetzten. Eine Note des Grafen Daru, des Ministers der auswärtigen Angelegenheiten Frankreichs, an die römische Curie suchte zwar die liberale Welt über die Absichten des Kaisers zu beruhigen und auch die übrigen Staaten warnten Rom vor Uebereilungen und Eingriffen in die Rechte der Nationen, der Regierungen und Verfassungen. Das that diesmal auch Preußen und noch einmal Bayern durch den neuen Minister Grafen Bray. Aber Daru legte bald sein Amt nieder und sein Nachfolger, der Herzog von Grammont, rügte zwar die Veröffent-

lichung päpstlicher Decrete in Frankreich, ohne Wissen und Zustimmung der Regierung, versüßte aber diesen öffentlichen Tadel dadurch, daß er dem Nuntius seine Aufwartung machte, anstatt denselben zu sich zu fordern.

Kleine Demonstrationen der äußersten Linken in Kirchensachen, oder der ganz Ungläubigen dienten nur, den Uebermuth der Ultramontanen zu stärken. Die Mazzinisten versuchten gleich bei Eröffnung des Concils in Rom ein antikirchliches, ja förmlich atheistisches Gegenconcil in Neapel abzuhalten, welches aber auf Befehl der italienischen Regierung alsbald aufgelöst wurde und im Volk keine Vertheidiger fand. Der deutsche Protestantenverein constituirte sich in einer Versammlung zu Worms am Lutherdenkmal gleichfalls als eine Art von Gegenconcil, stand aber mit seinem allzu einseitigen Rationalismus zu vereinzelt innerhalb der großen Mehrheiten, die am Bekenntniß der Landeskirchen festhielten.

Sofern die Infallibilisten auch schon allen früheren Päpsten als solchen Infallibilität zuerkannten, gingen sie weit von der Wahrheit ab, denn es ist allbekannt, wie oft sich Päpste und Gegenpäpste gegenseitig bannten, andere ihre Vorgänger verdammten. Sogar zwei der am meisten romanisch gesinnten und den Deutschen feindseligsten Päpste erkannten die Fehlbarkeit ihresgleichen an. Innocenz III. decretirte, die Kirche könne wegen Ketzerei einen Papst richten, und Innocenz IV.: Der ketzerischen Entscheidung eines Papstes dürfe man nicht gehorchen. Sie stellten also ein allgemeines Kirchengesetz über die jeweilige Person des Papstes und waren noch nicht so unvernünftig, den wandelbaren Willen einer wechselnden Person zum alleinigen Gesetz machen zu wollen, so daß der Papst etwa sagen könnte: sum Ecclesia, wie Ludwig XIV. sagte, l'état c'est moi.

Im letzten Concile selbst wurden alle erdenklichen vernünftigen Gründe geltend gemacht, welche gegen die Unfehlbarkeit sprachen. 1. Der h. Geist theilte sich nicht einem Apostel allein, sondern der ganzen Pfingstgemeinde mit. 2. Der h. Geist ließ sich auch später nicht im Papste, sondern im Concile nieder, welches Päpste ab- und einsetzte, so wie auch im Conclave, welches den Papst erst zu wählen

hatte. 3. Die Päpste haben sich oft widersprochen und einander gegenseitig in den Bann gethan; andere sind von einem Concil als Ketzer verurtheilt worden, wie sollten sie da unfehlbar seyn können? 4. Unfehlbar ist nur Gott; wer sich für unfehlbar erklärt, sündigt gegen das erste Gebot. 5. Jeder Mensch ist in Sünde geboren und sterblich, der Papst auch. 6. Wer unfehlbar ist, dessen Gesinnung und Wille kann niemals wechseln; die Menschen aber haben sehr verschiedene Gesinnungen und ändern oft auch die, welche sie früher gehabt haben, nie wird ein Papst dem andern völlig gleich denken. 7. Die Unfehlbarkeit spricht zugleich eine Art Allmacht über alle Menschen an, aber welche menschliche Macht wäre nicht dem Mißbrauch ausgesetzt? Das Infallibilitätsdogma an sich gibt keine Bürgschaft, daß der für unfehlbar erklärte Papst auch immer Recht haben wird. 8. Ob er Recht habe oder nicht, darüber werden die Menschen so frei seyn zu urtheilen. Hat er nicht Recht, so wird man rebelliren, wie gegen jeden weltlichen Tyrannen. Dann wird er auch weltliche Waffen haben müssen und diese wird er wieder von irgend einer weltlichen Dynastie leihen müssen, von der er dadurch abhängig wird, von der er trotz seiner Unfehlbarkeit Befehle annehmen muß. 9. Weil er ein Mensch ist, kann er aus Unverstand oder Muthwillen oder Verrücktheit etwas ganz Unsinniges befehlen. Müßte man ihm auch alsdann gehorchen? 10. Die Ausdehnung der Infallibilität auf künftige Päpste wäre unerlaubt, weil man nie im Voraus wissen kann, was einem solchen Privilegirten in seiner Machtbesoffenheit alles einfallen könnte; ihre Ausdehnung auf die früheren, bereits historisch bekannten Päpste ist aber vollends widersinnig, weil viele dieser Päpste sich der gröbsten Irrthümer und Sünden schuldig gemacht hatten. Sollte nun auch eine Macht auf Erden entstehen können, die alles überwältigte und keinem lebenden Menschen mehr die geringste Freiheit gestattete, so würde sie doch niemals im Stande seyn, über die todten Menschen und über die Vergangenheit überhaupt zu richten und an der Wahrheit der geschichtlichen Thatsachen das Geringste zu ändern.

Das römische Concil ging zu Ende. Die Mehrheit nahm das neue Dogma an und der Papst verkündete feierlich seine Unfehlbar-

keit, am 18. Juli 1870, also genau in denselben Tagen, in welchen der Kaiser der Franzosen den verhängnißvollen Krieg mit Deutschland anfing. Die Promulgation der Unfehlbarkeit wird sich für das Papstthum ganz eben so verhängnißvoll erweisen.

Es ist nicht denkbar, daß die Welt im 19. Jahrhundert, daß die weltlichen Mächte und die Vernünftigen aller Nationen ein Dogma anerkennen und sich darnach richten sollten, welches, weil es den persönlichen Willen eines Menschen zum alleinigen Gesetz macht, eine eben so unerhörte Neuerung und allen älteren Kirchengesetzen zuwider als unvernünftig an sich und unausführbar ist, weil die weltlichen Mächte und die einigermaßen gebildeten und ihr Interesse kennenden Nationen sich einer solchen persönlichen Willkür nie unterwerfen können und werden, denn die Infallibilität ist eine Kriegserklärung gegen sie, wie das v. Schulte, Professor des canonischen Rechts in Prag, in einer Flugschrift unter Benützung des Syllabus, der päpstlichen Bullen und der einschlagenden Jesuitenschriften kurz und bündig zusammengefaßt hat. Demnach ist die neue päpstliche Lehre folgende: 1. Weil die weltliche Gewalt vom Bösen ist, muß sie unter dem Papste stehen. 2. Sie darf nicht anders verfahren, als ihr die geistliche Gewalt vorschreibt. 3. Weltliche Herrschaft wird gegeben und genommen ausschließlich von der Kirche. 4. Der Papst hat das Recht, nicht katholische Länder und Völker katholischen Fürsten zu schenken. 5. Der Papst kann auch Länder und Völker katholischer Fürsten, die im Banne sind, an andere verschenken. 6. Die päpstliche Macht beruht auf göttlicher Inspiration. 7. Die Kirche allein hat alle Schriften zu censiren. 8. Der Papst kann weltliche Staatsgesetze vernichten, wenn sie der Kirche nicht conveniren. 9. Der Papst kann Kaiser und Könige tadeln und erforderlichen Falls strafen. 10. Dem weltlichen Staate darf kein Priester eine Steuer oder Abgabe entrichten. 11. Der Papst kann alle Unterthanen von ihren Eiden gegen weltliche Fürsten entbinden. 12. Der Papst kann alle Rechtsverhältnisse der Gebannten, insbesondere ihre Ehe, lösen. 13. Der Papst kann von jeder Verpflichtung entbinden.

Ist nun auch zunächst keine Gefahr vorhanden, daß der ohn-

mächtige und in Rom gleichsam gefangen sitzende Papst von seiner blos angemaßten Gewalt einen wirklichen Gebrauch machen könnte, so darf doch kein Staat es darauf ankommen lassen, auch nur stillschweigend die Gültigkeit jener Vorschriften vorläufig anzuerkennen. Denn es könnten Zeiten eintreten, in welchen der Papst doch noch seine scheintodte Allmacht wieder aufleben lassen würde. Der Staat darf kein so gefährliches Dogma ignoriren, so wenig ein guter Hausvater ein geladenes Gewehr in einer Ecke des Wohnzimmers stehen lassen wird, wenn es auch Jahre lang Niemanden einfallen sollte, damit Schaden zu thun.

Was die Päpste früher sündigten, ließ sich immer noch mit der menschlichen Schwäche und Fehlbarkeit entschuldigen. Sobald man sie für unfehlbar erklärt, entzieht man ihnen diesen Entschuldigungsgrund und ladet ihnen eine ungeheure Verantwortung auf. Jeder Fehlgriff des angeblich Unfehlbaren schadet aber nicht nur ihm, sondern der römischen Kirche überhaupt. So lange sich die Päpste noch von Concilien abhängig erachteten, ihre Entscheidungen noch von der Zustimmung der Cardinäle abhängig machten, war die persönliche Willkür des Papstes durch ein schweres aristokratisches Gewicht vor Verirrungen gehütet, hatte die Hierarchie überhaupt einen stabilen Charakter. Die Kirche, die ihrer Natur nach etwas durchaus Conservatives ist, wird nicht nur durch Willkür von unten, durch Opposition und Rebellion, sondern auch durch Willkür von oben, durch Mißbrauch der Papstgewalt gefährdet. Gegen beide Arten von Willkür kann nur die Aristokratie des Episcopats und überhaupt des Klerus schützen. Fällt dieser Schutz nach oben weg, so wird er auch nach unten wegfallen und das Hohnlachen der Jesuiten beim letzten Concil wird ein tausendfaches gräßliches Echo finden im Hohngelächter der verwilderten Demokratie.

Neuerungen, die man ohne alle Noth macht, sind der Autorität immer gefährlich, auch wenn sie scheinbar die Autorität zu stärken bestimmt sind. Wie oft haben die Ultramontanen den Liberalen vorgeworfen, daß ihre zufälligen und wechselnden Mehrheitsbeschlüsse nur vorüber blasende Winde seyen, während ihre Kirche auf Felsengrund steht. Ganz demselben Wechsel aber, wie die Autorität

liberaler Kammerbeschlüsse sind von nun an auch die päpstlichen Beschlüsse unterworfen, da sie mit der Person des Papstes fortan beständig wechseln werden. Sollte wohl einer den andern nicht zu übertreffen suchen im Aushecken von immer neuen Akten der Willkür in Thaten und Gesetzen, Encycliken und Dogmen? Schon der erste infallible Papst, Pius IX., hat eine auffallende Eitelkeit im Ersinnen neuer Dogmen verrathen und provocirt dadurch seine Nachfolger, in dieser heiligen Superfötation fortzufahren.

VII.

Die römische Frage seit 1870.

Der König von Italien hat die große Niederlage Frankreichs im Jahr 1870 ausgenutzt, um über das von Frankreich nicht mehr geschützte Rom herzufallen und den Kirchenstaat zu säcularisiren. Es wird sich nun darum handeln, ob die katholischen Bevölkerungen der alten und neuen Welt diese am Oberhaupt ihrer Kirche begangene Gewaltthat auch zu dulden gewillt sind. Es handelt sich aber nicht blos um die weltliche Herrschaft des Papstes, denn eine solche könnte ihm auch wohl außerhalb Italiens zuerkannt werden. Der Kern der Frage liegt in dem Umstande, daß seit der Reformation und seit dem Tridentinum das Papstthum lediglich durch einen Compromiß des in Frankreich regierenden Hauses Valois und des in Madrid und Wien regierenden Hauses Habsburg sein Daseyn gefristet hat. Beide Dynastien bedienten sich des Papstthums, um ihre Unterthanen, namentlich die große Masse der Landbevölkerung durch die römischen Priester in blindem Gehorsam niederzuhalten, verbürgten zum Dank dem Papst ihren Schutz und vermieden jeden, die Kirche betreffenden Conflikt unter sich dadurch, daß sie den Kirchenstaat neutralisirten und immer nur einen Ita-

liener, vorzugsweise einen Römer zum Papste wählen ließen, weil ein deutscher oder spanischer Papst den Franzosen, ein französischer den Deutschen und Spaniern nicht zugesagt haben würde. Dieser Compromiß erlitt nur kurze Zeit durch die französische Revolution eine Störung und wurde nach der Restauration erneuert. Es frägt sich also vor allen Dingen: kann auch jetzt noch jener Compromiß erneuert werden? Was soll an seine Stelle treten? Oder ist er überhaupt noch nothwendig?

Man hat schon bemerkt, es liege ein Unrecht darin, daß immer nur ein Italiener Papst seyn soll, das italienische Volk verdiene diesen Vorzug nicht, es gäbe katholische Völker von mehr Macht und Größe, von mehr Frömmigkeit und Sittlichkeit und von mehr Intelligenz und Bildung als das italienische. Es würde sich also endlich geziemen, dem Monopol dieser Italiener ein Ende zu machen. Gewiß eine billige Forderung. Sobald man ihr aber entsprechen wollte, würde man auf eine außerordentliche Menge von Hindernissen stoßen.

Erstens hat die Stadt Rom eine geschichtliche Bedeutung für das Papstthum, welche dem Papst keinerlei andere Residenz zu ersetzen vermöchte, selbst wenn er den h. Petrus noch einmal mit sich fortwandern ließe. Zweitens würde der Papst, selbst wenn man ihm wieder einen unabhängigen Kirchenstaat irgend anderswo als am Tiberfluß gewährte, doch von den großen Nachbarmächten mehr oder weniger abhängig und in ihre politischen Intriguen verwickelt werden. Residirte er nicht mehr in Italien, so brauchte er auch kein Italiener zu seyn. Keine katholische Nation hat ein ausschließliches Recht auf die Papstwürde. Man hat schon an einen Turnus gedacht, nach welchem die Päpste künftig abwechselnd aus verschiedenen katholischen Nationen gewählt werden sollten, aber die Franzosen würden sich schwerlich gern einem deutschen, die Deutschen einem französischen Papst unterwerfen. Ohne Zweifel würde es am besten seyn, wenn der Papst einmal aus der germanischen Race gewählt würde, weil diese offenbar in sittlicher und intellectueller Beziehung der romanischen weit überlegen ist und weil in ihr, wie Döllinger mit Recht betont hat, noch eine Theologie und zwar in

voller Blüthe besteht. Allein es ist zu hoffen, daß sich die Romanen niemals einen deutschen Papst werden gefallen lassen, denn wenn es geschähe, würden sie doch wieder wie unter den sächsischen Kaisern nicht ruhen, bis sie ihn wieder los wären, und ihn zum drittenmal vergiften, wie sie es schon zweimal mit deutschen Päpsten gethan haben.

Solche Erwägungen und Erfahrungen führen dazu, daß man überhaupt fragen muß, ob die internationale Kirche dasselbe Recht anzusprechen hat als der internationale Glaube? Die äußere Kirche hat so viele Beziehungen zum Staate und zur bürgerlichen Gesellschaft, daß sie fast immerwährend in den Fall kommt, denselben entweder im Namen der internationalen Glaubenseinheit unnatürlich Gewalt anzuthun, oder aber so manches von der Glaubenseinheit zum Opfer zu bringen. Die internationale Glaubenseinheit kann nur durch Zwang, Gewalt und Tyrannei durchgeführt werden, wenn sich die Völker ihr in blinder Unwissenheit oder zitternder Furcht unterwerfen, ganz ebenso, wie eine Staatseinheit, welche sich, wie z. B. die österreichische, die verschiedenartigsten Racen und Völkerstämme unterworfen hat, dieselben nur durch ein eisernes Band der Gewalt zusammenhalten kann. Das ist eine so große, durch die geschichtliche Erfahrung aller Zeiten erwiesene Binsenwahrheit, daß man kaum begreift, wie so viele gescheidte Leute sich in unserer Zeit noch darüber täuschen können. Oesterreich und der sonst so geistreiche Graf Beust haben sich darüber getäuscht.

Die Jesuiten nicht. Sie begriffen vollkommen, worauf es hier ankomme. Sint, ut sunt, aut non sint. Nur aus diesem Grunde haben sie durch den Syllabus und durch das Unfehlbarkeitsdogma dem Papst, wenn sie ihm auch noch nicht die Allmacht decretiren konnten, doch das formelle Recht gewährt, sobald es ihm die äußern Umstände irgend möglich machen sollten, den Allmächtigen zu spielen und schonungslos mit Bann und Interdikt, Folter und Scheiterhaufen jeden, der sich seinem Willen widersetzen würde, zu vernichten. Diesem entschlossenen Jesuitenplan gegenüber erscheinen alle andern vermittelnden Vorschläge, das Papstthum zu retten, kleinlich und schwächlich, lauter Halbheiten.

Der kühne Plan war darauf berechnet, daß der Kaiser der Franzosen im Jahr 1870 siegreich in Berlin einziehen, Oesterreich und die süddeutschen Staaten sich an ihn anschließen und ein großer Triumph des Katholicismus und Romanismus über den Protestantismus und Germanismus unter dem Segen des Concils und des infallibel daraus hervorgegangenen Papstes gefeiert und daß in Folge dessen auch der Liberalismus, den schon der Syllabus als das böse Princip der Neuzeit bezeichnete, durch ein großartiges Reaktionssystem niedergekämpft werden sollte.

Es kam anders. Der Kaiser der Franzosen unterlag und unmittelbar nach seiner Gefangennehmung wurde auch der Papst seiner weltlichen Herrschaft beraubt. Das war die furchtbarste Niederlage, welche die romanische Race noch jemals seit der Völkerwanderung erlitten hatte. Der altrömische Kaiser-Despotismus, wie er in Frankreich wieder auferstanden war, und der geistliche Despotismus des römischen Papstes wurden zugleich, in demselben Jahr, in demselben Monat niedergeworfen. Das erste geschah unmittelbar durch die Deutschen, das zweite mittelbar. Denn Viktor Emanuel würde niemals gewagt haben, Rom einzunehmen, wenn der Kaiser der Franzosen noch regiert hätte.

Inzwischen ließen sich die Jesuiten durch so schreckliche Schläge doch nicht irre machen, sondern hielten an ihrem Plane fest und hofften, ihn, wenn auch mit andern Mitteln, durchzusetzen, nämlich mittelst der Deutschen selbst. Wenn man den Waffen der Deutschen nicht widerstehen konnte, so durfte man doch getrost auf ihre Einfalt, Ehrlichkeit und Gutmüthigkeit spekuliren. Es wäre ja nicht das erstemal gewesen, daß Romanen, im Kriege von den Germanen besiegt, ihnen im Frieden wieder alles Gewonnene ablisteten. Die schreckliche Niederlage der Römer durch die Deutschen in der Völkerwanderung hatte den Deutschen doch nichts genutzt, denn sie ließen sich in den folgenden Jahrhunderten von den schlauen Römern durch geistliche Mittel doch wieder unter das römische Joch beugen. Auch die schreckliche Niederlage des großen Napoleon nützte den Deutschen nichts, denn sie ließen sich durch die französische und Frankreich geneigte Diplomatie völlig dupiren und von neuem Elsaß

und Lothringen und Burgund, die Niederlande mit der freien Rheinschifffahrt und die Elbherzogthümer abschwindeln.

Damals war es die Angst vor dem rothen Gespenst, vor einer Wiederkehr der Revolution, womit das schadenfrohe Ausland unsere deutschen Fürsten zu allem bringen konnte. Schont Frankreich, hieß es, damit es befriedigt wird und nicht gleich wieder in Revolution ausbricht! Stellt den Papst, stellt die Jesuiten wieder her, damit sie euch helfen, die unruhigen Völker in Ehrfurcht vor der Legitimität und in Unterthänigkeit zu erhalten. Warum sollte dasselbe Mittel nicht auch jetzt wieder anschlagen?

Die ultramontane Propaganda hat aus Frankreichs letzter Niederlage sogar neue Hoffnungen geschöpft und die veränderten Umstände mit großer Keckheit und Geschicklichkeit zu ihrem Vortheile benutzt. Es kommt ihr nämlich zu statten: 1. das Mitleid mit dem Papste, welches selbst seine Gegner theilen, sofern der feige Ueberfall Roms durch die Italiener erst in einem Augenblick, in welchem es diese wagen durften, allerdings jeden ehrlichen Mann empören mußte; 2. die Noth, welche jede künftige Regierung Frankreichs veranlassen wird, da ihr so viele andere Waffen zerbrochen sind, die Sympathien des stockkatholischen Landvolks zu Hülfe zu rufen; 3. das Vorhandenseyn starker katholischer Sympathien in Deutschland, welche, wenn man sie schlau benutzt, dem protestantischen Kaiser viel zu schaffen machen könnten; 4. die Noth Oesterreichs, welche auch hier die Regierung leicht dahin bringen könnte, im Bunde mit Frankreich und durch den Einfluß der bereits für die Infallibilität gewonnenen Bischöfe und Priester sich in neue Kampfbereitschaft gegen Deutschland zu setzen.

Ehe wir prüfen, wie bereits im Sinne dieses Operationsplans vorgegangen worden ist, schicken wir noch eine Bemerkung voraus. Viele Uneingeweihte gaben sich der Täuschung hin, die Anmaßung der Infallibilität und der Oberherrschaft über alle Kaiser und Könige von Seiten des Papstes sey ein direkter Angriff auf alle weltlichen, auch katholischen Regierungen, eine Drohung oder wenigstens eine Impertinenz gegen dieselben. Dem ist aber nicht so. Diese ganze Prahlerei ist nur eine Maske, um die einfältige Menge zu

täuschen. Es wäre nicht das erstemal, daß Jesuiten solche Drohungen gegen die weltlichen Herrscher ausgestoßen hätten. Jesuiten waren es, die schon im 16. Jahrhundert ganz offen den Königsmord predigten. Aber die katholischen Dynastien wußten recht gut, daß die Dolche der Jesuiten nicht gegen sie geschliffen waren, sondern nur gegen ihre Gegner, nur gegen protestantische Fürsten, nur gegen Heinrich IV., die Königin Elisabeth, den Oranier. So hat auch in unsern Tagen der Syllabus und die neue Bekräftigung der Bulle Unam sanctam nicht den Zweck, irgend einen katholischen Monarchen unter die Füße des römischen Pontifex zu reißen, sondern die katholischen Fürsten sollten dadurch nur gestärkt werden gegen die protestantischen.

Die Allgewalt des Papstes, womit der Syllabus allen Kaisern und Königen der Erde droht, ist katholischen Fürsten gegenüber in keiner Weise ernst gemeint, denn das Papstthum kann niemals der Hülfe und des Schutzes weltlicher Mächte entbehren. Die Spitze dieses Dogmas des achten Bonifacius ist heutzutage nicht gegen katholische Fürsten und Reiche gerichtet, sondern nur gegen akatholische, und zwar in erster Linie gegen den protestantischen Germanismus in allen seinen staatlichen Verzweigungen, vornehmlich aber gegen das neue Centrum, das er in dem wiedererstandenen deutschen Reiche gefunden hat. Wir dürfen wohl darauf achten, ob nicht Pläne geschmiedet werden, denen ähnlich, die im Jahre 1756 den berüchtigten Vertrag von Versailles herbeiführten, den Vertrag der drei Unterröcke, Pompadour, Maria Theresia und Elisabeth. Beinahe ganz Europa verschwor sich damals, die Monarchie des großen Friedrich zu vernichten. Und warum? Blos weil man ahnte, hier erwachse eine junge Kraft, die im Stande seyn könnte, der deutschen Nation wieder einen nationalen Schwerpunkt zu geben und sie von dem internationalen Schwerpunkt in Wien loszureißen, an den unsere unglückliche Nation seit dem Untergang der Hohenstaufen angekettet war. Am Schmieden dieser Ketten hat aber der Papst den größten Antheil gehabt. Was man nun im Jahr 1756 nur ahnte, wovor alle Feinde der deutschen Nation erst eine leise Furcht beschlich, das ist 1871 zur Wahrheit und Wirklichkeit geworden, die Wiedergeburt

des deutschen Reichs aus nationaler Wurzel durch das Haus der Zollern. Alle alten Feinde Deutschlands, die sich damals schon zur Vernichtung Preußens verschworen, haben seit so langer Zeit ihre Gesinnung nicht geändert. Ihr Interesse, Deutschland durch dynastischen und confessionellen Hader innerlich zu schwächen, sein nationales Herz vor allem durch den Druck des internationalen Magens der habsburgischen Monarchie zu drücken und zusammenzupressen und dann dieses zerrissene und verkrüppelte Deutschland von außen zu berauben, zu plündern und unter beständiger Vormundschaft zu halten, ist immer noch dasselbe und wenn sie können, werden sie noch einmal Alles versuchen, uns zu unterdrücken. Darum seyen wir wachsam und laßt uns unsere Feinde schon von weitem erkennen!

VIII.

Die jüngsten ultramontanen Agitationen.

Während in Rom die Einberufung des Concils und in Paris der muthwillige Angriff auf Deutschland geplant wurden, setzte sich auch in Deutschland selbst eine unter jesuitischem Einfluß stehende ultramontane Partei im Bunde mit dem Particularismus und sogar mit den Social-Demokraten in Bewegung, um für Rom und Frankreich gegen die deutschen Einheitsbestrebungen zu agitiren, den Deutschen Verrath an Deutschland anzusinnen. Die sog. großdeutschen Geschichtsbaumeister Onno Klopp, Graf Vitzthum, Herr von Vivenot untergruben die geschichtliche Wahrheit, um Preußens ruhmwürdige Vergangenheit zu verdächtigen und seine Verdienste um die deutsche Sache zu leugnen. Die depossedirten Mißregenten von Hannover und Hessen-Kassel ließen es sich Millionen kosten, um im In- und Auslande die Presse zu bestechen und den Auswurf der Literaten aller Länder in Sold zu nehmen, damit sie die öffentliche Meinung gegen den wiedererwachten Geist von 1813 stimmen, Preußen als

den alleinigen Störenfried Europas verleumden und die Franzosen als die alleinigen Wiederhersteller des Rechts und Retter Deutschlands empfehlen sollten.

Gleichzeitig wurde in Bayern die Partei der sog. Patrioten (lucus a non lucendo) organisirt und unter jesuitischem Einfluß der katholische Klerus zur Aufwiegelung des Landvolks angewiesen, um die unwissende Menge im blinden Fanatismus wieder einmal gegen die norddeutschen Ketzer zu hetzen, ihm einzureden, die Preußen seyen gar keine Deutschen, sondern Wenden. Da übrigens Bayern ein paritätischer Staat ist, so konnten die Ultramontanen mit der Ketzerriecherei nicht weit ausreichen, schoben daher das partikularistische Interesse vor und warfen sich zu eifrigen Vorkämpfern der bayrischen Unabhängigkeit auf, die vom norddeutschen Bunde bedroht sey und wie zur Rheinbundzeit nur durch Frankreich gerettet werden könne. Das bayrische Landvolk, was sich in diesem Sinne beschwatzen ließ, merkte die tiefe Arglist seiner Verführer nicht. Die Jesuiten sind eine internationale Macht, die am liebsten die ganze Erde beherrschen und alles darin über einen Kamm scheeren würde. Wie mag man sich belügen lassen, daß sie sich ausschließlich für die Specialität des bayrischen Volksstamms interessiren sollten? Sie wollen diesen Volksstamm nur als Mittel zu ihren Zwecken benutzen und lachen über die Schwachköpfe, die ihre Kleinstaaterei für den Zweck halten.

Die Presse der bayrischen Patrioten war instruirt, auch noch während des Kriegs von 1870, soweit es ihr immer möglich war, für Frankreich Partei zu nehmen und die Ehre der deutschen Waffen zu verkleinern. Auch machte die französische Presse davon den geeigneten Gebrauch, daher die mehrmaligen Sensationsnachrichten, die bayrischen Truppen würden aus Frankreich zurückberufen.

Sobald nun im letzten Kriege Frankreich niedergeworfen war und Niemand mehr die Einigung der Deutschen in einem neuen Reiche hindern konnte, taugten den Jesuiten die bisher angewendeten Mittel nicht mehr. Sie hatten mit dem Particularismus zunächst Bankerot gemacht, wußten sich aber zu helfen und gaben alsbald eine neue Parole aus. Nur der Umstand, daß nicht alle

Parteigenossen soviel Verstand haben als die Leithämmel, erklärt es, warum unter der ultramontanen Mehrheit der bayrischen Kammer eine Zerklüftung eintrat. An die alte Methode gewohnt, konnten viele die neue noch nicht begreifen. Die A. A. Zeitung bemerkte, dem großen internationalen Zwecke des Ultramontanismus „können offenbar nur die Kräfte einer Großmacht und vollends derjenigen verwendbar erscheinen, welche jetzt durch die Niederwerfung Frankreichs die entscheidende Stimme in Europa erlangt hat. Zudem hat ja der Papst selbst sich dem König von Preußen zu nähern gesucht." Deshalb trat in der bisherigen ultramontanen Presse Bayerns plötzlich die Ansicht hervor, sämmtliche bayrische Ultramontane könnten, ohne ihrem Princip das geringste zu vergeben, in das neue deutsche Reich eintreten. Wenn sie sich mit den norddeutschen Katholiken und mit der ultraconservativen Partei in Preußen verbänden, würden sie stärker werden als zuvor. Sofern nun auch Oesterreich sich Preußen wieder nähere, würde die ultramontane Partei auch von hier aus verstärkt werden, und so ließe sich grade auf dem deutschen Boden, den man bisher feindlich behandelt habe, durch eine deutsche Partei selbst für den Romanismus mehr ausrichten, als je vorher. Dem lag der Gedanke zu Grunde, was vor dreihundert Jahren das Haus Habsburg gethan, um die Reformation zu bekämpfen, das müsse jetzt das von den Jesuiten commandirte katholische Volk thun und mit seinen deutschen Waffen Rom beschützen, die weltliche Herrschaft des Papstes wieder herstellen.

Man hat sogar die Wiederkehr des deutschen Reichs und Kaisers damit in Verbindung gebracht und dem König von Preußen sehr an's Herz gelegt, er solle doch als deutscher Kaiser den Schutz des Papstes übernehmen, nach der ursprünglichen Idee des deutschen Kaiserthums unter Karl dem Großen. Aber man vergaß dabei, daß es ganz allein Rom gewesen ist, welches jene alte Nebeneinanderstellung des weltlichen und geistlichen Reichs im Mittelalter treulos aufgelöst hat, sofern es dem Papst nicht mit der Nebenordnung neben dem Kaiser genug war, sondern er sich ihm überordnen wollte und wirklich eine Zeitlang übergeordnet hat. Man vergaß, daß es Rom nie ehrlich mit Deutschland gemeint, daß

es sich vielmehr immer im ausschließlichen Interesse der lateinischen Race mit Frankreich gegen Deutschland verbunden hat. Und nun wagt man in einem Augenblick, in welchem man eben erst den Papst für untrüglich und die Bullen (Bonifacius VIII. und Pauls IV.), welche dem Papst die Oberherrschaft über alle Kaiser und Könige der Welt zuerkennen, auf's neue für rechtskräftig erklärt hat, dem neuen deutschen Kaiser zuzumuthen, er solle sich dem Untrüglichen in Rom zur Verfügung stellen.

Vor allem mußte den Jesuiten daran liegen, die Opposition der deutschen Bischöfe und Theologen, die sich aus Anlaß des Concils und auf dem Concil selbst so laut ausgesprochen hatte, zu beschwichtigen oder niederzuschlagen. Denn die wissenschaftliche Bildung der katholischen Facultäten auf deutschen Universitäten, wie sie vornehmlich Döllinger's große Schule kennzeichnete, war der gefährlichste Gegner des Jesuitismus, weil sie auf altkatholischem Boden stand. Daher wurde den deutschen Bischöfen, die sich dazu herzugeben schwach genug waren, die Hand geführt, um Decrete zu erlassen, durch welche die deutsche Wissenschaft geächtet, ihren achtbarsten Lehrern die Vorlesungen untersagt oder wenigstens ihren Diöcesanen der Besuch solcher Vorlesungen verboten wurde. Nichts beweist so deutlich die geheime romanische Leitung dieser bischöflichen Willküren, als der darin sich aussprechende Haß gegen die deutsche Wissenschaft, derselbe Haß, der die Mehrheit der welschen Idioten auf dem Concil zu halbthierischem Gebrüll gegen die deutschen Redner veranlaßte. Kein Haß geht tiefer, als der unwissender Menschen gegen die wissenden, zumal wenn sie von anderer Race sind.

Das dem Krieg in Frankreich ausschließlich zugewandte Interesse des deutschen Volks war Ursache, daß man der Infallibilitätsfrage zunächst keine Aufmerksamkeit mehr schenkte, und so konnten jene von den Jesuiten inspirirten Bischöfe während des Kriegslärms fast unbemerkt das neue Dogma in ihren Diöcesen einschmuggeln. Wollte später nach Beendigung des Krieges die Opposition noch gegen das neue Dogma protestiren, so war es immerhin für die ultramontane Partei ein großer Gewinn, durch das fait accompli der Fuldaer Bischofsversammlung einen bedeutenden Vorsprung zu haben.

Verfolgen wir nun den Operationsplan. In Bezug auf Frankreich fällt zuerst auf, daß die Bischöfe Maret und Dupanloup, die auf dem Concil am entschiedensten gegen die Infallibilität plaidirten, dieselbe jetzt doch anerkannt haben. Eine diese Bischöfe demüthigende und doch gerechtfertigte Concession an die Ueberlegenheit des Jesuitencalculs. Eine Anerkennung nämlich, daß die Jesuiten das französische Volk am richtigsten beurtheilt haben, sofern sie voraussetzten, dieses Volk vermöge sich außerhalb der beiden Extreme des Aberglaubens und Unglaubens nicht zu bewegen und müsse aus dem Paroxismus des Unglaubens in die Lethargie des Aberglaubens zurückfallen, weil es ein= für allemal der sittlichen Kraft zu einer Reformation ermangle. Obgleich Napoleon III., der bisherige Schutzherr des Papstes, gestürzt war, gaben doch auch die neuen republikanischen Machthaber ihre Sympathien für die römische Kirche kund. Zwar rief Gambetta den alten Papstfeind Garibaldi herbei, dieser aber blieb in Frankreich unpopulär, konnte nichts ausrichten und mußte sich zurückziehen. Der alte Jude Cremieux bewies durch den Compromiß, den er mit den Legitimisten der Vendée einging, daß die Republik nicht ohne den Beistand des Klerus und des katholischen Landvolks durchzuführen sey. Daher seine lächerliche Proclamation, in der er verkündete, die Göttin der Freiheit mit der rothen Jakobinermütze müsse der neuen Jungfrau von Orleans mit dem Banner der Gottesmutter die Hand reichen. Auch die Vertreibung der Deutschen aus Frankreich war zum Theil auf das bigott katholische Volk berechnet, bei dem wenigstens an vielen Orten die Geistlichkeit den alten Haß gegen die Ketzer auffrischte. Bei den Wahlen zur Nationalversammlung von Bordeaux war keine Partei stärker vertreten als die der Legitimisten, als die Anhänger der ältern, bekanntlich sehr bigotten Linie Bourbon. Die Ultramontanen durften daher hoffen, bei der Neugestaltung Frankreichs eine Rolle zu spielen, und da die ganze französische Nation in ihrer ohnmächtigen Wuth Rache, Rache! schrie, so konnten die Ultramontanen diese Stimmung benutzen, um ihr ein Mittel der Rache zu bezeichnen, nämlich die Anfachung eines katholischen Fanatismus, mit dem man auch die katholischen Deutschen gegen ihre

protestantischen Stammgenossen würde aufhetzen können. Deshalb schrieb der Univers, das ultramontane Hauptorgan Frankreichs: „Der Krieg ist zu Ende, rüsten wir uns zum Kriege!“

Oesterreich gab sich zu einem Echo dieses Rufes her. Das war der Sinn der famosen Predigt, welche der Jesuit Klinkowström in Wien in Gegenwart der Eltern des Kaisers, des Erzherzog Franz Karl und der Erzherzogin Sophie, im Anfang des Jahres in der Universitätskirche hielt. Der Jesuit meinte nämlich, ein deutsches Kaiserreich der Hohenzollern sey kein rechtes; ein echter Kaiser deutscher Nation könne nur von Gott und seinem Stellvertreter, dem Papste, in legitimer Weise eingesetzt werden und dereinst werde das Haus Habsburg, wenn es sich wieder als Hort der katholischen Kirche und des wahren Glaubens bewähre, wieder zu seinem Rechte gelangen.

Dem entsprach nun auch am 7. Februar 1871 die ganz unerwartete Ernennung eines neuen cisleithanischen Ministeriums, an dessen Spitze der als ultramontan bekannte Graf Hohenwart stand und in welchem ein Czeche die Justiz, ein anderer den Cultus übernahm. Man mußte daraus erkennen, das Kabinet kehre zum System des Concordats zurück und wolle sich zugleich der Slaven bedienen, um theils das deutsche Element in Oesterreich niederzudrücken, theils sich Rußland zu befreunden und an demselben einen Bundesgenossen gegen Deutschland zu finden. Auch begann die neue Regierung sogleich, die Universität Prag, die älteste *deutsche*, zu czechisiren, auch in den Schulen die czechische Sprache der deutschen überzuordnen und in Deutsch-Oesterreich die Mitfeier des Friedens der Deutschen nach ihren glorreichen Siegen in Frankreich zu verbieten.

Begreiflicherweise mußte Oesterreich in Versuchung geführt werden, sich anzuschließen, sobald ein ultramontaner Bund gegen das neue deutsche Kaiserthum eingeleitet wurde. Das Haus Habsburg war ja von jeher der intimste Verbündete des Papstthums gewesen, war durch das Papstthum erhöht worden und hatte ihm dafür die wichtigsten Dienste geleistet.

Oesterreich befand sich eigentlich ganz in derselben Lage wie der Papst, als eine internationale Macht, welche sehr verschiedene

Nationen zugleich beherrscht. Eine solche Herrschaft über mehrere und verschiedene Nationen ist an sich unnatürlich, kann daher nur durch Gewalt oder durch eine Verblendung oder Verdummung der unterworfenen Völker behauptet werden.

IX.

Die zunächst vorliegende Rechtsfrage in Bezug auf das Vorgehen der infallibilistischen Bischöfe Deutschlands.

Wie haben sich die deutschen Regierungen und wie die katholischen Bischöfe, Theologen und Laien in Deutschland gegenüber dem neuen Dogma von der Unfehlbarkeit des Papstes zu verhalten?

Eine ansehnliche Zahl katholischer Theologen und Laien haben sich in ausführlichen Schriften oder in Adressen dahin erklärt: 1. daß das neue Dogma das bisherige Fundament der katholischen Kirche untergrabe, sofern es vom Tridentinum, welches allein zu Recht besteht und auf welches allein die katholischen Geistlichen und Lehrer vereidet sind, wesentlich abweicht. 2. Daß das Concil, von welchem dieses neue Dogma ausging, incompetent war, weil es weder ein wahrhaft ökumenisches, noch mit den Rechten eines freien Concils ausgestattet war, weil es sich von einer nur arglistig erschlichenen, nicht die wahre Mehrheit der katholischen Seelen vertretenden Mehrheit von Titularbischöfen ohne Diöcesen, überrumpeln und terrorisiren ließ. 3. Daß das neue Dogma an sich eben so unchristlich als unvernünftig die Willkür eines einzigen Menschen zur alleinigen Quelle des Kirchenrechts machen will, folglich die katholische Kirche in unauflöslichen Conflict theils mit den Staatsgewalten, theils mit der Theologie, theils mit dem gesunden Menschenverstande der Laien bringt. Dagegen hat die Mehrheit der deutschen Bischöfe, inclusive auch solcher, die auf dem Concil gegen

die Infallibilität stimmten, in einer Versammlung zu Fulda sich für dieselbe erklärt, den Glauben an dieselbe ihren Diöcesanen einzuprägen und aufzunöthigen beschloßen, und einige von ihnen haben bereits in ihren Diöcesen Priester und Lehrer gemaßregelt, beziehungsweise ihres Amts enthoben, die das neue Dogma nicht anerkennen wollten. Die auf solche Art Mißhandelten haben sich auf das Tridentinum berufen, auf das sie allein verpflichtet seyen und welches von der Infallibilität des Papstes nichts wisse.

Was soll nun aus diesem Widerstreite werden? In Oesterreich haben die Bischöfe das neue Dogma gar nicht verkündet, also auch Niemand darauf verpflichtet. In Bayern hat sich die Regierung bis jetzt der Gemaßregelten angenommen. Auch in Preußen hat der Cultminister schon am 24. Oktober und wiederholt am 21. November dem Erzbischof von Köln erklärt, die Regierung könne sich selbst, wie auch die vom Erzbischof beanstandeten Lehren nur an die professio fidei Tridentina verfassungsmäßig gebunden erachten.

Im Allgemeinen ist eine einläßliche Erörterung der Frage bis zur Herstellung des Friedens vertagt worden. Sie ist aber so wichtig, daß die Regierungen bald werden zu ihr Stellung nehmen müssen. Alle weltlichen Regierungen sind gleichmäßig veranlaßt, auf's entschiedenste allen Consequenzen eines Dogmas vorzubeugen, wodurch ihnen unbedingte Unterwerfung unter einen fremden Willen zugemuthet wird, und welches sie eventuell mit Rebellionen der eigenen Staatsangehörigen im Interesse eines fremden Souverains bedroht. Die Regierungen müssen sich selbst und ihre Staatsangehörigen zur unzweideutigen Klarheit und Gewißheit bringen, daß die Zeiten der Bannstrahlen und Interdikte, daß die Heiligung des Landesverraths durch einen römischen Bischof nie mehr wiederkehren dürfen. Das sind die Regierungen sich selber und ihrem Lande schuldig.

Sodann sind sie speziell den katholischen Priestern und Laien ihres Landes Schutz schuldig, welche den bisherigen verfassungsmäßigen Rechtszuständen der Kirche, wie die Regierungen selbst, treu bleiben und deshalb von der Willkür einzelner Bischöfe im

Interesse einer ultramontanen Partei mißhandelt werden. Diese Partei, die man kurzweg die jesuitische nennen kann, ist in keiner Weise berechtigt, einen Terrorismus innerhalb deutscher Staaten gegen Staatsangehörige auszuüben. Nur diese letztern befinden sich auf dem Rechtsboden der Staatsverfassung und des Tridentinums. Jene aber nehmen nur eine usurpatorische und revolutionäre Stellung ein. Denn mit der Infallibilität des gegenwärtigen Papstes wird auch die aller frühern Päpste (wenigstens in Bezug auf das, was sie ex cathedra gesprochen haben) zum Glaubensartikel erhoben, also auch die Bulle Unam sanctam, welche dem Papst die Oberherrlichkeit über die ganze Erde und das Recht, Kaiser und Könige abzusetzen und ihre Unterthanen des Eides zu entbinden, zuerkennt, und womit auch der vor einigen Jahren vom gegenwärtigen Papst promulgirte Syllabus übereinstimmt. Unser Volk nun auf einen solchen Glaubensartikel verpflichten zu lassen, widerstrebt allen verfassungsmäßigen Rechten in Deutschland und eine solche Inpflichtnahme nicht zu dulden, sind dem deutschen Volke seine Regierungen schuldig.

Drittens sind die Regierungen in paritätischen Staaten gewiß verpflichtet, alles zu vermeiden und zu verhüten, was den Gegensatz der in demselben Staate zusammen lebenden Genossen verschiedener Confessionen noch verschärfen könnte. Das Dogma der Infallibilität aber ist eine solche Verschärfung, erweckt gegenseitige Erbitterung und bedroht den innern Frieden der Staatsgenossen.

Viertens haben die Völker, beziehungsweise die Regierungen und Kammern, das Recht, wenn von Rom aus durch willkürlich vorgenommene Neuerungen der bisherige verfassungsmäßige oder durch ein Concordat festgestellte Rechtsbestand gemäß dem Tridentinum alterirt wird, es als einen förmlichen Vertragsbruch von Seiten der römischen Curie zu betrachten. Daraus geht für sie die Freiheit hervor, entweder Rom zu veranlassen, sich neue Verträge gefallen zu lassen, oder aber unabhängig von Rom die katholische Landeskirche nach Verabredungen mit den katholischen Landeskindern allein neu zu constituiren. Jedenfalls würde nicht nur das nationale, sondern auch das confessionelle Interesse selbst dabei

gewinnen, wenn es die Deutschen selbst und allein einträchtig und unabhängig von jeder fremden Einmischung handhabten.

Es handelte sich dabei nicht um einen Absagebrief an den Papst überhaupt, sondern nur um die Nichtanerkennung von Befugnissen, die ihm erst neuerdings und auf incompetente Weise waren übertragen worden, eine unerträgliche Anmaßung in sich schloßen und notorisch das bisherige Rechtsverhältniß zwischen der Kirche und dem Staate, wie zwischen dem Papst und dem Episcopat einseitig abänderten. Es war also wieder einer von den Fällen, in welchen man, ohne im übrigen die anerkannten Rechte des Papstes anzutasten, doch de male informato Papa ad melius informandum appelliren kann und muß.

Wenn sich die katholischen Bischöfe und Bevölkerungen Deutschlands auf einen so billigen Compromiß nicht einlassen, nicht das alte Recht ihrer Kirche gegen das neue Dogma mit allen seinen gefährlichen Consequenzen vertheidigen, sondern auf die Seite des neuen ultramontanen Unrechts treten wollten, würden sie sich schwer an denjenigen ihrer Glaubensgenossen versündigen, die ehrlich am alten Recht festhalten wollen. Sie würden zugleich einen neuen Glaubenskrieg entzünden und sich dabei lediglich zu blinden und betrogenen Werkzeugen einer Politik hergeben, der die Glaubenssache doch nur Mittel ist und die keinen andern Zweck verfolgt, als zum Besten der Franzosen das vereinigte und erstarkte Deutschland wieder zu veruneinigen und zu schwächen. Es wäre nicht das erstemal, daß die Welschen den deutschen Seelenverkauf trieben und unserer edlen germanischen Race ihr Bestes, die Seelen, stehlen, ablisten und mit welschen Seelen vertauschen wollen. Der jesuitische Angriffsplan auf das neue deutsche Reich ist aber eben so übel berechnet, wie es der des französischen Imperators im vorigen Jahre war. Auch der Imperator speculirte auf den Abfall der Deutschen von Deutschland und ließ sich überreden, seine Emissäre und die jesuitische Propaganda habe in Altbayern schon alle deutschen Herzen in französische umgezaubert. Mag auch das neue Dogma dem Papst das Recht verleihen, alle katholischen Genossen des Reichs vom Eid der Treue gegen den Kaiser zu entbinden, Inquisitionsgerichte bis nach

Memel und Rendsburg hin zu errichten und Autodafés zu veranstalten. Er wird nicht Gelegenheit finden, von diesem Rechte Gebrauch zu machen. Die Deutschen lassen sich heutzutage von den Welschen nicht nur nicht mehr mit Waffen besiegen, sondern auch nicht mehr in dem Grade übertölpeln und dumm machen, wie die welsche Propaganda sich einbildet.

X.

Von der Toleranz.

In jeder Kirche zählt man Märtyrer, feiert sie und weiß es nicht genug zu preisen, daß sie eher das Leben, als ihren Glauben lassen wollten. Das ist das nämliche Ehrgefühl, aus welchem der rechte Mann für sein Vaterland, für seine Ehre, für den, dem er Treue geschworen, wie auch für das Recht und die Unschuld sein Leben opfert, und dasselbe Gefühl, in welchem das rechte Weib den Tod der Entehrung vorzieht. Diesem natürlichen und heiligen Gefühl der Ehre steht aber ein anderes zur Seite, nämlich das gerechter Entrüstung über die Gewalt, die uns zu einer ehrlosen Handlung zwingen will, also auch über den Glaubenszwang. Derselbe Glaube, für den ich gern sterbe, wird, wenn ich ihn selbst andern gewaltsam aufdringen will, zu einer Tyrannei, aus einer guten Sache eine schlechte Sache. Daraus folgt, daß das Martyrium die Toleranz nicht ausschließen kann. Wer Glaubenszwang zu leiden fürchten muß, soll auch keinen ausüben.

Gegen diese einfache Wahrheit sträuben sich aber die Menschen fast noch überall, weil die Genossen einer jeden Kirche die ihrige für die absolut bessere halten und es daher für keinen Zwang, sondern für eine Wohlthat ansehen, wenn sie andern ihren Glauben aufdrängen. Bekanntlich rühmte sich Kaiser Ferdinand II., wenn

er die unglücklichen Protestanten niedermetzeln, köpfen und verbrennen ließ, es geschehe alles nur zum Besten seiner übrigen protestantischen Unterthanen, denn durch jenes Beispiel abgeschreckt und mit Dragonern und Hunden in die Messe gehetzt, könnten sie nun doch alle selig werden. In diesem Wohlgefallen an seiner eigenen Grausamkeit lag keine Schadenfreude, keine Bosheit. Er war zu stumpfsinnig, um sich nur die Frage aufwerfen zu können, ob sein Glaube auch der richtige sey. Er ließ morden und hinrichten mit demselben guten Gewissen und mit derselben Herzensfreude, wie bessere Fürsten hungernden Unterthanen wohl thun.

Außer der absoluten Dummheit und Bigotterie, die gar keines Urtheils fähig ist, ist es gewöhnlich ein politisches Interesse, welches den Glaubenseifer nährt und erhitzt, der Selbsterhaltungstrieb, die Habgier und der Ehrgeiz der Hierarchie, sodann das Interesse der weltlichen Fürstenmacht, den Glauben zu einem Mittel des Gehorsams ihrer Unterthanen zu machen. Zwischen jener Dummheit und diesem Interesse steht dann noch das Nationalgefühl in der Mitte, die natürliche, wenn auch noch so bornirte Berechtigung der Race, mit deren angeborener Charaktereigenthümlichkeit der Glaube eng zusammenhängt. Man denke an die Juden. Man weiß oft nicht, wie man Glaubens- und Nationalhaß unterscheiden soll. Man denke an den gegenseitigen Haß der katholischen Spanier und der calvinischen Holländer, an den Fanatismus der Muhamedaner in Ostindien gegen die christlichen Engländer.

Man braucht noch nicht die lächerliche Anmaßung zu haben, als übersehe man von einem höheren Standpunkt aus alle Religionen oder Glaubensarten und wisse ganz genau, was jede werth sey; wenn man sich aber auch darauf beschränkt, ein so hohes Wissen nicht zu besitzen, wenn man auch erwägt, daß in der Weltgeschichte alle Glaubensformen noch gar nicht erschöpft sind, und wenn man selbst in einseitiger Vorliebe für die eine oder andere befangen ist (wie das gewiß bei den meisten Menschen der Fall ist), so kann man sich doch nicht darüber täuschen, daß der Glaubenszwang, an andern ausgeübt, ein Unrecht und schweres Uebel ist. Denn erstens ist jeder, der in gutem Glauben handelt, dem andern, der dasselbe

thut, gleich berechtigt, und wenn der Glaube des einen Theils besser als der des andern ist, so muß die allmälige Anerkennung des Besseren auf dem Wege der Belehrung und Ueberzeugung gewonnen werden, nicht aber durch einen Zwang, welcher im Gegentheil auch die bessere Religion dem, welchem sie aufgezwungen werden soll, verhaßt macht.

Wenn es sich vollends um die Religion der Liebe handelt, so erscheint es im höchsten Grade unnatürlich, daß gerade in ihrem Namen fanatischer Haß die Andersgläubigen verfolgt. In der ganzen Weltgeschichte gibt es keinen größern Contrast, als zwischen dem sanften Heiland, der den Menschen Bruderliebe empfahl und seine Arme liebend der ganzen Menschheit öffnete, und jenen Päpsten, Inquisitoren und bigotten Königen, welche unter ihren Mitmenschen und Mitchristen mit ärgerer Grausamkeit als die rohesten zähnefletschenden Kannibalen wütheten. Denn sie verübten ihre Schandthaten im Namen des milden Jesu. Sie kannten seine Lehre und handelten ihr wissentlich zuwider. Sie waren nicht roh wie die Wilden, sondern wohl unterrichtet und stolz auf ihre allein entscheidende Theologie und Scholastik. Es war also boshaftes Raffinement, wissentliche und absichtliche Sünde gegen den h. Geist, wenn sie einzig von hierarchischer Habgier und im Interesse des weltlichen Despotismus, unter dem Namen Ketzer Christen verfolgten, welche wirklich Christen waren und nicht Heuchler, nicht bekreuzigte Teufel.

Ich habe auf die Wahlverwandtschaft zwischen gewissen Glaubensbekenntnissen und Racencharakteren aufmerksam gemacht. Raceninteresse und Racenhaß gereichen der confessionellen Verfolgung, indem sie dieselbe verschärfen, doch gewissermaßen zur Entschuldigung, denn es gibt tiefe Racenzüge, die einem thierischen Instinkte gleichen und dem Menschen etwas von der thierischen Unverantwortlichkeit mittheilen. Unter diesem Gesichtspunkt darf man mancherlei religiösen Fanatismus mit dem Racenzuge der Nation entschuldigen, bei der er sich ausgeprägt findet. Ich glaube das sogar auf die romanische Race ausdehnen zu dürfen. Bis zu welcher hohen Geistesbildung es dieselbe auch gebracht hat, steht sie doch darin der germanischen Race nicht gleich und noch viel weniger in der Tiefe und

dem Adel des Gemüthes. Deshalb ist auch in der germanischen Race der religiöse Fanatismus niemals bis zu dem Grade von Bestialität und Wahnsinn gesteigert worden, wie in der romanischen.

Man hat die welthistorische Bedeutung der germanischen Race noch nie recht gründlich gewürdigt. Sie ist die reich begabteste von allen. In ihr halten sich Eigenschaften das Gleichgewicht, die bei andern Racen nur einzeln vorkommen. Vermöge ihres Universalismus eignet sie sich am besten, theils ihren Einfluß allen andern Racen mitzutheilen durch Colonisation und Ausbreitung über alle Welttheile, theils auch wieder von allen zu empfangen, sich für alle zu interessiren, alle zu verstehen, von allen zu lernen. Nur die germanische Race hat es verstanden, großartig zu colonisiren und zugleich das Wissen aller Völker und Zeiten sich anzueignen. Weder das eine noch das andere ist der romanischen Race jemals in so weitem Umfang und mit solcher Energie und Gründlichkeit gelungen. Von allen andern Racen zu schweigen, welche mehr oder weniger tief unter diesen beiden stehen. Nun wird aber, was der große Vorzug der germanischen Race ist, zugleich zum größten Nachtheil derselben, denn bei ihrer erstaunlichen Vielseitigkeit ist es unvermeidlich, daß sich Gegensätze in ihr bilden und bekämpfen, sowie auch, daß sie, angezogen von dem Reiz des Fremden, über dem Interesse für dasselbe sich selbst, ihren eigenen höhern Werth, ihren Nutzen, leider auch oft ihre Ehre vergißt.

Daraus nun erklärt sich, warum die germanische Race einerseits sich das größte Verdienst um das Christenthum erworben hat und es sich in noch höherem Grade zu erwerben berufen ist, und sich doch andererseits des Glaubens wegen spaltet und kirchliche Gegensätze ausbildet, wie sie in keiner andern Race vorkommen. Das größte Verdienst um das Christenthum hat sich die germanische Race erworben dadurch, daß sie zur Zeit der Völkerwanderung leistete, was die verkommene griechische und römische Race nicht mehr leisten konnte, die siegreiche Behauptung des christlichen Gebiets gegenüber dem Islam, welcher schon tief in Europa eingedrungen war, und gegenüber dem im Osten und Norden noch immer übermächtigen Heidenthum. Nicht minder groß war das Verdienst der

Deutschen um das Christenthum dadurch, daß sie dasselbe nicht sophistisch wie die Griechen und auch nicht hierarchisch wie die Römer, sondern viel reiner von menschlichem Egoismus auffaßten, zumal in seinem sittlichen Adel und in seiner Gemüthstiefe. Trotz des Christenthums ist das sittliche Verhalten der südeuropäischen Race von sehr zweifelhaftem Werthe geblieben. Nur in der germanischen Race hat das Christenthum die Sinnlichkeit und das Verstandesraffinement mehr überwunden, die Unschuld der Seelen, die Treue des Charakters besser bewahrt, aber auch zugleich die weitaus umfassendste und gründlichste Theologie erzeugt. Aus demselben Grunde bleibt ihr auch für die Zukunft ihre christliche Mission gesichert, wie das auch schon Döllinger in seinen Erörterungen aus Anlaß des neuen Concils hervorgehoben hat.

Wenn man nun diese Thatsachen anerkennt, so muß man auch zugeben, daß es keiner Race näher liegt, als der germanischen, die confessionelle Toleranz zu pflegen. Denn dadurch allein wird sie fähig, die Vorzüge, welche sie auszeichnen, andern Racen zu vermitteln, da im Gegentheil durch Intoleranz und gegenseitiges Anfeinden und Zerfleischen um des Glaubens willen sie sich um ihren Vorzug bringt, gegenüber den andern Racen schwächt und ihnen zum Spott wird. Ja zum Spott! Auf dem letzten römischen Concil durften sich die unwissendsten römischen Pfaffen anmaßen, die frömmsten, sittenreinsten und hochgebildetsten Bischöfe und Theologen überstimmen und mit ihrer Unvernunft deren Weisheit verdammen zu wollen, während das große Deutschland ihnen wegen seiner Trennung in verschiedene andersgläubige Kirchen nicht imponiren konnte. Wären wir nicht confessionell getrennt, kümmerten wir uns Deutsche alle um einander und stünden uns einander bei gegen jene romanische Rotte, so würden wir nicht nur das Recht haben, sie tief zu verachten, sondern wir würden uns ihrer auch reell und mit Leichtigkeit erwehren können.

Man kann aber die Toleranz nicht empfehlen, ohne erst ein wenig zu untersuchen, wie sie richtig zu verstehen ist, denn sie ist leider nur zu oft arg mißverstanden worden. Aus der Gleichgültigkeit gegen besondere Religionen ist oft eine Gleichgültigkeit gegen die

Religion überhaupt geworden und wegen des genauen Zusammenhangs der Moral mit der Religion hat man auch gegen die Moral gleichgültig werden zu müssen geglaubt. Dasselbe gemeine Volk, welches leichtgläubig alles angenommen hat, was ihm verschmitzte Pfaffen vorgelogen haben, um es in den dicksten Aberglauben hineinzuführen, läßt sich im Zeitalter der Aufklärung auch wieder von verschmitzten Verführern anderer Art überreden, weil dies und das, was ihnen die Pfaffen vorgeschwatzt hätten, notorische Lügen gewesen seyen, so sey auch alles, was ihnen durch die Kirche und durch den Religions-Unterricht beigebracht worden sey, nichtig und verwerflich und brauchte es sich auch an die Vorschriften der Moral nicht mehr zu binden, eben weil sie von dieser der Verachtung anheimfallenden Kirche herkäme. Manchem modernen Volksverführer kam es viel weniger darauf an, das Volk vom Aberglauben zu befreien, als vielmehr es zuchtlos zu machen, um sich seiner zu revolutionären Zwecken zu bedienen.

Sofern die Toleranz zur Indifferenz und religiösen Gleichgültigkeit geführt hat, machte sie sich nicht selten auch lächerlich. So war es im vorigen Jahrhundert einmal Mode, dem Gott der Juden und Christen nicht nur den muhamedanischen Allah, sondern auch die alten Heidengötter Jupiter, Odin, Brahma, Buddha und Vitzliputzli gleichzustellen. Das war ein Lieblingsthema des alten Johann Heinrich Voß, wie auch Kotzebues und wie es auch in Freimaurerliedern anklingt. Vor einem Criminalgericht wurden zwei Verbrecher nach Namen, Heimath, Religion gefragt. Der eine, ein Engländer, antwortete: Ich habe gar keine Religion; der andere, ein Franzose, sagte höflich: Ich habe jede Religion, welche Sie wünschen. In China ist eine der ersten Pflichten der Gesellschaft, seine Religion tief unter die desjenigen zu stellen, mit dem man spricht. O wie beneidenswürdig sind Sie, Mitglied einer so vortrefflichen Religionsgesellschaft zu seyn, sagt der Eine. O ich bitte Sie, erwiderte der Andere, die Ihrige ist ja noch viel vorzüglicher. Kommt ein Dritter dazu, so wird wieder dessen Religion als die allervorzüglichste gepriesen, wogegen er wieder lebhaft protestiren muß. Kurz, jeder setzt seine Religion so viel als möglich herab,

um die des andern zu erheben. Das ist ganz allgemein in China Gebrauch, wo sich außer der Staatsreligion des Confutius und dem Buddhismus noch mehrfache Sekten zwar streng von einander unterscheiden, einander aber niemals verfolgen, sondern auf die liebenswürdigste Weise von der Welt toleriren. Nur gegen die Christen ist man in China intolerant geworden, woran aber nicht die Chinesen, sondern nur die Christen selber schuld sind, weil sie im Widerspruch mit der Gewohnheitstoleranz und dem feinen gesellschaftlichen Takte der Chinesen auf die unhöflichste und rücksichtsloseste Weise die einheimischen Heidenreligionen verhöhnen und verdammen.

Obgleich die chinesische Toleranz jedenfalls vernünftiger und humaner ist, als die katholische Intoleranz, welche die Scheiterhaufen der Inquisition anzündete, oder als die griechisch-russische Intoleranz, welche die armen Katholiken in Polen zur Verzweiflung bringt, so ist sie doch auf uns Europäer nicht anwendbar, so lange noch ein Gefühl religiösen Ernstes in uns lebt und wir das Heiligste unserer Ueberzeugung nicht einer bloßen gesellschaftlichen Convenienz und Höflichkeitsphrase aufopfern. Aber was immer mit der Toleranz für ein Mißbrauch getrieben worden ist, so heben diese Ausnahmen die Gültigkeit ihrer Regel nicht auf. Sie ist und bleibt die Regel der Humanität, der auch das Evangelium nicht widerspricht, denn Christus war ein sanfter Lehrer der Wahrheit, die allein frei macht. Er war duldsam und nachsichtig gegen die, welche nicht aus bösem Herzen, sondern nur aus Schwachheit irrten. Es fiel ihm niemals ein, die von ihm verkündete Religion mit Feuer und Schwert durchsetzen zu wollen, wie Muhamed oder wie Philipp II. mit der Brandfackel des heil. Dominicus. Und was würde er wohl dazu gesagt haben, daß der russische Czaar, welcher zugleich Papst der griechischen Kirche ist, nur Christen, Katholiken in Polen, Lutheraner in den Ostseeprovinzen verfolgt, gleichzeitig aber in Bezug auf die Heiden große Toleranz übt und den Buddhisten an der chinesischen Grenze prachtvolle Tempel baut und zahlreiche Priester besoldet? Beides aus dem gleichen politischen Interesse: nach Westen hin spielt man das allein heilige Rußland,

nach Osten hin sucht man die Heiden zu gewinnen, um sie von China abzuziehen. Toleranz und Intoleranz gilt der hohen Politik gleich. Bald setzt sie ein weltliches Interesse mit dieser, bald mit jener besser durch, und das allein entscheidet.

In dieser Weise ist nun das Christenthum schon von Constantins des Großen Zeiten an, der es zum erstenmal zu politischen Zwecken benutzte, mißbraucht worden. Dieser Kaiser war noch tolerant, weil sein Reich noch voll Heiden war, die er schonen mußte. Spätere Kaiser in Constantinopel wurden fanatische Verfolger andersgläubiger Christen, wie dasselbe auch die römischen Päpste, die französischen Könige und die Habsburger in Spanien und Deutschland wurden. Die Jesuiten hetzten in Europa die katholischen Fürsten zur grausamsten Verfolgung der Protestanten auf und nahmen doch zu gleicher Zeit aus politischer Klugheit nicht den mindesten Anstand, den Chinesen, welche sie zur katholischen Kirche hinüber locken wollten, noch allerlei heidnische Andachten zu gestatten.

Ludwig XIV. verfolgte bekanntlich die Reformirten in Frankreich, nachdem er ihnen durch Aufhebung des Edikts von Nantes sein königliches Wort gebrochen hatte, auf die unbarmherzigste Weise und vertrieb Hunderttausende dieser rechtschaffenen Christen aus dem Lande, nachdem Zehntausend von ihnen hingerichtet oder erschlagen worden waren. Zu derselben Zeit trieb derselbe König die ärgste heidnische Unzucht an seinem galanten Hofe und füllte seine Schlösser und Gärten mit nackten Statuen heidnischer Götter und unzüchtiger Satyrn und Nymphen an. Zu derselben Zeit lud derselbe König von Frankreich den heidnischen König Chaon-Naraye im fernen hinterasiatischen Siam arglistig ein, er möge doch, um seiner Seligkeit willen katholisch werden. Die Bekehrung sollte ihm nämlich dienen, festen Fuß in Siam zu fassen, um von hier aus seinem Handel und seiner Marine in den ostindischen und chinesischen Gewässern mehr Aufschwung zu geben. Der König von Siam ertheilte ihm aber eine Belehrung, die heute noch von großem Werth für die ist, die es trifft.

„Ich muß mich wundern, schrieb der Siamese an den großen König in Paris, daß sich mein guter Freund in Frankreich so sehr

für eine Sache interessirt, die Gott allein angeht und für die Gott selbst sich nicht einmal zu interessiren scheint, da er sie unserer menschlichen Willkür überläßt. Denn dieser wahre Gott, welcher Himmel und Erde schuf und alle Kreatur, hätte er nicht, wenn er gewollt hätte, die Seelen aller Menschen für die Religion gleich stimmen können? Da er es nicht gethan hat, so müssen wir vernünftigerweise annehmen, es gefalle ihm und er wolle es, daß die Menschen ihn auf verschiedene Weise anbeten. Gott hat überall in seiner schönen und reichen Schöpfung das Einförmige vermieden und die größte Mannigfaltigkeit verschiedener Klimate, Länder und Kreaturen vorgezogen. Warum sollten wir also die Verschiedenheit der Religionsformen mißbilligen wollen, da sie in der Weisheit Gottes begründet ist?" Nach des bei der französischen Gesandtschaft betheiligten Pater Tachard Bericht in Rollins neuer Geschichte III. 267.

Ganz in derselben humanen Weise äußerte sich Kublai Chan, der berühmte Kaiser der Mongolen, als in seinem Reiche Juden und Muhamedaner die Christen verspotteten. Indem er ihnen dieses unduldsame Benehmen streng verbot, bemerkte er: „Gott, welcher die Güte selbst ist, ist zugleich auch die Gerechtigkeit, also verbietet er den Menschen, den Glauben Anderer zu verhöhnen, weil das weder gut, noch gerecht ist." Nach Marco Polos Bericht.

XI.

Von der Parität.

Die romanischen Stämme sind im katholischen Glauben geeinigt, die slavischen mit wenigen Ausnahmen im griechischen Glauben. Die Deutschen dagegen sind weder in der alten noch neuen Welt im Glauben einig. Darüber wird geklagt, aber man sollte bedenken, daß es nicht anders seyn kann. Die romanischen und

slavischen Völker sind einseitiger geschliffen als unsere brillante Nation. Sie vermögen keinen solchen Reichthum und solche Mannigfaltigkeit der geistigen Efflorescenzen und Tendenzen aus sich zu entwickeln wie die germanische. Wir sind das universellste Volk auf Erden. Das würde uns auch nicht schaden und könnte unserm politischen Zusammenhalten nach außen keinen Eintrag thun, wenn wir vernünftig genug wären, uns unter einander zu vertragen und allen unsern Sonderthümlichkeiten ihr Recht zu gewähren, ohne daß ein Recht das andere ausschließen und ohne daß die zum gemeinsamen Schutz nothwendige Einheit darüber verabsäumt werden dürfte.

Das Uebel, unter dem wir seit Jahrhunderten so schwer leiden, ist nur aus der unrichtigen Vorstellung hervorgegangen, daß wir Deutsche nach einer Glaubenseinheit streben müßten, wie die Romanen und Slaven. Man hat sie mit Gewalt durchzusetzen versucht, in mehr als einem blutigen Kriege und doch immer vergebens. Die Parteien mußten sich endlich dahin vertragen, friedlich neben einander fortzubestehen. Und doch ist man immer noch so unvernünftig, auf den alten Haß, auf die alten Ansprüche zurückzukommen und mittelst Glaubenszwanges durchsetzen zu wollen, wozu sich der freie Wille nicht bequemen will. Die germanische Race in Nordamerika ist praktischer. Ihre religiösen Parteien hegen keine solche Hintergedanken, die katholische vielleicht ausgenommen, die aber nicht die vorherrschende ist. Man hat sich dort gewöhnt, die kirchlichen Bedürfnisse je nach den Fassungskräften und Neigungen zu befriedigen, ohne desfalls Andern Zwang anzuthun oder sich selbst Zwang anthun zu lassen. Dabei gedeiht der Staat, gedeihen die Interessen des Friedens. Das entspricht den Umständen und liegt auch ganz im germanischen Charakter.

Wir haben oben bemerkt, wie sehr der germanische Norden Europas sich gegen die Uniformität des römischen Kirchenglaubens gesträubt hat, welche Bonifacius den deutschen, englischen und irischen Mönchen entgegensetzte. Wir haben nicht unerwähnt gelassen, wie lange die longobardischen, westgothischen, burgundischen, fränkischen und bayrischen Synoden sich gegen Rom sträubten und die Eigenheit ihres Ritus und ihrer Kirchensatzungen behaupteten. Nach

langen Zuckungen der sog. Ketzerei während des ganzen Mittelalters warf endlich der germanische Nacken das römische Joch von sich ab und traten wieder die Grundzüge der germanischen Natur in einem verhältnißmäßigen Reichthum von kirchlichen Tendenzen hervor. Man spürte freilich diesen wieder aufgrünenden Organismen an, wie viele Jahrhunderte sie unter der fremden Steinlast zusammengedrückt gelegen hatten. Es war noch keine recht gesunde, völlig freie Entfaltung des ureigenen deutschen Geistes. Man lebte trotz alles nationalen Zornes gegen das römische Papstthum doch immer noch in vielen Illusionen desselben. Man konnte sich sogar vom Grundprincip der römischen Vielgötterei nicht losreißen, welche doch die ersten zum Christenthum übergetretenen Deutschen im vierten Jahrhundert so entschieden perhorrescirt hatten. Ja die Deutschen der Reformationszeit lebten sogar noch in der hierarchischen Illusion, fabricirten Dogmen und wollten sie Andersdenkenden aufzwingen. Statt des römischen Papstes bekam man jetzt kursächsische, kurpfälzische, genferische, züricher, holländische, englische, dänische, schwedische Päpstlein genug, von denen jeder behauptete, sein und seines gnädigen Landesherrn Glaube sey der allein selig machende und wer anders glaube, müsse ewig in der Hölle brennen. Niemand genoß Glaubensfreiheit. Wer anders glaubte, als der Landesherr mit seinen Hofpfaffen befahl, konnte dem Kerker und dem Henkerbeil nur entkommen, wenn er sich in einem andern Lande niederließ.

Einzig die Kurfürsten von Brandenburg aus dem Hause Zollern machten eine ehrenvolle Ausnahme, denn sie suchten die deutschen Protestanten gegen den übermächtigen, gemeinschaftlichen Feind einig zu erhalten, mahnten sie von ihren Spaltungen ab und führten, als ihnen dieß nicht gelang, wenigstens in ihren eigenen Landen die Parität oder Gleichberechtigung der lutherischen und calvinischen Confession ein. Während diese beiden Confessionen sich sonst überall in tödtlichem Hasse verfeindeten, lebten sie im Kurstaate Brandenburg friedlich beisammen. Hier wurde das erste Beispiel eines vernünftigen Verhaltens des Staats zur Kirche gegeben, wie es später erst in den Vereinigten Staaten von Nordamerika nachgeahmt wor-

den ist. Sind die Confessionen gleichberechtigt, so vertragen sie sich unter einander, so wird das Abschleifen von Vorurtheilen leichter, so wird es möglich, daß jeder mündige Geist frei wählen kann, welches Glaubens er leben will. Kein Zwang fesselt mehr die Glieder der Gemeinde. Nur freiwillig unterwerfen sie sich der Autorität, die ihnen durch ihre Vorzüglichkeit am meisten imponirt. Parität ist dem Zwangssystem einer angeblich allein seligmachenden Kirche, einer allein herrschenwollenden Kirche, einer erobernden Propaganda, wie auch der unnatürlichen Unionen bei weitem vorzuziehen. Was würden die Nordamerikaner wohl denken, wenn man ihnen die Infallibilität des Papstes oder des Czaaren aufdrängen, oder wenn man Methodisten und Baptisten eine Union zumuthen wollte.

Herrschsucht und blinder Glaubenseifer verschärfen nur die Gegensätze, fordern ein Extrem durch das andere heraus und nähren und steigern die unsinnigsten Vorurtheile, während es nur bei gegenseitiger Duldung und Parität Vernunftgründen möglich wird, die Extreme des unvernünftigen Unglaubens wie des unvernünftigen Aberglaubens allmälig zu bewältigen. Sofern nun die romanische Race die Neigung hat, aus dem Aberglauben in den Unglauben überzuspringen, und die slavische, in der dicksten Finsterniß des Aberglaubens fortzuschlafen, so ist der germanischen Race die welthistorische Aufgabe gestellt, der Vernunft zwischen den Extremen Recht zu verschaffen. Die Vernunft verwirft den Glauben nicht, verlangt aber einen natürlichen und zugleich durch das Bewußtseyn der sittlichen Pflicht geheiligten Glauben, so daß sie hier dem römischen und griechischen Aberglauben, wie dort dem modernen Unglauben entgegentreten muß. Ueber die rechten Grenzen fehlt es aber noch sehr an Verständniß.

Wir unterscheiden in der germanischen Race, die redlich nach Vernunft strebt, doch immer noch ein rechtes und linkes Centrum, eine Partei des Supranaturalismus und des Rationalismus. In der ersteren spielen die Schattirungen mehr und mehr in den Aberglauben hinüber und die letztere magert allmälig zum Unglauben ab. Allerdings ist es schwer, hier nicht auszuschreiten. Der mün-

dige Geist spricht völlige Befreiung vom Aberglauben als sein unveräußerliches Recht an; aber die Rücksicht auf die vielen Unmündigen in der Welt findet den Supranaturalismus nothwendig, um die Bösen zu schrecken, die Kinder zu leiten.

Justus Möser, der treffliche Patriot, schrieb 1779 „über die künftige Vereinigung der evangelischen und katholischen Kirche", abgedruckt in der Berliner Monatsschrift 1786 I. 495, und sagte darin: „Der h. Geist redet anders mit Kindern als mit Männern. Die Empfänglichkeit eines Leibnitz verträgt höhere Ideen, als die des gemeinen Mannes, und die Kirche fehlt nicht, wenn sie so lange, bis alle Bauern Mathematiker sind, die Sonne am Zeiger Ahas sich verweilen läßt." Darin liegt sehr viel Wahres, aber schon Pichler hat mit Recht dagegen bemerkt, die katholische Kirche zwinge die Mathematiker zu der kindischen Vorstellungsweise der Bauern. Nur bei voller Toleranz können die Ueberzeugungen hochgebildeter Menschen sich neben dem Köhlerglauben des Volks aussprechen. Die Kirche, welche notorische Wahrheiten verketzert und die Freigeisterei, welche den Unmündigen allen guten Glauben wegraisonnirt, sind beides Extreme.

Wenn die Buchdruckerkunst nicht erfunden wäre, so könnte man zu den heilsamen Einrichtungen des classischen Alterthums zurückkehren und die reifen und höher gebildeten Geister könnten gleich den Mysten in Geheimbünden ihre besondere Weisheit pflegen, ohne dem gemeinen Volke, das bei seinem niedern Götzendienste verharrte, Anstoß zu geben.

XII.

Die große Aufgabe des germanischen Nordens.

Das Christenthum hat vom heiligen Lande aus seinen Durchgang durch das Griechen- und Römerthum genommen, bis es zu uns Deutschen kam. Da ist ihm unterwegs, wie wir bereits ausführlich erörtert haben, überaus viel Unchristliches angeflogen. Eine Zeitlang wurde durch die Verbindung der zum Christenthum bekehrten Deutschen mit Rom ein besseres Element in das römische Christenthum hineingetragen. Indem aber Rom dieses bessere Element wieder ausstieß und durch ein heidnisches vermittelst der Renaissance ersetzte, verdunkelte und verunreinigte es das ursprüngliche wahre Christenthum immer mehr, und obgleich es gleichsam krampfhaft seine Kirchentyrannei festzuhalten suchte und dabei der weltlichen Tyrannei der Häuser Habsburg und Bourbon die niedrigsten Schergendienste leistete, sank doch sein Ansehn und seine Macht über die Seelen immer mehr herunter.

Die romanische Race war nicht geeignet, das Christenthum rein und richtig aufzufassen. In dieser Race herrschten zu viel thierische Instinkte, zu wenig sittliche Selbstbeherrschung, zu viel Sinnlichkeit, zu viel Lust an Aeußerlichkeiten und am Scheine, zu viel Genußsucht und Habgier, zu viel Eitelkeit. Daneben besaß sie Geschmack, Kunstsinn, einen scharfen Verstand und Raffinement, womit sie sich gern über ihre eigenen Fehler täuschte und ihre Sünde beschönigte. Daß eine solche Race das Christenthum so lange manipulirt hat, bis es ein ganz ander Ding, nämlich ein Mittel der Herrschsucht, ein Schreckenssystem und zugleich ein Täuschungssystem, ein Schauspiel, eine Lüge wurde, darf nicht Wunder nehmen. Als eine Hauptsache muß betont werden, daß der romanischen Race grade das fehlte, was vorzugsweise Pflicht des Christen ist, nämlich die Nächstenliebe, die Humanität, das Interesse, die Sorge, die Aufopferung für andere. Egoismus, Eitelkeit, Selbstüberhebung

und erbarmungslose Härte gegen andere Menschenracen charakterisiren alle Romanen. Sie sind sogar gegen die Thiere grausamer als andere Racen. Aus diesem Grunde sind sie auch trotz ihres angeborenen Scharfsinns ungeheuer unwissend in Bezug auf alles, was nicht sie selbst betrifft. Sie würden gleich uns Deutschen mehr von andern Ländern und Völkern wissen, wenn sie sich nur um sie bekümmern wollten, aber das erlaubt ihnen ihr Egoismus nicht.

Wenn gleich die römische Curie, zumal unter der Leitung der Jesuiten, eine große Orientirung besitzt, so hat sie doch geflissentlich ihre Weltkunde für sich behalten und den katholischen Völkern nichts davon mitgetheilt. Die Klugheit des Hirten bestand darin, die Schafe immer dümmer zu machen. Daher finden wir im Bereich der römischen Kirche den Unterricht vernachlässigt, in romanischen Ländern fast gänzlich. Nur in den germanischen ließ sich das Verdummungssystem der protestantischen Nachbarschaft wegen nicht so consequent durchführen. Man sehe in Frankreich, Italien und Spanien, wie Wenige vom gemeinen Volke nur lesen und schreiben können und wie wenig selbst die sog. gebildeten Classen von Geographie und Geschichte wissen? Ueberall tritt uns hier die crasseste Unwissenheit entgegen, aber gepaart mit einem Dünkel der Verachtung, man brauche von andern Völkern nichts zu wissen.

Diese Race nun, auf der die größte Schuld der Verfälschung des Christenthums lastete, war nicht im Stande, das angemaßte Privilegium der alleinseligmachenden Kirche siegreich durchzuführen. Sie konnte weder selber die verderbte Kirche reformiren, noch die germanische Reformation verhindern. Nichts gereicht ihr so sehr zur Beschämung, als daß ihr jeder sittliche Muth zu einer Reformation abging und nur der unsittliche Muth zu Revolution und Anarchie übrig blieb, sofern sie vom dicksten Aberglauben gleich in den frechsten Unglauben fiel.

Das Papstthum erholte sich nur zum Scheine von seiner doppelten Niederlage, die es durch die deutsche Reformation und durch die französische Revolution erlitt. Es verdankte seine Fristung nach Napoleon's Sturze wieder nur der Gunst der weltlichen Mächte, deren reaktionäre Politik sich der römischen Curie und des wieder-

hergestellten Jesuitenordens zur Bekämpfung des Liberalismus bedienen wollte. Aber zu einer neuen tiefen Beschämung der romanischen Race gelang es derselben zwar, die reaktionäre Politik zu überwinden, aber nur um wieder in den Unglauben und die anarchischen Triebe der ersten französischen Revolution zurückzufallen, ohne irgend eine gesunde Reform durchzusetzen oder auch nur dazu den Entschluß zu fassen. Alles hat hier in Frankreich, Italien und Spanien den unproduktiven Revolutionscharakter, ein ewiger Fortschritt zwar, aber nur einer des zerstörenden Sturms und nicht der gedeihlichen Saat. Das römische Papstthum nun, ringsum von Vulkanen umgeben, verlor in den romanischen Ländern von Jahr zu Jahr mehr sein Ansehen an die revolutionären Parteien der Republikaner, Mazzinisten, Progressisten, und machte auch nicht den geringsten Versuch, durch gesunde Reformen in der Kirche selbst, welche jetzt nöthiger als jemals gewesen wären, wenigstens den bessern Theil der Bevölkerungen mit einer schönen Begeisterung zu erfüllen und ihm einen sittlichen Impuls zu geben. Es beharrte vielmehr nicht nur auf allen bisherigen kirchlichen Mißbräuchen, sondern vermehrte sie noch und stellte sich in einem fast wahnsinnigen Uebermuthe Allem entgegen, was ihm die Liebe und das Vertrauen der Völker und der weltlichen Regierungen etwa wieder hätte gewinnen können. Anstatt die Wildheit in der modernen Gesellschaft, wie sie vorzugsweise bei den romanischen Völkern hervortrat, mit christlicher Weisheit und Milde zu zähmen, überbot es selbst auch die wildesten und trotzigsten Parteien durch sein neues Dogma der Unfehlbarkeit, womit es frischweg die Weltherrschaft und die umfassendste Befriedigung seiner Willkür mit einer Gewaltthätigkeit in Anspruch nahm, mit welcher seine faktische Ohnmacht merkwürdig genug contrastirte. Das durch die Encyclica und den Syllabus, durch das neue Dogma der unbefleckten Empfängniß vorbereitete und durch die unberechtigte Mehrheit des terrorisirten Concils erzielte Unfehlbarkeitsdogma war ein Streich der Verzweiflung, ein Auswerfen des letzten Trumpfes, ein va banque-Ruf. Und wie zu erwarten war, ließ derselbe die ausschließlich katholischen Völker des europäischen Südens viel gleichgültiger als die des germanischen

Nordens. Die Achtung vor dem Papstthum war bei den gutmüthigen Deutschen noch ungleich größer als bei den Romanen, weil man überhaupt in Deutschland religiöse Fragen noch ernst und wichtig nimmt.

Die Verkommenheit der katholischen Theologie in den romanischen Ländern bildet gleichsam die Folie zu der imperatorischen Anmaßung des Papstthums. Es befiehlt gebieterisch, weil es nicht belehren kann, nicht belehren will. Döllinger hatte sehr recht, als er einmal sagte, der Hort der katholischen Theologie werde allein noch in Deutschland gehütet. Man kann hinzufügen: Der Hort des Christenthums überhaupt.

Nur die germanische Race besitzt die Eigenschaften, welche der romanischen fehlen, um das Christenthum in möglichster Reinheit aufzufassen. Denn sie läßt es nicht in äußeres Gesetz, Schein und Prunk aufgehen, sondern erfaßt es mit dem Herzen innerlich und mit sittlichem Ernste. Auch ist sie sinnig und will wissen, was sie glaubt und warum sie es glaubt. Sie sucht die Vernunft mit der Ueberlieferung in Einklang zu setzen und läßt sich nichts Abergläubisches aufbürden, was der Vernunft widerstrebt und wovon sich ein Mensch mit gesundem Geiste unmöglich überzeugen kann. An diesem vernünftigen und wenn man will kritischen Grundzug in der deutschen Race nehmen nun auch die Katholiken in Deutschland als Stammgenossen theil. Trotz aller Verwahrungen der römischen Kirche hat doch der angeborene deutsche Sinn sich nicht bei ihnen verleugnet, ist bei ihnen die Erinnerung an den wohlthätigen Einfluß des Germanismus auf die frühere Kirche des Mittelalters noch nicht erloschen und hat in unsern paritätischen Staaten das Zusammenleben mit den Protestanten die Katholiken in Deutschland und insbesondere ihre Theologen mit unendlich mehr christlichem Geist, gediegenem Wissen und Gewissenhaftigkeit erfüllt, als die Katholiken und ihre Theologen im romanischen Süden. Mit Recht bemerkt Quirinus in seinen römischen Briefen vom Concil: „Durchschnittlich gelten in Rom alle deutschen Katholiken für halbe Protestanten; ein Deutscher muß erst besondere Beweise seiner correkten Gesinnung gegeben haben, ehe man ihm traut. Vor allem steht

die deutsche Theologie in schlimmem Rufe und das bloße Wort ‚Geschichte‘ im Munde eines Deutschen wirkt hier wie rothes Tuch auf gewisse Thiere.“

Auf einer solchen Grundlage darf man nun wohl die Hoffnung aufbauen, daß der germanische Geist bald begreifen wird, welche überragende Stellung ihm auf kirchlichem Gebiete zu theil geworden und welche Verpflichtung ihm damit auferlegt ist. Die katholische Frage, welche, nachdem die weltliche Herrschaft des Papstes ein Ende genommen, die romanischen Völker nicht mehr zu lösen vermögen, kann nur von den Deutschen gelöst werden. Zwischen dem vorherrschenden Unglauben im Süden und Westen, dem Protestantismus im Norden und dem Popenthum im Osten kann sich die katholische Kirche auf die Dauer schwerlich behaupten, wenn sie nicht durch die germanische Race gerettet wird. Das ist aber nur möglich, wenn sie sich einer Reinigung und Verjüngung im germanischen Sinne unterzieht.

Eine Fortsetzung und Vollendung der deutschen Reformation unter Beseitigung des Einseitigen, in das sie hineingerieth, wird uns grade in der heutigen Zeit sehr nahe gelegt, da der katholische Aberglauben in den romanischen Ländern selbst immer unvermeidlicher in Unglauben umgesprungen ist, und die bessern Elemente im Katholicismus nur noch durch den religiösen und sittlichen Ernst der germanischen Race gerettet werden können. Es läßt sich nicht mehr leugnen, daß im romanischen Süden und Westen Europas der Katholicismus in der Selbstauflösung begriffen ist, welche nach der schadenfrohen Voraussetzung einiger ultramontanen Klopffechter angeblich den Protestantismus bedrohe. Seit dem Josephinismus, seit der förmlichen Abschaffung der Kirche in der französischen Revolution, seit dem Raube des Kirchenguts in Italien, Spanien und Südamerika, seit der Dekatholisirung Polens, seit dem Sturm gegen das Concordat in Oesterreich hat die römische Kirche immer neue, schwere und unersetzliche Verluste erlitten. Man hat der Hierarchie die Maske abgerissen und die nackte Corruption kam zum Vorschein. Das Unglück dieser romanischen Länder ist nicht, daß dem einen Extrem des Aberglaubens das andere des Unglaubens über den

Kopf wächst, sondern daß gar keine Aussicht vorhanden ist, sie könnten die vernünftige und die solide Mitte finden, um von ihr aus das eine wie das andere Extrem zurückzuweisen. Der Mastai'sche Herkules selbst, der auch am meisten dabei interessirt gewesen wäre, diese rechte Mitte zu finden, hat auf seinem Scheidewege sie nicht gesucht. Anstatt den Weg, den einzig richtigen, zum wahren evangelischen Christenthum und zur Demuth vor Gott einzuschlagen, hat er die höchste Steigerung menschlichen Hochmuths, die Infallibilität des Eigenwillens, das Non plus ultra des kirchlichen Despotismus als sein Recht gefordert und beim Concil ertrotzt.

Diesem Extrem römischer Untrüglichkeit und Allmacht steht nun das andere der wildesten Anarchie in Frankreich gegenüber, beide unvermittelt und unfähig je vermittelt zu werden. Auf der einen Seite glänzt noch der Sodomsapfel der römischen Hierarchie in voller Pracht und auf der andern Seite zeigt er die abschreckende Fäulniß. Der letzte Krieg in Frankreich hat uns in der französischen Nation einen Abgrund von Irreligiosität und Unsittlichkeit, von Lüge und Bestialität enthüllt, wie er in einer germanischen und zudem protestantischen Nation gar nicht möglich wäre. Diese entsetzliche Corruption ist eine Frucht der römischen Hierarchie, und gleich ihr der romanischen Race allein angehörig. Auch in Italien, was in dasselbe romanische Gebiet gehört, erblicken wir dicht um den Vatican denselben Abgrund von Gottlosigkeit. In Spanien gibt es wohl noch fromme katholische Elemente, aber sie sind durch das servile Pfaffenthum und durch die Scheinheiligkeit, in welche sich die Unzucht bei Hofe einkleidete, der Mißachtung anheimgefallen. Ueberdem herrscht in der Klerisei selbst neben der jesuitischen Arglist in den romanischen Ländern durchgängig nur Unwissenheit und Stumpfsinn.

Wären diese Romanen noch zu irgend einer Selbsterkenntniß fähig, auf den Knien würden sie die germanische Race, von der sie an Religiosität wie an Bildung so weit übertroffen werden, um einen Oberhirten bitten, der sie auf bessere Waide führe. Aber sie sind zu sehr verkommen in Selbstüberschätzung und die edlern Eigenschaften ihrer Seele sind erstickt. Es wird uns nichts übrig

bleiben, als, von ihnen abgesondert, ihnen wenigstens ein besseres Beispiel zu geben. Jedenfalls aber sind die Deutschen selbst in ihrer großen Heimath fähig, eine Germanisirung des Katholicismus durchzuführen, und das ist das Ziel, dem wir zusteuern sollten. Die Mittel hätten wir, es fehlt nur an Muth, sie zu gebrauchen, und an Stolz, uns unserer Ueberlegenheit über die Romanen bewußt zu werden, welche nicht länger berufen noch fähig sind, Deutschland zu ihrer Domäne zu machen. Die deutschen Katholiken haben mehr Macht in der Hand, als sie sich noch deren bewußt sind. Aber diese ihre Macht ist latent, so lange sie immer nur rückwärts blicken nach Rom und nicht gradeaus in ihr großes deutsches Vaterland.

Häusler.

















